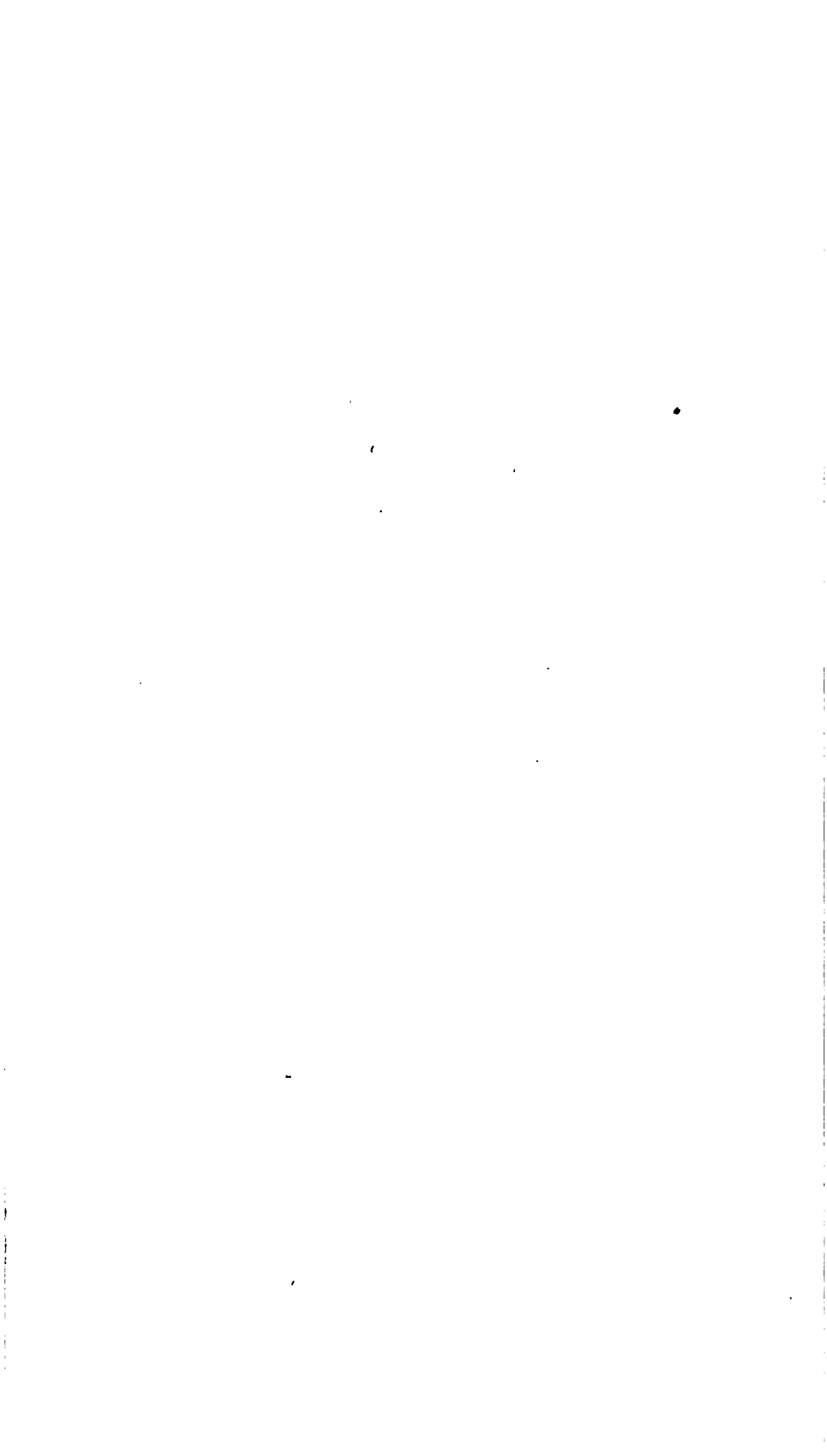
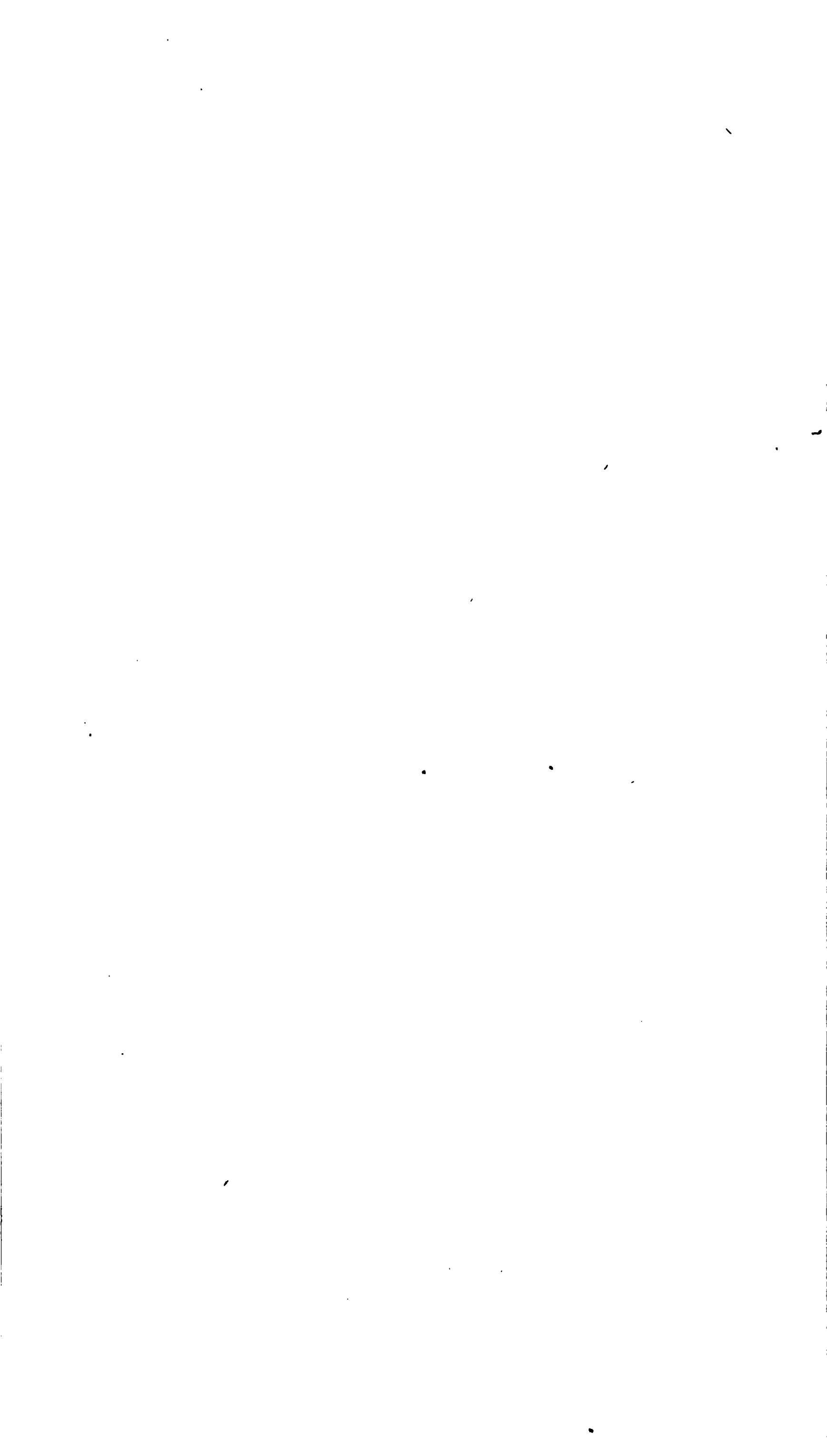



DOMI-
NUS
ILLU-
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.
1864







Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens.

Gesammelt

von

W. J. A. von Tettau

und

J. D. H. Temme.

Berlin, 1837.

In der Nicolaischen Buchhandlung.

Die

Volkssagen

Ostpreußens, Litthauens

und

Westpreußens.

Gesammelt

von

W. J. A. von Tettau

und

J. D. H. Temme.

Berlin, 1837.

Nicolaische Buchhandlung.

Einleitung.

Ist den wissenschaftlichen Bestrebungen der neuesten Zeit irgend ein Verdienst hoch anzurechnen, so ist es ihre Vielseitigkeit. So wie sie überall, selbst bis nach Indien und in das verschlossene China hinein, sich einheimisch machten, so gewannen sie auch intensiv an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit. Längst bei Seite gelegte, ja verachtete Zweige des Wissens wurden hervorgeholt und sorgfältig gepflegt. Vorzugsweise aber ward diese Gunst dem zu Theil, das, seiner Entstehung nach, gerade der Wissenschaft entgegengesetzt, unter denen zuerst aufgewachsen ist, welche aller Schulbildung fremd waren und das daher die Gelehrten von Fach auch bisher nur mit Mitleiden betrachten zu müssen geglaubt hatten — der Volkssage, dem Mährchen, dem Volksliede. — Kaum ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seit man zuerst begann, diesem Zweige geistiger Thätigkeit Aufmerksamkeit zu widmen, und schon sind wenige Länder, wo nicht wenigstens etwas geschehen wäre. Und läugnen läßt es sich nicht, daß die Volksliteratur dieser Pflege wohl werth war. „Obgleich," sagt Selden (bei Percy Reliques of ancient english poetry) „Manche die Flugschriften verachten, so kann man doch aus ihnen sehen, was für ein Wind weht. Nimm einen Strohhalm und wirf ihn in die Luft empor, so wirst du daraus entnehmen, woher der Wind kommt, was du nicht vermagst, wenn du einen Edelstein emporwirfst. Schwerere Dinge geben den

*2

Geist der Zeiten nicht so erkennen, als Lieder und Flugschriften."

Dies gilt nun vorzugsweise von den Volkssagen. Sie sind es, die uns von dem Geiste und der Gemüthsart der Nation das treueste, sprechendste Abbild gewähren. Denn, dem Volke entwachsen, tragen sie den Charakter seiner Individualität an sich; und ebendieselbe Verschiedenheit, welche, von der Uranlage, von Clima, Bodenbeschaffenheit, bürgerlicher Verfassung, Religion, den bisherigen Schicksalen und sonstigen physischen und moralischen Einflüssen bedingt, in der geistigen Befähigung und Richtung, in der sittlichen Bildung und Gemüthsbeschaffenheit der Volksstämme obwaltet, findet sich auch in ihren Sagen wieder. So charakterisirt düstere Gluth die spanischen, witzige und sanguinische Heiterkeit die französischen, Genialität und Schwermuth die britischen, sinniger Ernst die germanischen; in den nordischen prägt sich die starke, großartige Natur ihrer Heimath aus, in den italienischen die frische Ueppigkeit und der ewig unbewölkte Himmel der Umgebungen, unter welchen sie erwachsen.

Theilen nun die Volkssagen diese Seite ihres Werths meist mit den Volksliedern und Volksmährchen, so ist doch der, welchen sie für die Geschichte bieten, ihnen eigenthümlich, und je höher hinauf ihr Ursprung steigt, um so bedeutsamer werden sie in dieser Beziehung. Ueber den Urzustand des Landes und Volkes verbreiten sie ein viel helleres Licht, und bieten ein Gemälde in viel treueren Farben, als dies selbst die ältesten schriftlichen Zeugnisse vermögen, deren Ueberlieferer, meist einem fremden Volke angehörig, gewöhnlich die Dinge nicht mit unbefangenem Auge, sondern durch Okulare anschauten, welche die Farben mannigfach brachen und die Gegenstände bald zu klein, bald zu groß erscheinen ließen. Ja, die Urgeschichte jedes Landes besteht mehr oder

minder aus Volkssagen. Vorzugsweise wichtig werden diese aber, wenn, wie bei Preußen, die Ureinwohner gar keine schriftlichen Denkmäler hinterlassen, wenn die ältesten Berichterstatter nach Volksstamm, Gottesverehrung und durch Gelübde deren erbitterte Gegner waren, wenn überhaupt ältere schriftliche Quellen so äußerst sparsam fließen, daß sie weite, zwischen inne liegende Gebiete ganz unberührt lassen und das Ganze einer großen Wüste gleicht, wo wenige Oasen dem Wanderer einen Haltpunkt gewähren.

Berücksichtigt man endlich noch, wie die Volkssagen in hohem Grade geeignet sind, den Nationalsinn zu wecken und zu fördern, so bedarf die Herausgabe einer Sammlung gerade solcher, die sich auf Preußen beziehen, wohl um so weniger einer Rechtfertigung, als für dieses Land in der gedachten Beziehung noch so gut wie nichts geschehen ist.

Um nun aber das beim Sammeln beobachtete Verfahren zu rechtfertigen, scheint es vor allem nothwendig, die Gränzen des Gebietes genau zu bestimmen, welches der Volkssage angehört.

Auf der einen Seite gränzt dasselbe an das der Geschichte, auf der andern an die des Mährchens und des Volkliedes. Der Geschichte gehört alles an, was urkundlich bewährt ist; die vorhistorische Zeit fällt daher ganz in den Bereich der Sage und bildet in dieser den Kreis der sagenhaften Geschichte, denjenigen Theil der letzteren, der, von den ersten Ueberlieferern dem Munde des Volks entnommen, in der Tradition sein Fundament hat, mithin bei kritischer Sichtung von dem Historiker, als nicht vollkommen beglaubigt, bei Seite geschoben werden muß. Von der eigentlichen Sage unterscheidet sich die sagenhafte Geschichte auch namentlich dadurch, daß bei ihr das Unbegreifbare kein nothwendiges Element ist.

Erst von da an, wo gleichzeitige Gewährsmänner vorhanden sind, gewinnt die Geschichte vollkommen sicheren Boden, aber neben ihr wuchert die Sage noch fort. Hier verwachsen beide oft so innig in einander, daß es schwer wird zu bestimmen, welche Sprößlinge dieser, welche jener angehören. Denn es ist nicht noch alles, was bei strenger Kritik ungerechtfertigt bleibt, Sage; Irrthümer, Erdichtungen der Schriftsteller gehören nicht in deren Gebiet. In so weit sich nun nicht wirklich ein volksmäßiger Ursprung ergiebt, bleibt hier nur Ein Kriterium: das Wunderbare, der Natur der Dinge nach Unmögliche. Wenn bei allem Uebrigen die Vermuthung gegen eine Entstehung aus dem Volke her spricht, so zeugt sie hier dafür, und nur wo andere Thatsachen diese Präsumtion entkräften, es sich, z. B. bei den Legenden, nachweisen läßt, daß sie von denen, welche sie überliefern, selbst ersonnen sind, wird eine Ausschließung erfolgen müssen. Das Wunderbare, als nothwendiges Element für die Volkssagen der historischen Zeit, ist es denn auch, was dieselben von den geschichtlichen Anekdoten, von denen auch gewiß viele einer vollkommen zuverlässigen Beglaubigung ermangeln, scheidet. Obwohl die preußischen Chronisten deren eine große Zahl und theilweise nicht eben uninteressante enthalten, so haben wir dennoch geglaubt, dieselben, in so fern sich nicht wirklich etwas Volksthümliches in ihnen kund that, ausscheiden zu müssen, so die Erzählungen von der Bestrafung des ungerechten Richters durch den Hochmeister Ludger von Braunschweig, von der Jungfrau, die um ihre Ehre zu retten, sich selbst der Augen beraubt, von der Bekehrung des Sudauerfürsten Skomand, von dem gottlosen Wucherer und frommen Masuren, von dem Mauerkampfe des Hans von Baysen, von den Preußischen Messerschluckern u. a. m.

Von dem Volksliede unterscheidet sich die Sage nicht,

sowohl dadurch, daß jenes lyrischer, diese epischer Natur ist, denn auch das Volkslied hat einen epischen Zweig: die Ballade; sondern, daß die Sage sich beständig als einen Theil der Geschichte betrachtet wissen will, das Volkslied dagegen sich bewußt ist, ganz der Welt der Dichtung anzugehören. Jene ist objectiv; sie haftet immer an einer bestimmten Localität, einem durch die Geschichte gesicherten Namen; das Faktische, wenigstens das, was sie dafür hält, ist ihr so sehr Hauptsache, daß sie, wenn es ihr genommen wird, alle Bedeutung verliert. Das Volkslied ist subjectiv; es ist selbstständig und hat seinen Werth in sich, es bedarf keiner örtlichen und persönlichen Beziehungen; für die politische Geschichte der Nation ist es daher auch ohne allen Werth. Denn wir sehen, wie die Volkslieder von einem Volksstamme zu anderen, selbst über Meere und Gebirge ziehen, so daß es zuletzt unmöglich wird, ihr ursprüngliches Vaterland auszumitteln. So können sich Deutschland (des Knaben Wunderhorn Th. II. S. 19), Schottland (Percy Reliques Vol. III. p. 127) und Schweden (vergl. Geijer in der Einleitung zu seiner und Afzelius Sammlung schwedischer Volkslieder) um die Ehre streiten, die erste Heimath jener durch Bürgers Leonore so berühmt gewordenen Dichtung zu sein. Die schauervolle altschottische Ballade: Edward und seine Mutter (Percy Reliq. I. p. 59) finden wir in Schweden (der Knabe im Rosenhain bei Geijer und Afzelius Svenska Folk-Visor III. 3 – 4) und in Finnland (der blutige Sohn, in Schröters finnischen Runen S. 124) wieder. Dieser Uebereinstimmung, die sich noch mit unzähligen Beispielen belegen ließe und die sich selbst bis auf kleine Nüancen erstreckt, begegnet man nicht nur bei verwandten, sondern selbst völlig fremden, so den germanischen und slavischen Volksstämmen. Es vergleicht Swoboda (Königshofer Handschrift S. 36) daher auch

treffend die slavischen Volkslieder mit freundlichen Tauben, die von Einem Stamme zu andern Brüderstämmen flogen.

Anders ist es mit der Sage, sie ist stets an den Boden gefesselt. „Aus dieser ihrer Gebundenheit" sagt Grimm (deutsche Sagen Th. I. S. 7) „folgt, daß sie nicht gleich dem Mährchen überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommen vorhanden sein würde."

Das Mährchen hat es mit dem Volksliede gemein, daß es nicht auf bestimmtem Boden ruht, dieselbe Gränze scheidet beide von der Sage, doch so, daß diese dem Volksliede noch näher liegt, wie dem Mährchen. Denn letzteres reißt sich absichtlich von allem Concreten los; es setzt sich zum Zweck, aller Wirklichkeit zu spotten. Entfernen sich Sage und Volkslied von dieser, so ist das unwesentlich; dem Mährchen aber ist dieser Gegensatz nothwendiges Element. Es gehört ganz dem Reiche der Dichtung an, und nur in so weit die poetische Anlage der Nationen überhaupt von den äußeren Einflüssen bedingt ist, wird sich bei ihm noch ein Merkmal des Ursprunges kund thun.

Finden sich auch Beispiele, daß Volkssagen fast übereinstimmend bei verschiedenen Nationen angetroffen werden, wie z. B. die Sage von der Jungfrau, welche, um ihre Unschuld zu retten, sich selbst von ihrem Verfolger, unter dem Vorgeben, ihm ein Mittel, das ihn hiebfest mache, lehren zu wollen, tödten läßt; außer in Preußen auch in der Mark Brandenburg und selbst in Italien vorkommt, wie Aeneas Sylvius (Europa c. 20) von der Umhauung einer heiligen Eiche in Litthauen durch Hieronymus den Prager ganz dasselbe berichtet, was von der Entstehung Heiligenbeils erzählt wird, wie ferner der preußische Glaube von dem Erdmännlein in Deutschland, an dem von den Kobolden, Kurd Chimgen oder Heinzchen (Prätorius Welt-

Beschreibung I. 315—320, Grimm deutsche Sagen Th. I. S. 90 fgg.) und im ganzen Norden (Voigt Gesch. Preußens Th. I. S. 594) ein Seitenstück hat, wie sich überall Sagen von, durch Versinken von Kirchen oder Schlössern gebildeten Seen (vergl. z. B. Grimm l. c. S. 201), von Steinen, in denen des Teufels Krallen abgedrückt (Grimm l. c. S. 275), oder in die Brod (Ders. S. 326) oder Menschen (Ders. S. 308) verwandelt sein sollen, finden, welche alle wir auch unter den preußischen antreffen, so ist doch durchgängig eine bestimmte Oertlichkeit, eine Begebenheit, die in das Gebiet der Geschichte fällt, an die sie angeknüpft sind, vorhanden, welche sie wesentlich von dem Mährchen unterscheiden und ihnen im Gebiete der Sage ihren Platz anweisen.

Ist nun aber die letztere so innig mit dem Boden und den Erlebnissen des Volkes verbunden, so müssen auch beide auf sie von dem wesentlichsten Einflusse sein, und in der That erhält sie von derselben überall nicht nur ihren Stoff, sondern auch ihre Form.

Hier zeigt sich nun aber, daß Preußen in doppelter Beziehung sich in ungünstigen Verhältnissen befindet. Zuvörderst sind es nämlich stets die gebirgigen Länder gewesen, in denen dieser Zweig der Volksthümlichkeit am reichsten und mannigfaltigsten aufgeblüht ist. Ein weites Tiefland bietet in seinen räumlichen Bestandtheilen zu wenig Wechsel, als daß das, was auf ihm emporkeimt, was das Gepräge seines Ursprungs nicht verläugnen kann, eine bedeutende Vielseitigkeit zu zeigen vermöchte. Wie die Vegetation eines solchen Landes einen einförmigen Charakter an sich tragen muß, so wird es auch mit den Sagen der Fall sein. So sind in Deutschland es immer nur die Gebirgsgegenden, der Harz, Thüringen, Tyrol, Salzburg, Schwaben, die Rheinthäler, welche einen Reichthum in dieser

Beziehung besitzen; die weiten Ebnen Niedersachsens, Brandenburg, Pommern gewähren geringe Ausbeute und noch weniger der Zahl wie besonders dem Inhalte nach; die Ortssagen wenigstens zeigen hier überall die größte Einförmigkeit.

Auf die geschichtlichen und Geschlechtssagen haben die Bodenverhältnisse nun zwar nicht einen so unbedingten Einfluß; hier hat sich Preußen aber eben so wenig einer besondern Begünstigung zu erfreuen. Es ist nämlich im eigentlichen Preußen kein Volk, vielleicht kein Geschlecht mehr vorhanden, was eine Erinnerung an die Urzeit des Landes hätte bewahren können. Mit den Urbewohnern mußte auch ihre Geschichte, in so weit sie in der Tradition lebte, untergehn; nur das, was die Einzöglinge schon aufgenommen und selbst überlieferten, aber natürlich nach ihrer eigenen Individualität umgestaltet, und was gewiß nur einen geringen Theil des, wenn man nach dem Gebliebenen schließt, einst großen Reichthums ausmacht, ward aufbewahrt. Aber für den so erlittenen Verlust entschädigte kein neuer Erwerb. Denn da die Volkssage am Boden haftet, so kann sie nicht gleich einer fahrenden Habe mitgeführt werden. Sie gehört zu den unbeweglichen Besitzthümern eines Volkes. Die Erinnerungen aus der Heimath, an die Geschlechtsgenossen mußten in der Fremde verlöschen.

„Es bleibt überhaupt“, sagt Grimm (deutsche Sagen Th. II. S. IX.) „bei der Frage, auf welchem Boden die epische Poesie eines Volkes gedeihe und fortlebe, von Gewicht, daß sie sich in urdeutschen Geschlechtsfolgen am liebsten zeigt, hingegen auszugehen und zu verkommen pflegt, da wo Unterbrechungen und Vermischungen mit fremden Völkern, selbst mit andern deutschen Stämmen vorgegangen sind. Dies ist der Grund, warum die in Deutschland eingezogenen und allmählig deutsch gewordenen slavischen Stämme keine Geschlechtssagen aufzuweisen haben, ja auch

an örtlichen gegen die ursprünglichen Länder entblößt dastehn. Die Wurzeln greifen in das ungewohnte Erdreich nicht gern ein, ihrem Keime und Blättern schlägt die fremde Luft nimmer an."

In dem eigentlichen Preußen gestalteten sich die Verhältnisse noch ungünstiger, wie in den ehemals slavischen Ländern. Denn in den letzteren blieb doch, mehr oder minder, der Stamm des Lebens, wie er im Ablauf der Zeiten im Geiste Wurzel geschlagen und in seinen Veråstungen sich fortgebildet hatte, auch für die Zukunft stehen, und ihm ward Germanismus und Christenthum nur als eine geistige Veredlung aufgepfropft, so daß die frische Jugendkraft, welche in dem Stamm lebte, noch dazu diente, das veredelte Reis zur Blüthe und Frucht heranreifen zu lassen; in Preußen aber ward der alte Baum ganz ausgerissen und an seine Stelle ein neuer Pflänzling gesetzt, der nun selbst erst Wurzel schlagen und sich unmittelbar aus dem Boden sein Mark hinaufziehen mußte, so daß er um so später zur Blüthe und Frucht zu gelangen vermochte.

Wie wahr die obige Bemerkung sei, zeigt sich am deutlichsten, wenn wir das eigentliche Preußen (Ostpreußen) mit den beiden zugehörigen Nachbarländern Litthauen und Westpreußen vergleichen. Im ersteren ist vom Urvolke nichts geblieben, darum fehlen auch alle Erinnerungen an die vorchristliche und vordeutsche Zeit ganz; was sich an Sagen erhalten hat, ist entweder neuer oder schon zu einer Zeit, die jenem Untergange vorangina, aufgezeichnet. In Litthauen treffen wir wenigstens Spuren der Urbewohner; noch ist ihre Sprache nicht ganz verklungen, so ist denn auch noch nicht jede Ueberlieferung aus der Vorzeit erloschen, obgleich der gebliebene Urstamm wenig Anlage und Neigung für geschichtlich-epische Poesie zeigt, und nur das leichte, tåndelnde Lied ihn anspricht. Am reichsten hat diese sich aber in Westpreußen erhalten; denn hier bildet, wenig-

stens in einzelnen Theilen, das slavische Urvolk noch den fast unvermischten Volksstamm. Darum fehlt es hier nicht an mancherlei Stimmen, die an die früheste Vergangenheit mahnen. Aber der Slave hat, eben so wie der Litthauer, wenig Anlage und Neigung für geschichtlich-epische Poesie, und darum ist auch hier die Ausbeute ziemlich dürftig.

So nachtheilig nun auch die vorstehend berührten Verhältnisse gewirkt haben, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Geschichte Preußens im Mittelalter ein höchst eigenthümliches Gepräge an sich trägt. Einen geistlichen Kriegerstaat der Art finden wir sonst nirgends; der Kampf, wie er hier zur Verherrlichung und Ausbreitung der Kirche fast zwei Jahrhunderte hindurch gekämpft ward, hat nie etwas Gleiches gehabt; nirgends begegnet man so vielen Beispielen von dem glühendsten, alles opfernden Glaubenseifer. Auf die Gestaltung der Volkssage konnte dies nicht ohne Einfluß bleiben. Wie der rothe Faden, zieht sich durch sie die Glaubenssache hindurch; überall treten die Beziehungen auf die Religion, auf den zu ihrer und der Schutzpatronin des Ordens geführten Streit hervor.

Aus allem bisher Entwickelten lassen sich nun die Eigenthümlichkeiten der preußischen Volkssagen herleiten. Meistens beziehen sie sich auf die Einführung des Christenthums und den Kampf bei der Eroberung des Landes durch den deutschen Orden, gehören daher in die Klasse der Legenden; die Ortssagen knüpfen sich großentheils an Naturereignisse und Naturspiele, und wie beide Gattungen überhaupt nicht sehr mannigfaltig sein können, sind auch die einzelnen, denen wir begegnen, ziemlich einförmig; Geschlechtssagen sind fast gar nicht vorhanden, sagenhafte Geschichte nur so weit, als sie von den ersten christlichen Berichterstattern überliefert ist. Unter den Bewohnern selbst erhielten sich bis zur Zeit des Aufblühens der Wissenschaften in Preußen, d. h. bis zur Secularisation des Landes und der Stif-

tung der Universität Königsberg, aus der Urzeit her fast nur einzelne abergläubische Meinungen.

Hiernach zertheilen sich die Sagen in folgende Klassen. A. Historische. Charakteristisch ist ihnen, daß sie sich an eine bestimmte Localität entweder gar nicht knüpfen oder solche doch völlig außerwesentlich ist. Sie sind theils vorchristlich und zerfallen dann in die Ueberlieferungen aus der Geschichte der Urzeit und in die einzelnen abergläubischen Meinungen, die aus dem Heidenthum herübergewuchert sind; theils christliche älterer Zeit, wo sie dann sich entweder auf die Einführung des Christenthums und die Eroberung des Landes, oder auf spätere Heilige und einzelne Wunderzeichen, oder endlich auf den deutschen Orden und dessen Kämpfe mit den Nachbarvölkern beziehn; ferner solche, die späterer Zeit angehören, zuletzt Geschlechtssagen.

In die erste Untergattung gehört insbesondere die ganze Geschichte bis zur Ankunft des Ordens, die wenigen spärlichen Nachrichten abgerechnet, welche sich bei den auswärtigen Geschichtschreibern früherer Zeit finden, insbesondere also das, was aus der Chronik des Bischofs Christian in die späteren Schriftsteller übergegangen ist. Wenn dieser Ereignisse erzählte, die sich mehr als ein halbes Jahrtausend vor ihm ereignet haben sollten, so konnte nur die Sage seine Quelle sein, wogegen er von dem, was er vom Gottesdienste und den Sitten berichtet, aus unmittelbarer Kunde sprechen mochte. Letzteres gehört daher auch nicht mehr in das Gebiet der Volkssage.

Bei den Legenden im Allgemeinen ist wohl gewiß, daß sie weniger in dem Volke als in der Kirche ihre erste Entstehung gefunden und von letzterer dem ersteren überliefert sind, weshalb es denn auch durchaus angemessen ist, wenn sie sonst nicht in die Sagensammlungen Aufnahme erhalten. Anders ist es bei Preußen. Von seinen Wunderthätern, die ersten Begründer des Glaubenswerkes, Adal-

berts und Bruno, abgerechnet, hat die römische Kirche sie so gut wie gar keine Kenntniß genommen; ist es doch nicht einmal gelungen, für die heilige Dorothea vom päpstlichen Hofe die Heiligsprechung zu erreichen, und nur dem Volke verdankt sie ihre Canonisation. Preußen zur Ordenszeit hat aber auch gar keine theologische Literatur; was von Denkmälern jene Periode uns überliefert hat, ist fast durchgängig historischen Inhalts. Ueberhaupt war der Einfluß des Klerus hier nie von hoher Bedeutung, gewiß in keinem Staate der römisch-katholischen Christenheit geringer als in diesem geistlichen. Der Ritterorden ließ die Mönchsorden es entgelten, daß sie so lange seiner Entfaltung widerstrebt, wies ihnen, als sie nun bei ihm eine Heimath suchten, eine ziemlich untergeordnete Stellung an, und machte es ihnen unmöglich, irgend eine Gewalt über das Volk zu gewinnen. So erscheint es denn auch wohl gerechtfertigt, wenn man die preußischen Legenden den Volkssagen zurechnet. Was letzteren nicht unbedingt überwiesen werden konnte, wie z. B. manche Erzählungen vom heiligen Adalbert, die sich blos bei den Kirchenscribenten finden, ist ausgeschieden.

B. Bei der zweiten Hauptgattung, den geographischen oder Localsagen, ist das örtliche Hauptelement, das Zeit- und persönliche Verhältniß außerwesentlich. Sie verlieren im Gegensatz gegen die historischen alle Bedeutung, wenn ihnen jenes entzogen wird. Theils beschäftigen sie sich mit der Entstehung der Ortschaften, und hier ist es insbesondere, wo die Sage, wenn die Geschichte schweigt, gern eintritt; theils knüpfen sie sich an auffallende Naturformen. Einen See von unergründlicher Tiefe, oder auf dessen Grundfläche sich besondere Gestaltungen zeigen, glaubt man durch das Versinken von Orten erklären zu müssen; Steine, die einer menschlichen Figur gleichen, hält man für versteinerte Personen. So erklärt es sich, daß dergleichen Sagen nicht

selten, aber in einer Gegend, wo die Bodenverhältnisse wenig Abwechselung bieten, meist einförmig sind.

Wie hier die Gattungen und Klassen der Volkssagen aufgeführt sind, so haben sie auch bei der nachfolgenden Sammlung zum Faden, an den die einzelnen angereiht worden, gedient.

Bei der geographischen Begränzung hielten wir uns nun zwar im Allgemeinen an der politischen, welche gegenwärtig die Provinz Preußen hat; da jedoch Westpreußen, obwohl dem Volksstamm und der Geschichte nach meist von dem übrigen geschieden, nicht ausgeschlossen ward, so mußte auch das, was, wenn auch jetzt davon gesondert, bisher ihm zugehört hatte, wie die Länder Lauenburg und Bütow, berücksichtigt und selbst bei der Begränzung gegen die übrigen Länder polnischer Zunge zuweilen von der gegenwärtigen administrativen Scheidelinie abgewichen werden.

Um nun der Quellen, aus denen die Sammlung geschöpft worden, noch zu gedenken, so besitzt Preußen bis jetzt noch kein Werk, was sich speciell diesem Gegenstande widmete, aber besonders die früheren Chronisten enthalten einen nicht unbedeutenden Vorrath an Material.

Was die Sagengeschichte des Landes betrifft, so verdanken wir sie fast ganz dem Apostel der Preußen, dem Bischof Christian von Culm. Sein Werk ist zwar nicht mehr auf unsere Zeit gekommen, hat jedoch im sechszehnten Jahrhunderte noch existirt und ist namentlich von Simon Grunau und Lucas David benutzt. Weniges andre hierher Gehörige kommt auch bei Aeneas Sylvius und Erasmus Stella vor, die zwar schon im funfzehnten Jahrhunderte schrieben, aber Bischof Christians Werk nicht kannten und daher auch von diesem vielfach abweichen.

Für die frühere Ordenszeit ist Hauptquelle Peter von Dusburg, selbst noch Zeitgenosse des Kampfes mit den Ureinwohnern; für die spätern sind es Simon Grunau,

Lucas David und Caspar Schütz; der Erstere aus der Zeit, wo das Land zur weltlichen Herrschaft überging, die beiden Andern wenig später. Simon Grunau ist aber in Bezug auf seine Glaubwürdigkeit, besonders in der neuesten Zeit, mit so bittern Vorwürfen und in dem Grade überhäuft, daß man alles das, was sich an Volkssagen bei ihm findet, geradezu für seine bloßen Erdichtungen erklärt hat, daß er auch nicht einmal hier als Gewährsmann genannt werden könnte, wenn nicht der eine der Herausgeber dieser Sammlung es bereits in einer besonderen Schrift versucht hätte, Grunau's Glaubwürdigkeit in der vorliegenden Beziehung zu rechtfertigen. Daß dieselbe von dem Geschichtsforscher nur mit großer Vorsicht benutzt werden darf, ist nicht zu läugnen, aber gerade das, was für diesen seinen Werth schmälert, der gänzliche Mangel an Kritik, verleiht ihm einen um so bedeutenderen für den Sammler von Volkssagen. Wäre Simon Grunau bei der Zusammenhäufung seines Materials, denn viel mehr hat er nicht gethan, mit mehr Umsicht, Besonnenheit und Sichtung zu Werke gegangen, so würde er schwerlich eine solche Ausbeute an Volkssagen gewähren.

Etwas Aehnliches gilt von Henneberger, dem Hauptschriftsteller für das sechszehnte Jahrhundert; da es ihm selbst keine Mühe kostete, die allerwunderbarsten Dinge für wahr zu halten, so stand er auch nicht an, sie aufzunehmen. Seine ganze Persönlichkeit leistet unbedingt Gewähr, daß auch nicht die unbedeutendste seiner Erzählungen sein eignes Machwerk sei. Die Reisen, die er Behufs Anfertigung seiner großen Landtafel durch alle Gegenden des Landes unternahm, brachten ihn mit den verschiedensten Personen in Berührung. So erklärt sich die große Anzahl volksthümlicher Erzählungen, die sich bei ihm findet.

Einen geringeren Werth hat Löwe; theils ist er in seinen Nachrichten überhaupt weniger eigenthümlich, theils

macht ihn seine Stellung in der katholischen Kirche, als Kanonikus zu Guttstadt etwas verfänglich. An Leichtgläubigkeit giebt er jedoch Simon Grunau und Henneberger wenig nach.

Die Ausbeute aus den übrigen älteren Historikern, Johannes von Riesenburg, der Ordenschronik, der Daubmannschen und Dietmarschen Chronik, Waissel u. s. w., ist geringe; doch sind auch sie berücksichtigt worden.

Bald nach Löwe, namentlich mit Hartknoch, beginnt die kritische Bearbeitung der preußischen Geschichte; die Volkssagen würden daher auch als etwas Ungehöriges bei Seite geschoben, und nur selten findet sich noch eine beiläufige Andeutung.

Ueberall, wo wir einen Vorgänger hatten, haben wir ihn genannt. Dies schien durchaus nothwendig, um der Beurtheilung den erforderlichen Standpunkt anzuweisen. Es kam natürlich nicht darauf an, alle Schriften, in welche die Erzählung schon hinübergenommen, anzuführen; nur die ersten von einander unabhängigen Gewährsmänner mußten angegeben werden.

Die zweite Hauptquelle war die mündliche Ueberlieferung; sie möglichst zu benutzen, haben sich die Sammler nach Kräften angelegen sein lassen. Hier konnte man auch bei der Auswahl minder schwierig sein. Denn theils war der volksthümliche Ursprung hier unzweifelhaft, theils schien auch selbst das Unbedeutende um deshalb der Aufnahme werth, weil es außer dem Kreise seiner bisherigen Umgebung noch ganz ungekannt war, und weil sonst bei der geringen Anhänglichkeit, die jetzt das Volk für dergleichen Ueberlieferungen der Vorzeit, von deren Wahrheitsmäßigkeit es meist nicht mehr überzeugt ist, hegt, sein baldiges gänzliches Erlöschen zu befürchten steht. Alle die Sagen in unserer Sammlung, bei denen keine Quelle angeführt ist, sind dem Munde des Volkes unmittelbar entnommen.

Einer besonderen Erwähnung bedarf noch der Anhang,

der eine Sammlung verschiedener abergläubischer Meinungen enthält. Soll von dem Volksglauben ein vollständiges Bild entworfen werden, so können auch sie nicht fehlen; man kann sie als die Dogmatik der Sage betrachten; in so enger Verbindung sie aber auch mit der letzteren stehn, deren Basis sie gewissermaßen bilden, so ließen sie sich doch in deren einzelne Rubriken nicht unterbringen. Vieles stammt gewiß noch aus vorchristlicher Zeit, es ist aber mit dem Späteren so zusammengeflossen, daß man es nicht mehr zu sondern und bis zur ursprünglichen Quelle zu verfolgen vermag. Zwar hat nur wirkliches Eigenthum gerade der Bewohner Preußens Aufnahme erhalten, aber bei Vielem ist es wahrscheinlich, bei Anderem sogar gewiß, daß es nicht auf dessen Gränzen, selbst nicht auf die Deutschlands beschränkt ist. — So mag das Gelieferte denn ein Beitrag zu einer allgemeinen Darstellung des Volksglaubens bei den Völkern des Abendlandes sein. Erst durch Erweiterung und Vergleichung wird es seine wahre Bedeutung erhalten. Schriftliche Quellen boten hier wenig; dem Munde des Volkes unmittelbar wurde das Meiste entnommen; kein Theil unserer Sammlung wird aber auch so sehr wie dieser der Vervollständigung bedürfen.

So wie wir uns dem Inhalte nach unbedingt an unsere Quelle halten zu müssen und von dem Unsrigen, da es kein Werk der bloßen Unterhaltung galt, auch nicht das Mindeste beifügen zu dürfen glaubten, so sind wir auch rücksichtlich der Form von unsern Gewährsmännern möglichst wenig abgewichen; wo es ohne Anstoß geschehen konnte, sind selbst die Worte, wenn auch abgekürzt, beibehalten. Bei Uebertragungen aus fremder Zunge und bei den früher noch nicht mitgetheilten Sagen, bemühten wir uns in möglichster Einfachheit und Schmucklosigkeit das Ueberlieferte wiederzugeben.

Inhaltsverzeichniß.

Sagen.

Seite

Seite

***

Seite

Anhang.

Meinungen und Gebräuche.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	Zeile		statt	ließ
1	1	v. u.	Luc. David 1.	Luc. David I.
— 28	— 8	v. u.	— Lettische	— Lettische,
— 36	— 1	v. o.	— Waidewuttis	— Waidewutus.
— 40	— 19	v. o.	— S. 1.	— §. 1.
— 44	— 10	v. o.	— Par. III. c. b. fol.	— Tract. III. c. 6.
— —	— 5	v. u.	— Switvigail	— Switrigail.
— 48	— 6	v. u.	— historic.	— historia.
— 64	— 6	v. o.	— Annentag	— Agnestag.
— 79	— 3	v. o.	— Onkaim	— Oukaim.
— 92	— 3	v. u.	— Jüngingen	— Jungingen.
— 136	— 10	v. u.	— Zerneka	— Zerneke.
— 154	— 12	v. o.	— Zerneka	— Zerneke.
— 174	— 11	v. u.	— Relnensl	— Rehlensi.
— 221	— 2	v. u.	— Chronic.	— Comic.

Die Volkssagen

Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens.

---

1. Der Name Preußen.

Man hat viele Sagen und Meinungen darüber, woher der Name Preußen entstanden sei. Eine davon ist folgende: Der Name stammt her von dem lateinischen Worte Borussia. Dieses Wort aber ist auf folgende Weise entstanden: die Preußen wohnen unterhalb den Russen; unterhalb oder unten heißt im Polnischen pod und im Altpreußischen po, und daraus hat man nun gemacht Porussi oder Borussi, das heißt: die unterhalb den Russen Wohnenden. (Vergl. Nr. 18. unten.)

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen, Th. 3. 73. — Voigt, Gesch. Preußens, I. 607 flg.

2. Die alten Preußen.

In dem Lande zwischen der Weichsel und Memel haben in uralten Zeiten viele Völker gewohnt, die allerlei Namen hatten; sie hatten aber keine Städte, keine Dörfer, keine Häuser. Sie waren wild und barbarisch; sie brauchten nur Kleider, die sie aus Schilf machten; ihre Fürsten nannten sie Masos. Diesen gaben sie als Steuer ihre schönsten Kinder. Ihre Zeit brachten sie zu mit Schlafen. Mit den Weibern waren sie ganz ohne Schaam, sie vertauschten sie wie es ihnen gefiel; sie hatten viele Weiber, aber sie zeugten wenige Kinder.

Lucas David, 1. 10—11. — Simon Grunau, tractatus 2. c. 1.

3. Zug der Cymbrier nach Ulmigerien.

Nachdem die Gothen von Narses aus Italien verjagt waren, zogen sie zuerst nach Westphalen und wohnten in einem Orte, der noch jetzt von ihnen den Namen Göttingen führt; aber sie wurden auch von dort vertrieben und nach Cymbria oder Dänemark gewiesen. Es herrschte zu der Zeit in diesem Lande ein Fürst Theudott genannt. Diesem grauete vor den Gothen; und als sie zu ihm Botschaft geschickt hatten, ihn zu bitten um einen Ort Landes, in welchem sie gegen Entrichtung eines Tributes wohnen könnten, antwortete er ihnen: wie in seinem Reiche eine Insel wäre, Klein-Cymbria genannt, welche ein aus Scandia verjagtes Volk inne hätte, das ihm zum Trotze darin säße und ihn nicht als Herrn anerkennen wolle; wenn die Gothen ihm einen Tribut geben und die Scandianer vertreiben wollten, so möchten sie das Land einnehmen. Die Scandianer aber hatten vorher in Albion gesessen, und waren um ihrer Untreu willen von dem Könige Drusius nach Norwegen in die Verbannung geschickt, was damals Scandia hieß, von dem sie den Namen erhielten. Von dannen waren sie nach Cymbria gezogen, und hatten zuletzt auf der Insel Klein-Cymbria ihren Wohnsitz genommen.

Die Gothen gingen den ihnen von Theudott gemachten Vorschlag ein, und ihr Fürst Wißbo schickte zu den Scandianern nach Klein-Cymbrien und ließ ihnen sagen, wie ihm Theudott das Land, darin sie wohnten, verliehen hätte, dieweil sie ihn nicht als ihren Herrn erkennen wollten, und die Gothen es um einen Tribut angenommen; sie möchten sich also entscheiden, ob sie das Land gutwillig räumen, oder ob sie darin ferner wohnen wollten und davon zinsen, oder endlich ob sie um selbiges kämpfen wollten. Das Volk in Klein-Cymbria hatte zwei Herren, die

es für Könige hielt, genannt Bruteno und Widewuto; diese hielten mit ihren Edelingen einen Rath: was zu thun; sie, die geborne Herren wären, möchten sich nicht entschließen unterthan zu werden; auf einen Kampf könnten sie sich nicht einlassen, da es ihnen unmöglich war, den mächtigen Gothen Widerstand zu leisten; so beschlossen sie das Land zu räumen, und sie machten einen Vertrag darüber mit den Gothen, welche beschworen: daß sie die Scandianer in den neuen Sitzen ungekränkt lassen würden. Die Insel Klein-Cymbria ward nachgehends von den Gothen, die sie einnahmen, Gothland genannt; und dieselbigen bauten dort ein Schloß, das sie nach ihrem Fürsten Wyesboa nannten, und heißt noch heutigen Tages Wisby.

Bruteno aber und sein Bruder Widewuto setzten sich auf Flöße und fuhren durch Cronus (die Ostsee) und Hailibo (das frische Haff) und kamen in das Land Ulmigeria, wo sie ein Volk fanden ganz unerfahren. Hier schlugen sie ihre Gezelte auf, bauten nach ihrer Weise Schlösser und Dörfer, und warfen sich theils mit Güte, theils mit Gewalt, theils mit Hinterlist zu Herren des Landes auf. In selbigem fanden sie Honig, von dem sie ein Getränk bereiteten, während sie von Anbeginn Molken getrunken. Die Ureinwohner von Ulmigeria wurden auch von den Cymbern zu ihrer Lebensweise geführt, so daß mit der Zeit beide Theile dem Trunk heftig ergeben waren und zugleich gewaltige Kriegsmänner wurden.

Chronik des Bisch. Christian bei Simon Grunau. Tract. II. Cap. 2. (ungedruckt) und Luc. David Th. I. S. 15. 16.
Waissel's Chronika alter Preussischer Historien fol. 8.
Daubmann kurtzer Auszug der preuss. Chroniken. c.

4. Wie Ulmigerien ein Königreich ward und einen andern Namen erhielt.

Die Ulmigerier waren dem Fürsten von der Masau vor der Ankunft der Cymbrer tributpflichtig gewesen, letztere aber wollten keinem denn einem selbstgewählten Herrn dienen. Und deshalb versammelten sich zu einer Zeit alle Kriegsmänner und beschlossen einen König zu küren. Die Wahl aber fiel auf Bruteno. Dieser sprach jedoch: er könne solche nicht annehmen, da er sich zum Dienste der Götter verpflichtet habe, und brachte seinen Bruder Widewuto in Vorschlag, der ein sehr beherzter Mann sei und das Volk brüderlich regieren werde. So wählten sie letzteren und krönten ihn zum Könige. Widewuto aber mit allem Volke verwilligten Bruteno zu haben zum Oberherrn, und nannten ihn Kriwe Kriwaito, das ist: unser Herr nächst Gott, und versprachen ohne seinen Willen nichts zu thun, sondern ihn zu hören wie Gott selbst; das Land aber nannten sie Brutenia und beschlossen niemandem zu dienen und zu opfern als ihren Göttern. Darauf baute Bruteno bei einer sechs Ellen dicken Eiche für die Götter Pakollo, Potrimpo und Pikollo, für den Kriwe Kriwaito und die Waidelotten oder Priester eine besondere Wohnung, die er Rikaito nannte. Widewuto aber baute zwischen Crono und Hailibo ein Schloß und nannte es Noytto, später Reitenburg auf der Nerung, von welchem aus er das Land regierte.

Chron. des Bisch. Christian b. Sim. Grunau Tr. II. Cap. 2. und Luc. David Th. I. S. 47.

5. Die Zwietracht der Cymbrer und Urbewohner.

Als der König Widewuto den Meth zu bereiten erfunden, ergaben sich die Cymbrer bald der Trunkliebe. Da

überhoben sie sich ihrer Macht und hielten die alten Bewohner mit hartem Zwange zur Dienstbarkeit an. Darüber wurden diese zuletzt unwillig, machten einen Aufstand und verbrannten der Cymbrer etliche hundert, sammt ihren Häusern, Weib und Kind, denn sie meinten, dies wäre nicht erschlagen, was durch die von Bruteno aufgerichteten Satzungen der Götter untersagt war. Um dieser Dinge willen hielten Widewuto und Bruteno zu Rikaito von den Göttern einen Rath. Da wurde bestimmt: daß niemand den andern verachten, und auch keiner einem andern zur Arbeit verpflichtet sein sollte; bedürften die Edelinge fremder Hülfe, so sollten sie solche erbitten und zur Entgeltung dafür Meth darreichen; zu Edelingen wurden aber die gemacht, welche am schnellsten zu Pferde waren; dieselben übten sich auf Fechten und Reiten, wie bei andern Völkern Sitte ist, und während sie früher einfältig gewesen, wurden sie nun tückisch und verschlagen.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 3. und L. David Th. I. S. 19—20.

6. Der Streit mit den Masoviern um den Zins.

Als die Cymbrer sich Ulmigeriens bemächtigt, da beschlossen sie, dem Fürsten der Masau, Andislaus oder Anthonos genannt, den bisher mit den schönsten Kindern entrichteten Tribut nicht länger zu gewähren. Da nun dieser mehrmals vergeblich solchen in Güte gefordert, so ließ er ansagen, wie er selbst kommen werde, ihn zu holen. Dies nahmen Bruteno und Widewuto an und warteten sein an der Gränze. Anthonos war unerschrocken und erlangte mächtige Hülfe von Rordlanien, jetzt Rußland, mit welcher er die Brutener schlug und viele Jünglinge gefangen hinweg führte. Nachdem solche aber bei ihm die Kriegeskunst erlernt hatten, entflohen sie wieder in ihre

Heimath und theilten das Erkernte ihren Brüdern mit. Da entbot Bruteno den ganzen Adel des Landes nach Rikaito. Als sie nun alle versammelt waren, kam ein mächtig Gewitter mit Donner und Blitzen, in welchem sie meinten, daß Gott Perkunos vom Himmel niedersteige. Dies nahm sich Bruteno zum Wahrzeichen, und sagte: wie die Götter befohlen hätten, sie alle sollten auf Anthonos und sein Volk ziehen; die Götter würden sie geleiten. Dann gab man allen, die versammelt waren, genug des Methes zu trinken. Darauf brachen sie in das Land des Feindes und erwürgten Anthonos sammt Zweyboch, den Fürsten von Roxolanien, erschlugen viel Volk in der Masau, und kehrten mit reicher Beute heim. Des Anthonos Sohn, Czanwig, erkannte wohl, daß er den Brutenern im Streite nicht gewachsen sei, und kam deshalb zu Bruteno und Widewuto, opferte den Göttern derselben und schwor, daß er solche für seine gnädigsten Götter halten wolle, bat auch um Volk, daß er zur Bezeugung seiner Andacht den Göttern ein großes Opfer thäte. Als ihm dies vergönnt war, ließ er auf einem freien Felde ein weißes Pferd zu Tode rennen und danach verbrennen. Von da kam es, daß Niemand im Lande ein weißes Pferd mochte reiten, sondern man mußte sie für die Götter halten. So ward Friede zwischen dem Volke der Masovier und Brutener; jedoch ist eins dem andern nicht gut bis auf diesen Tag.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 3. und L. David. Th. I. S. 42 fg.
S. Grunau's Chronik. Tract. III. Cap. 5.
Chronic. Sebast. Möleri Canonic. Gutstad. (ungedruckt).

7. Wie Widewuto das Land unter seine Söhne theilte.

Als Widewuto 116 und Bruteno 132 Jahr alt war, da wollten sie die Ihren versorgen, damit jeder wohl wisse,

was auf ihn treffe, und kein Hader über die Theilung entstehe. So versammelten sie alles Volk zu Rikaito und verkündeten, was geschehen solle.

Zum ersten nahm der Kriwe Kriwaito einen Bock und tödtete ihn vor der heiligen Eiche um ihrer aller Sünde willen; das Fleisch brieten sie mit den Blättern der Eiche, verzehrten es und tranken dazu Meth. Am andern Morgen früh setzten sich Widewuto und Bruteno vor der Eiche nieder und riefen zuvörderst jenes ältesten Sohn herbei, welcher hieß Lytpho oder Litthuo, und sprachen zu ihm: Gelobest du unsern gnädigen Göttern Andacht und ihrem Kriwaito Gehorsam und daran zu setzen Leib und Gut, so jemand sie verringern wollte in ihrer Ehre? worauf Litthuo sprach: ich gelobe es bei der Strafe meines Gottes Perkuno, der mich tödten soll durch sein Feuer, so ich meinen Eid nicht halte. Da sprach Bruteno: so lege deine Hand auf das Haupt deines Vaters und danach rühre die heilige Eiche an. Und also that er. Danach sprach Widewuto: du sollst Herr sein im Lande von Boiko (Bug) und Nyemo (Niemen), den fließenden Wassern bis an Thamsoan den Wald. Und er nahm es mit der Zeit ein, und bauete sich eine Feste, die nannte er nach seinem Sohne Gartho (Grodno); das Land aber erhielt von ihm selbst den Namen Litthauen. Gartho gewann auch mit der Zeit ein mächtig Land und hielt sich ganz königlich, hatte auch viele Bajoren zu Söhnen.

Danach theilte Widewuto dem Samo, seinem zweiten Sohne, das Land von Crono und Hailibo bis auf Skara das Wasser, und er nahm es mit der Zeit ein, und ward nach ihm Samland genannt. Er bauete sich auf einem mächtigen Sandberge, der zum Theil geschüttet ward, die Feste Gailgarwo (Galtgarben). Dieser Samo hatte mit den Seinen eine sonderliche Lebensweise; denn sie waren

andächtiger wie die übrigen Brutener und wählten auch einen besonderen Eichwald zu ihrer Andacht aus, in welchem sie einen Haufen Schlangen zu Ehren ihrer Götter unterhielten. Samo ließ weniger Kinder als seine Brüder, denn sein Weib Pregolla ertrank in dem Flusse Skara, davon dieser den Namen (Pregel) erhielt.

Der dritte Sohn Sudo bekam das Land zwischen Crono, Skara und Curtono (das kurische Haff), was er zu seiner Zeit einnahm und nach seinem Sohne eine Feste Perpeysko erbaute; das Land aber ward nach ihm Sudauen genannt. Das Volk, das darin wohnte, hielt sich von Anbeginn ehrbar und däuchten sich alle Edelinge, weil sie allein mit Sudo einen mächtigen König des Venederlandes, jetzt Russisch Litthauen, besiegt. Die Sudauer aber sind bis auf den heutigen Tag ein lustig Volk geblieben, das seine größte Freude im Trinken hat.

Nadrau, der vierte Sohn, huldigte auch, wie seine Brüder, und ihm ward zugetheilt das Land zwischen Skara, Wolko und Curtono, was von ihm Nadrauen genannt ward und in dem er eine Feste, genannt Staymto, erbaute.

Szalawo, dem fünften Sohne, ward gegeben das Land zwischen Pregolla, Curtono, Memo und Rango dem Wasser. Er nannte selbiges Szalawonien (Schalaunen). Die Bewohner aber sind von Anbeginn gewesen ein unlustiges Volk und ungetreu und fanden ihre größte Seligkeit im Schlafen, so daß ihre Trägheit im ganzen Lande zum Sprichwort ward.

Natango, der sechste Sohn, huldigte wie seine Brüder, und ihm ward zugeeignet das Land zwischen Pregolla, Alla, Bassaro (Passarge) und Hailibo, und er nahm es mit der Zeit ein uud wohnte auf Honeda (Balga) dem Schlosse; das Land aber ward Natangen genannt. Natango hatte einen Sohn Lueygo, dem zugeeignet ward

Noyto die Burg, und Crono, das Wasser; denn er war ein Mann, dem Fischerei lieb war. Dieser fand auch zuerst den Bernstein.

Barto, der siebente Sohn, erhielt das Gebiet die Alla aufwärts bis an Licko (Lyck) das Wasser, und bis an das Land seines Bruders Lytpho, nannte es Bartenland und baute darin eine Feste Barto (Bartenstein). Dieser hatte viel Kinder, deren jegliches ein König war und sich eine Feste baute. Denn sie waren sehr haderhaftig und hatten viel Feindschaft, sonderlich mit den Erben Natango's, um Lucygo's willen, dem Widewuto etwas Besonderes zugeeignet hatte, da sie doch so nahe daran gewesen wären, wie Natango's Sohn.

Der achte Sohn, Galindo, bekam die Lande gelegen von Kaboso bis an die Gränzen der Masau; das Land hieß von ihm Galindien, und die Burg nannte er Galindo, ward auch nachgehends Galinderberg genannt. Das Volk wurde mit der Zeit mächtig und führte viel Kriege mit den Masuren.

Dem neunten Sohne Warmo verlieh der König die Lande an der Nava (Nariensee) und Bassora. Er baute sich eine Feste, die er Tolo nannte. Von ihm ward das Land zu lateinisch Warmia genannt, zu deutsch aber heißt es Ermeland von seiner Gattin Ermia.

Hoggo, dem zehnten Sohne, überwies der König das Land zwischen Weseke, Bassaro, Drusino (Drausen) dem Wasser. Er baute sich eine Feste Tolko (Tolkemit), nachher Schafsberg genannt. Das Land aber ward geheißen das Hoggerland (Hockerland) oder auch nach seiner Tochter Poggezana Poggesanien.

Dem eilften Sohne des Königs, Pomeso, ward zugetheilt das Land zwischen Weseke, Mokra (Ossa) Noyta (Nojath) Istula (Weichsel) bis an die Gränzen der Ma-

sau, und es ward nach ihm Pomesanien genannt. Er hatte keine Burg, die ihm zur festen Wohnung diente, sondern wo es ihm am besten gefiel, da wohnte er unter einem Gezelte. Er hatte sehr viel Kinder, die alle wie der Vater Riesen und Könige waren, und diese bauten sich die Festen zu Risno (Risenburg), Bolto, Weso und Nargoltons.

Der zwölfte Sohn Widewuto's, Chelmo, erhielt das Gebiet zwischen Mokra, Istula und Driwantza (Drewentz). Er baute sich eine Feste und nannte sie nach seinem Namen Chelmo, jetzt Althaus Culm, und eine andere, die er nach seinem Sohne Potto hieß (Potterberg). Das Land aber heißt noch heute von ihm Culmerland.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 59 fg.

8. König Widewuto's Ende.

Als König Widewuto ob seines hohen Alters nicht mehr wie sonst seine Heere zum Siege zu führen vermochte, da richteten des Landes Feinde ein großes Bündniß auf, daß sie die Brutener mit Heeresmacht überzögen. Als Widewuto dies kund ward, und er gegen die großen Ausrüstungen der Feinde keinen andern Rath bei sich befand, denn daß er sich den Göttern selbst opfere, um so den Seinen mehr Herzens zu machen und sie anzufeuern, seinen Tod zu rächen, so eröffnete er seinem ältesten Sohne sein Vorhaben, ihm zu Gemüthe führend, wie die Benachbarten fast rings umher in Ausrüstung wären, die Brutener zu überziehen oder gar zu vertilgen, er aber mit hohem Alter beladen und unvermögend sei, solchen schweren Krieg durchzuführen, demnach er beschlossen habe, sein nunmehr unnützes Leben im Feuer zu opfern, auf daß er mit den Göttern sich unterreden und Hülfe zu diesem Kriege

erbitten könne. Befahl also dem Sohne, wenn sein feierliches Begängniß gehalten und seine Asche verwahrt sei, den Kampf rühmlich zu beginnen und die Götter im Uebrigen walten zu lassen, deren Hülfe ihm dann nicht entstehen werde.

Darauf ließ Widewuto vor der großen Eiche zu Romove einen hohen Holzhaufen aufrichten, auf den das Volk brennende Fackeln warf, so daß die Flamme mit großem Geprassel in die Luft stieg. Demnächst brachten sie die Opfer an kleinem und großem Viehe, sonderlich Ochsen mit vergoldeten Hörnern, deren Eingeweide sie in die Gluth warfen. Der König selbst stand herrlich bekleidet, eine goldne Schaale mit Meth, den er einer großen schwarzen Kuh zwischen die Hörner goß, haltend; den rechten Fuß und den linken Arm hatte er unbekleidet, und sprach also ein feierliches Gebet: „Ihr Götter des Meeres und der Erden, ihr Götter der Nacht und Finsterniß, ihr, die ihr in diesen Wäldern und an diesem geheiligten Orte euren Tempel und eure Wohnung habt, die ihr den feurigen Blitz vom Himmel hinabwerfet und mit Donner der Menschen Herz erschrecket, die ihr Ungewitter und Regen aussendet, die ihr unter den Wolken und bei dem lichten Monde euren Haushalt habt und mit schnellen Flügeln durch die Luft fahrt, schauet an dies Opfer, schauet an mich, der ich zur Aufopferung bei diesem heiligen Altare geweiht werde, und nehmet mich, als den König, der sich für sein Volk im Flammentode dargiebt, gnädig an; aber unter uns're Feinde sendet Schrecken, Furcht, Flucht und Kraftlosigkeit im Kampfe; verleihet meinen Brutenern Sieg, so will ich mich freiwillig für mein Land opfern.“ Nach dieser Rede stürzte er sich sonder Zagen inmitten der Flammen. Darauf führten die Obristen des Volks und die Jünglinge einen Kriegsreigen mit kläglichem Jammer und Geschrei um den

Scheiterhaufen und schlugen dreimal mit den Waffen an einander, daß es durch die Luft ertönte und durch die Wälder weit und breit erschallte. Also entbrannten ihre Herzen, daß sie kühn wurden, und sie schrieen Alle, jung und alt, zu den Waffen und verbanden sich zusammen, der Götter Hülfe durch ihres Königs Opfer gewärtig, gegen den Feind zu ziehn.

Eine andere Sage aber berichtet: daß sich außer Widewuto auch Bruteno, sein Bruder, freiwillig im Feuertode geopfert, und das Volk beide nachher als Götter, jenen unter dem Namen Ißwambrato, diesen unter dem Wurßkaito verehrt habe.

Casp. Schütz Historia fol. 4 fg.
S. Grunau Tr. II. C. 5. Tr. III. C. 3.
L. David. Th. I. S. 78 fg.

9. Nadro's Tod.

Nach dem Tode Bruteno's, des Kriwe Kriwaito, entstand ein Zwist darüber, wer sein Nachfolger sein solle. Denn ein Theil der Waidelotten sagte aus: daß die Götter aus der heiligen Eiche verkündigt hätten: Brudona, der Bruder von Nadro's Weib, solle Kriewe sein, Andere aber: sie hätten Apeles, den Bruder von Lytpho's Weibe, verlangt. Nadro jedoch, in dessen Gebiet Rikaito lag, setzte seinen Schwäher ein. Darüber entbrannte Lytpho in Zorn und begann seinen Bruder feindlich zu verfolgen, so daß dieser von dessen Knechten in den Fluß Boyko gejagt ward, allwo er ertrank. Um dieses Frevels willen ward Lytpho von dem Heiligthume in Rikaito gebannt, darum er in seinem Lande einen Kriwaito sonderlich erwählte und ein eignes Heiligthum gründete. Doch die wichtigsten Opfer

sendete man auch nachgehends noch nach Rikaito und leistete den Geboten der dortigen Götter Gehorsam.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David. Th. I. S. 64. Anm. und S. 79.

10. Die Töchter Hoggo's.

Hoggo hinterließ keinen Sohn, sondern drei Töchter: Mita, Cadina und Poggezana. Mita vermählte sich, wohnte auf Tolko, der Feste ihres Vaters, und hatte viel Kinder. Auch Cadina vermählte sich und hatte viele Kinder; sie erbaute eine Burg, die sie nach ihrem Namen nannte. Die dritte, Poggezana, wohnte in einem Eichwalde und blieb Jungfrau Zeit ihres Lebens. Sie war eine Waidelottin und ward darum geehrt von ihren Schwestern und Schwähern, so daß, was sie gebot, wie Gottes Wort gehalten ward. Noch in späteren Jahren konnte das Volk nicht genug erzählen, wie milde sie gewesen, und wie sie mit den Göttern getanzt habe, welche um ihretwillen den Leuten alles gaben, was sie begehrten. Von Gestalt war sie aber eine Heunin; denn ihr Hauptring, der noch im Jahre 1499 in dem Nonnenkloster zu Elbing, das von ihrem Wohnsitze nur viertausend Schritte entfernt war, gezeigt ward, war inwendig eine Elle weit, und von der Breite einer guten Mannshand; er war von solchem Stoff und solcher Arbeit wie die Armbrüste; vorn hatte er einen Stein und ein viereckiges Blech mit einem Bilde, Fingers dick und einer Spanne lang.

S. Grunau Tr. II. Cap. 4. zum Theil nach Bisch. Christian. L. David Th. I. S. 73.

11. Der Tod Pomeso's.

Pomeso und seine Söhne waren den Masoviern feind um des Zinses willen, den sie von ihnen forderten, und

sie thaten einen Zug in die Masau, bei dem Pomeso mit seinen sechs Söhnen gefangen ward. Doch entkam er selbst bald wieder aus der Haft, die Söhne aber tödteten die Masovier. Nicht lange danach begab es sich, daß, als Pomeso's Tochtermann Quidzino, dem selbiger eine Burg gebaut und nach seinem Namen Quidzin (Marienwerder) genannt, auf der Jagd einen Eber verfolgte, letzterer über den damals gerade gefrornen Weichselstrom in das Land Welida (Pommerellen) seine Flucht nahm. Quidzino, nicht nachlassend, kam gleichfalls in dies Land und traf dort auf dessen Fürsten, welcher ihn fragen ließ, was er da wolle, und als Quidzino eine spöttische Antwort gab, denselben erstach. Pomeso, um diesen Mord zu rächen, sammelte die Seinen, fiel in das Land Welida ein und verheerte solches weit und breit. Als er aber mit dem geraubten Gute zurückkehren wollte, war der Strom aufgegangen. Darüber ereilt ihn der Fürst von Welida, nimmt ihm alles ab, und erschlägt ihm sein Volk, Mann bei Mann. Pomeso selbst stürzt sich mit seinem Pferde in die Weichsel um durchzuschwimmen, doch der Fluß reißt ihn fort, so daß er ertrinken mußte. Widewuto und Bruteno, der Kriwaito, brachten darauf ihren Göttern Opfer und fragten an, ob sie Pomeso's Tod rächen sollten an dem Fürsten von Welida. Die Götter aber verboten es.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 73.

12. Ermia.

Warmio, der neunte Sohn Widewuto's, starb noch vor dem Vater und hinterließ seine Gattin Ermia mit kleinen Kindern. Da nahm sich Ermia der Herrschaft an, und regierte das Land lange und mit großer Klugheit, gab auch viele weise Gesetze, die noch vorhanden sind. Den

Tod der Söhne des Pomeso, ihres Mannesbruders, rächte sie an den Masoviern. Denn sie fing den Sohn des Fürsten, Lottko, mit Weibern und Kindern und ließ sie allesammt zu sechsundzwanzig tödten. Dies machte ihr einen größeren Namen. Ermia hatte aber eine Magd von großer Schönheit. Diese gewann ihr Sohn lieb und begehrte sie von der Mutter zum Weibe. Ermia wollte jedoch um des geringen Standes nicht darein willigen. Die Liebenden waren aber schon zu weit gegangen, und die Magd tödtete in der Verzweiflung ihres Herzens die Herrin.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und bei L. David Th. I. S. 71.

13. Chelmo.

Chelmo, der zwölfte Sohn Widewuto's, gerieth in einen Zwist mit den Sarmaten oder Polanern, fiel in ihr Land ein, zerstörte dasselbe weit und breit und trieb eine Menge Volks mit sich zurück, das er in seinem Lande hin und her vertheilte. Um sich vor einer Entgeltung zu sichern, machte er Freundschaft mit den Masoviern, und nahm die Tochter des Fürsten der Masau zum Weibe. Dieselbige brachte ihn aber zur Anbetung ihrer Götter, so daß er die seines Vaters und seiner Brüder verachtete. Deshalb und um anderer Ursachen luden ihn Widewuto und der Kriwaito vor nach Rikaito, um den Göttern Antwort zu geben. Es begab sich aber, daß, als er, der Ladung folgend, aus seinem Reiche abwesend war, die Sarmaten in selbiges einfielen, die Festen eroberten und zerstörten, alles Volk erschlugen, das ganze Land verwüsteten, und, bevor Chelmo heimzukehren vermochte, unversehrt wieder zurückzogen. Dies legten ihm der Vater und die Brüder als eine Strafe dafür aus, daß er ihre Götter verachtet hätte, und gewährten ihm keine Hülfe. Dadurch ward Chelmo

so arm und geringe, daß er nach dem Tode Widewuto's sich zu den Masuren begeben mußte, welche ihm, nachdem er sich zu Dienstbarkeit und einem Tribut verpflichtet, halfen, daß er sich aus Sarmatien Volk und Güter wiederholte und damit sein Land besetzte. So geschah es, daß die Masovier in das Land kamen, und es sich zuletzt zu eigen machten.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 77.

14. Der König Waidewuttus.

Wir haben oben mehrere Sagen von Widewuto oder, wie er auch genannt wird, Waidewuttus, mitgetheilt, namentlich die, wie er König ward. Hierüber lebt auch noch folgende Sage: Ungefähr vierhundert Jahre nach der Geburt Christi (375) wurde das wilde Volk der Alanen, das am kaspischen Meere wohnte, von den Hunnen geschlagen. Sie durften Schande halber nicht in ihr Vaterland zurückkehren, sie zogen daher weit weg, durch viele Länder und über viele Ströme, und setzten sich endlich in dem Lande fest, das jetzt Preußen heißt. Sie waren aber sehr streitsüchtig, und konnten sich daher nicht unter sich, viel weniger mit den alten Einwohnern dieses Landes vertragen. Da war unter ihnen Einer mit Namen Waidewuttus. Der trat auf, und sprach zu ihnen und den Einwohnern des Landes, sie sollten keinen Krieg unter sich anfangen, sondern friedlich zusammentreten und berathschlagen, was zu thun sei, um den Frieden unter sich zu behalten. Das thaten sie. Als sie nun Alle beisammen waren, und keinen Rath finden konnten, da sprach zu ihnen Waidewuttus, der ein sehr verständiger Mann war: Sehet an die Bienen: sie haben alle ihren Bojotevas (das ist König), dem gehorchen sie, und darum ist es so ordentlich und

ruhig bei ihnen. Wählet auch Ihr einen König, dem Ihr Alle gehorchet: dann werdet Ihr Ruhe unter einander haben! — Das sahen alle versammelten Völker ein, und weil Waidewuttus den verständigen Rath gegeben hatte, riefen sie Alle mit Einer Stimme: Waidewuttus soll unser König seyn! — Er nahm das an, weil er dazu gerathen hatte.

Kojalowitz Historia Lith. P. I. L. I. p. 10.
Erasmus Stella Antiq. Borr. L. 2.

15. Die heilige Eiche zu Romove.

In dem Lande Preußen, da wo nachher das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit stand, war vor Zeiten eine berühmte preußische Stadt, die hieß Romove. Den Namen hatte sie daher: die alten Preußen hatten einen Feldzug nach Rom gemacht; als sie nun zurückkehrten, bauten sie eine neue Stadt, welche sie, zum Andenken an die Stadt Rom, Roma nova nannten. Daraus entstand nachher der Name Romove. In dieser Stadt stand eine uralte Eiche, welche vor allen heiligen Eichen des Preußenlandes besonders in Ehren gehalten wurde, und unter welcher sie ihre vornehmsten Götter anbeteten. Dieselbe Eiche ist 6 Ellen dick zwergüber gewesen, oben sehr breit, und so dicht, daß weder Schnee noch Regen hat hindurchdringen können. Was aber am meisten zu verwundern war, so ist sie im Winter und Sommer grün geblieben. Um sie her waren gezogen seidene Vorhänge, 8 Ellen hoch; diese wurden von den Waidelotten oder Priestern nicht abgezogen, es sei denn an den größten und vornehmsten Festtagen, oder wenn von weit her ein vornehmer Preuße mit reichen Opfern gekommen war. Die Götter, welche dort verehrt wurden, waren drei, und hießen: Perkunos, Pikollos und Potrimpos; Perkunos war der vornehmste, der Gott des Don-

ners, er war von mittelmäßigem Alter, sein Bart und Haar waren kraus und schwarz, mit Feuerflammen gekrönet, das Angesicht war feuerroth, aufgeblasen und zornig. Pikollos war der Gott des Todes; er war ein alter langer Mann mit einem grauen Barte; das Gesicht von bleicher Todtenfarbe, das Haupt mit einem Tuche umwunden; er schaute von unten nach oben. Potrimpes war der Gott des Getreides und des Krieges. Er war ein junger Mann und schaute das Bild des Perkunos an mit einem fröhlichen lachenden Gesichte; er hatte keinen Bart, sein Gesicht war mit Kornähren gekrönt. Die Götter wurden verehrt mit allerlei Gaben und Geschenken; das angenehmste Geschenk war ihnen das Blut der Feinde, vornehmlich der Christen; und wenn ein Christ in das Innere der seidenen Vorhänge und das Angesicht der Götter geschaut hatte, so waren diese den Ihrigen nicht früher wieder zum Heile, als bis ihnen das Blut desselbigen Christen geopfert war. Die Eiche selbst war so heilig, daß ein Mensch oder sogar ein Stück Vieh, welches von ihren Blättern eins am Halse trug, dadurch allem Unglücke entging. Sie hat noch lange zu des Ordens Zeiten gestanden, und die Preußen beteten sie noch heimlich an, selbst nachdem sie Christen geworden waren. Derohalben ließ auf Bitten des Bischofs von Ermeland, der Hochmeister Winrich von Knipprode durch den Obersten Heinrich von Schnidekopf sie umhauen. Aber wie nun auch die Eiche zerstört war, da wollte doch noch lange von dem Platze das Blut nicht weichen, welches von den vielen daselbst geopferten Menschen herrührte, und man hörte, wahrscheinlich auf Anstiften des Teufels, der die Preußen wieder zum Heidenthume verführen wollte, gar oft um denselben Ort grausame Ungewitter, Donner und Blitz und ein Sausen und Stürmen, als wenn die Zweige und das Laub der

Eiche noch weheten. Dabei ließen sich allerlei unförmliche und schreckliche Gestalten blicken, welche bald aussahen wie Menschen, bald wie Waldmänner, bald wie Drachen oder Schlangen oder Feuer. Da ließ endlich Petrus Nugel von Sohr auf dem Orte das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit bauen. Doch auch jetzt wollte der Satan, der dort durch die Abgötzen herrschte, aus seinem Sitze sich nicht vertreiben lassen, und er trieb in dem neuen Kloster allerlei Spuk und Rumor, hoffend dadurch die Diener Gottes zu erschrecken und zu verjagen, daher man genöthigt worden, einen Teufelsbanner aus Deutschland zu verschreiben, welcher dem Satan das Handwerk legen möchte. Dieser Teufelsbanner verfertigte aus reinem Golde ein Cruzifix, etwa eines Fingers lang, und einen dreieckigen Ring, auf welchen er vielerlei Worte einschrieb; beides vergrub er unter den Eckstein der Kirche. Seitdem hatte der Teufel und seine Abgötzen an jenem Orte keine Gewalt mehr, und es war Ruhe im Kloster und in der Gegend.

Die Stadt Romove ist schon lange zerstört; auch das Kloster und die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit sind zertrümmert. Als aber im Jahre 1708 der Herr von Killitz zu Groß-Waldeck, dem das Land gehörte, einige Mauerstücke des zertrümmerten Klosters abbrechen ließ, hat man das Cruzifix und den Ring unter den Trümmern gefunden. Der Herr von Killitz schenkte sie der Stadt Königsberg; die Worte, so auf den Ring geschrieben, kann niemand verstehen.

Lucas David, I. 25 fg.
Leo, Histor. Pruss. pag. 4.
Schütz, Historia pag. 4.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 131.
Simon Grunau II. S. 5.
Erläutertes Preußen III. S. 284 fg.

16. Die Eiche bei Wehlau.

Eine andre heilige Eiche, so die heidnischen Preußen verehrten, ist gewesen unweit Welau, über dem Pregel, in dem Dorfe Oppen, in einem Garten an der Landstraße von Königsberg nach Ragnit. Sie war von fast unerhörter Dicke und Höhe, so daß ein solcher Baum wohl seit der Sündfluth nicht gewesen ist; sie war inwendig hohl und so weit, daß Einer mit einem großen Gaul hineinreiten und darinnen mit dem Gaule sich herumwerfen und tummeln konnte. Unten an der Erde war sie 27 Ellen dick. Unter dieser Eiche wurden viele Götter verehrt, denen man Schlangen hielt und Milch vorsetzte. Sie hat gestanden bis noch vor 100 Jahren; da soll sie, wie man sich erzählt, in einer Nacht plötzlich verdorrt und umgefallen sein.

Henneberger Erklärung S. 472.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 108.
Prätorius, Schaubühne (Handschrift) S. 267.

17. Der elfjährige Krieg mit den Masoviern.

Viele Jahre hatte Friede gewaltet zwischen den Brutenern und Masoviern, da begab es sich, daß der Fürst der Masau das Weib eines seiner Edelinge liebgewann und um ihre Gunst buhlte. Der Edeling warnte ihn drum, daß, wo er ihn auf der That fände, er ihn erschlagen würde, der Fürst aber schlug das in den Wind. Da traf ihn einst der Edeling in der Umarmung seines Weibes, durchbohrte beide mit dem Spieße, den er, wie dies das Vorrecht der masovischen Edlen war, bei sich trug, auf der Stelle, und entfloh dann nach Brutenia zum Kriwaito, indem er im Heiligthume Schutz zu finden hoffte. Der Bruder des ermordeten Fürsten, wie er die That erfuhr, fiel in Brutenia

ein, und als er den Mörder in Rikaito fand, ließ er ihn selbst grausam zu Tode martern, während er den Kriwaito und die Waidelotten in ihren Wohnungen einsperren und diese dann anzünden ließ, daß sie alle jämmerlich verbrannten. Darauf verwüstete er das Heiligthum und die ganze Gegend umher.

Ueber diesen Frevel empört, erhoben sich die Stämme, Samo und Sudo, überfielen die Masovier und jagten sie in die Flucht; doch konnten sie selbige nicht verfolgen, denn sie mußten erst einen neuen Kriwaito wählen und Waidelotten einsetzen. Nachdem dies geschehen war, fielen sie mit den übrigen Stämmen der Brutener in Masovien ein und zerstörten weit und breit das Land. Die Masovier aber sammelten sich mittlerweile, brachen, ehe jene es sich versahen, in ihr eigen Land ein, und hauseten dort wie die Brutener in Masovien gethan. So währte der Kampf mit wechselnden Einfällen elf Jahre hindurch, zuletzt aber wurde man beiderseits seiner überdrüßig und richtete Frieden auf. Doch die Brutener konnten es nicht vergessen, daß man also ihre geweihten Priester getödtet hatte, obwohl die Masovier durch reiche Opfer, die sie ihren Göttern darbrachten, ihre Gunst wieder zu gewinnen suchten.

S. Grunau's Chronik. Tr. III. Cap. 6.
L. Davids Chronik. Th. I. S. 92 fg.

18. Wie die Brutener um ihren Namen kämpften.

Die Masovier, welche schon früher als ihre Nachbarn, die Brutener, das Christenthum angenommen und in Folge dessen größere Fortschritte in der Gesittung gemacht hatten, nannten dieselben um ihrer Roheit, insbesondere aber ihrer Trunksucht willen die Bruten d. i. die Unsinnigen oder die unvernünftigen Thiere. Dies verkündete ein edler

Masovier, der aus seinem Lande hatte flüchten müssen, den Brutenern, die darüber so erbittert wurden, daß sie den Masoviern die Fehde ansagten. An einem vorher bestimmten Orte, da wo jetzt Neidenburg liegt, kamen beide Heere zusammen. Als der Streit schon lange gewährt hatte, ermüdeten die Masovier und schickten Abgeordnete zu den Brutenern, um anzufragen, wie doch ihr Zorn zu besänftigen sei. Diesen ward die Antwort: die Masovier sollten ihre, der Brutener, Götter ehren und den schmählichen Namen nicht fürder brauchen. Sie entgegneten hierauf: ihre Abgötter könnten sie nicht ehren, wo sie aber das Bild Christi auf die heilige Eiche nehmen würden, so wollten sie derselben Ehrfurcht bezeigen; was aber den Schmachnamen anbetreffe, so sähen sie nun wohl, daß die Brutener witzig worden und wollten sie ferner Praescii d. h. die vorwissenden Leute nennen. Dies gefiel den Brutenern übermaßen wohl, und so schieden beide Theile friedlich von einander. Aus dem Worte praescii aber ist, wie einige schreiben, der Name: Prusci, auf deutsch Preußen, entstanden, wie denn auch das alt-preußische Wort: prussia, so viel bedeutet als: er wird verstehen.

Auf Bromberg saß dazumal ein weiser Herr. Als der hörte, daß die Brutener sich einen so stolzen Namen beigelegt, sagte er zu seinen Freunden: wenn meine Hunde Rehe würden, so möchten sie solche praescii auch werden. Als dies die Brutener vernahmen, wurden sie übermaßen zornig, fielen in Polen ein, und verwüsteten rings weit und breit alles Land. Da der Herr auf Bromberg merkte, daß dies um seinetwillen geschehe, zog er ihnen entgegen, Gnade begehrend. Aber er erlangte keine andre, denn daß sie ihn auf ein Pferd banden und sammt diesem ihren Göttern zu Ehren verbrannten.

S. Grunau's Chronik Tr. IV. C. 2.

Daubmann, kurtz. Auszug der preuß. Chronik Chij fgg. Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 72 fg.

19. Die Galinder.

Das Land der Galinder war viele Jahre lang wüste und ohne Bewohner, obgleich es früher sehr volkreich gewesen ist. Dies trug sich folgendermaßen zu: Zur Zeit als die ersten Christen nach Preußen kamen, war das Galinder-Land so bevölkert, daß es den Einwohnern darin endlich zu enge wurde, deshalb befahlen die Vornehmsten im Lande den Wehemüttern, alle Mägdlein so zur Welt kämen umzubringen. Die Wehemütter konnten das aber nicht über das Herz bringen; da ließen die Vornehmen den Weibern die Brüste abschneiden, damit sie nicht säugen konnten; darüber entstand großes Weheklagen unter den Weibern. Sie gingen also zu einer Wahrsagerin, welche im Lande lebte, und beriethen sich mit derselben, wie sie an den Männern sich rächen könnten. Die Wahrsagerin beschickte darauf die Vornehmsten im Lande, und sagte zu ihnen: der Götter Wille sei es, daß sie in das Land der neuen Christen einfallen und diese berauben sollten; sie sollten aber keine Waffen mitnehmen. Dem Spruche der Prophetin gehorchten die Heiden, und Jung und Alt stand auf, und fielen des Nachts in das Land Masuren, in welchem die Christen wohnten; sie machten viele Leute zu Gefangenen und traten dann den Rückweg an. Einer der Gefangenen entlief aber, kehrte zurück zu den Seinigen, und zeigte ihnen an, daß die Galinder ohne alle Waffen seien; da brachen die Christen in Masurien eiligst auf, überfielen die Räuber und erschlugen sie sämmtlich. Als dieses ihre Nachbarn, die Sudauen, hörten, fielen sie in das Land der Galinder, in welchem sie jetzt keinen Widerstand fanden, und trieben Weiber, Mägde, Jung und Alt, fort. Also

wurde das Land leer und wüst, wie es noch hundert Jahre nach Ankunft des deutschen Ordens war.

Duisburg, Chron. P. II. C. 4.
Simon Grunau III. C. 2.
Schütz, Chron. pag. II. seq.
Henneberger, Erklärung S. 135. 465.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen, S. 124.

20. Das Geisterheer.

Als der Polenfürst Boleslaw der Kühne in dem Kriege wider die Pommerellen im Jahre 1088 vor der Burg Nakel lag, zeigte sich, nachdem die Belagerung schon einige Zeit gewährt, einst, als die Nacht zu grauen begann, im Schein des Mondes den Feldwachen ein mächtiges Heer, das vom offenen Felde gegen das Lager vorrückte, gleich als wenn es selbiges überfallen wolle. Sobald aber die Polenvölker von den Wachen aufgerufen, auf die Wälle gerückt, das Lager gedeckt hatten, schienen jene den Angriff zu scheuen. Da es jeglichen Abend also geschah, wurden die Polen zuletzt zornig, daß sie so um ihre nächtliche Ruhe getäuscht würden, und beschlossen, den Feind, da er den Angriff scheue, selbst anzugreifen. Als nun am nächsten Abend die Wachen wiederum verkündeten, daß die Feinde sich zeigten, brach das polnische Heer mit großem Geschrei aus dem Lager hervor und auf sie los. Doch da sie nahe hinzu kamen, zerstäubten jene in der Luft, so daß sich darthat, wie man nur Schemen vor sich habe. Unterdessen hatten aber die in der Burg den Tumult vernommen, brachen, um ihn zu nützen, heraus, erschlugen die wenigen im Lager Gebliebenen, und steckten dasselbe in Brand, so daß der von der Verfolgung der Geister zurückkehrende Hauptrupp selbst die Flucht zu ergreifen gezwungen war. Diese Strafe war von dem Himmel über die Polen deswillen

verhängt, weil sie in dem vorhergegangenen Kriegszuge mit Verachtung der Satzungen der Kirche die Fasten nicht gehalten hatten.

Leo, Histor. Pruss. p. 52.

21. Das fischreiche Schloß bei Ragnit.

Nicht weit von der Stadt Ragnit an der Memel hat vor Zeiten ein Schloß gestanden, welches sehr fest war und von den alten Preußen als der letzte Zufluchtsort gegen die benachbarten Russen gehalten wurde. Viele Jahre vor Ankunft des deutschen Ordens hatten einst die Russen mit großem Volke einen Ueberfall in Preußen gemacht; sie hatten die Preußen geschlagen und in dieses Schloß zurückgetrieben; dasselbe belagerten sie nun 9 Jahre lang, und hatten es so fest eingeschlossen, daß keine Maus, geschweige ein Mensch heraus oder hinein konnte. Gleichwohl konnten sie es auf keine Weise erobern. Da gingen sie endlich an die Mauern heran, und fragten die Preußen, wovon diese denn die ganzen 9 Jahre über gelebt hätten. Wurde ihnen zur Antwort, es wäre ein Teich im Schlosse, der wäre so fischreich, daß die Belagerten alle sich davon ernähren könnten. Darauf sahen die Russen ein, daß sie nichts ausrichten könnten, und sie hoben die Belagerung auf und zogen ab. —

Der Teich ist noch unweit Ragnit, aber es sind keine Fische mehr darin, sondern nur Frösche und Kröten, und die Litthauer sagen: das seie so, seitdem blos Christen im Lande wären.

Duisburg, Chronik III. Cap. 176.
C. Schütz, histor. pag. 39.
Lucas David, Th. 5. S. 5.

22. Der Lohn der Gastfreundschaft.

Perkunos, der Gott des Donners, und Pikollos, der Gott der Unterwelt, zogen einst, als Wanderer verkleidet, auf der Erde umher, um sich zu überzeugen, ob das Feuer gehörig bewacht werde. Da gelangten sie auch zur Wohnung Semas oder Seminas, der Erdgöttin, von der sie freundlich aufgenommen und gastfrei bewirthet wurden. Zum Lohn dafür gewährte ihr Perkunos unvergängliche Jugend, Pikollos aber schenkte ihr eine Anzahl heiliger Mädchen, die des Nachts für ihre fleißigen und keuschen Verehrer deren Arbeiten vollenden.

Rhesa Prutena S. 174.

23. Sonne und Mond.

Die alten Preußen erzählten: daß die Sonne an den Mond verheirathet gewesen sei; aus dieser Ehe wären die ersten Sterne entsprossen. Als aber der Mond seiner Gattin später ungetreu ward und dem Morgensterne seine Verlobte entführte, ward er zur Strafe von dem Gotte des Donners, Perkunos, mit einem scharfen Schwerdte zerhauen. Die zwei Hälften, in die er gespalten ward, sind noch in den beiden Mondsvierteln zu sehen.

Stenders Celtische Sprachlehre S. 266.

24. Die Anbetung des Hammers.

Zur Heidenzeit ward in einer Gegend Litthauens die Sonne und ein eiserner Hammer von ungeheurer Größe heilig gehalten. Als Veranlassung berichteten die Eingebornen Folgendes: Einst habe man viele Monate hindurch die Sonne nicht gesehen, indem ein mächtiger König sie in einem festen Thurm in Verließ gehalten. Endlich hätten

die Zeichen des Thierkreises ihr Hülfe gebracht, mit dem eisernen Hammer die Pforte des Thurms aufgesprengt und so die befreite Sonne den Menschen zurückgegeben. Wohl wäre das Werkzeug, durch das diese das Licht wieder erhalten hätten, der Anbetung würdig.

Aeneas Sylvius Europa cap. 26.

25. Strafe der Lieblosigkeit.

Die Litthauer berichteten folgende Ursache davon, daß das Pferd, selbst auf der fettesten Weide, ununterbrochen frißt, das Rind aber, bald gesättigt, mit Gemächlichkeit wiederkäut und die Verdauung abwartet.

Zu der Zeit, als die Thiere noch reden konnten, wandelte Perkunos einst in der Gestalt eines Reisenden auf der Erde umher. Er traf zuerst auf das stolze Pferd und bat dieses, ihm den Weg nach einem Flusse zu zeigen. Das Pferd antwortete jedoch hochmüthig: ich habe keine Zeit, dir den Weg zu zeigen, ich muß fressen. In der Nähe des Pferdes weidete aber ein Rind. Das hatte nicht alsobald das Begehr des Wanderers vernommen, als es ihm zurief: Komm, Fremdling, ich will Dir den Weg nach dem Flusse zeigen. Da sagte der Gott zum Pferde: weil du des Fressens wegen dir nicht Zeit nahmst, mir einen Liebesdienst zu erweisen, so sollst du zur Strafe nimmer satt werden; zum Ochsen aber: du gutmüthiges Thier sollst gemächlich deinen Hunger stillen und dann der Ruhe pflegen können, weil du bereitwillig warst, mir zu dienen.

Die jetzigen Litthauer aber haben das auf den Heiland bezogen, was ihre Altvordern von Perkunos dem Donnergotte berichtet haben.

26. Die Erfindung des Bratens.

Die Art, wie die Menschen das Fleisch zu braten erfunden haben, erzählen die Litthauer folgendermaßen.

Ein reicher Mann machte einst eine Reise und verirrte sich. Er mußte die Nacht in einem unwirthbarem Walde zubringen und auch am folgenden Tage irrte er mehrere Stunden wegelos umher. Endlich gelangte er an eine Höhle, die von einem Waldbruder bewohnt ward, der sein Leben in stiller Beschauung und im Dienste der Götter zubrachte. Der Einsiedler nahm den ermüdeten und hungrigen Wanderer gastlich auf, und setzte ihm seine beste Kost vor, die aber, da sie nur aus Wurzeln und Kräutern bestand, dem Reisenden wenig munden wollte. Der Waldbruder, der dies wahrnahm, dachte darüber nach, wie er seinem Gaste eine Speise bereiten könne, die dessen Geschmacke zusage. Er hatte in seiner Höhle ein Kaninchen, und würde, so lieb ihm das Thier auch war, es gern dargebracht haben, wenn ihm nicht ein Topf, es zu kochen, gefehlt hätte. Doch sein Wunsch, den Wanderer gut zu bewirthen, machte ihn erfinderisch; er schlachtete das Kaninchen und machte es vermittelst eines, aus einem Baumaste verfertigten Spießes am Feuer gar. Der hungernde Reisende fand diese Speise so lecker, daß er, heimgekehrt, sich das Fleisch auf ähnliche Weise bereiten ließ und auch seinen Freunden das neuerfundene Gericht mittheilte, die es, weil es auf der Tafel eines reichen Mannes stand, sehr schmackhaft fanden und diese bis dahin ungekannte Zubereitungsart allenthalben anpriesen, wodurch denn bald der Braten das Hauptgericht auf jeder gut besetzten Tafel wurde.

27. Wie die Preußen zuerst Christen geworden.

Dazumal, als in Jerusalem der heilige Geist sichtbarlich über die Apostel kam, waren daselbst auch etliche Leute aus dem Lande Preußen, die da hörten und glaubten. Dieselben kamen hernach wieder zu Hause, brachten das Evangelium mit und predigten es unter den Ihrigen, was auch vielen Segen brachte. Allein es hatte der Teufel damals noch viele Gewalt in diesen Gegenden, und er wußte den Sinn der Leute zu verkehren, daß sie bald zu ihren Götzen zurückkehrten. Erst mehr als tausend Jahre später konnte der christliche Glaube hier dauernd Wurzel fassen.

Stanislaus Lubiensky Vita episc. ploc. in proëm. et in vita Marruli sec. episc. Damalevicius. Vartes de vita episc. Wladislav. Cap. I. pag. 16 seq.

28. Der heilige Adalbert in Preußen.

Nachdem der heilige Adalbert die heidnischen Polen in dem christlichen Glauben bestärkt, begab er sich zu demselben gottseligen Zwecke in das Land Preußen. Zuerst predigte er das Wort Gottes in dem Culmischen Lande; von da ging er nach Pomesanien. Als er nun über den Fluß Ossa setzte und nicht soviel hatte, wovon er das Fährgeld bezahlen könnte, so gab ihm Einer der Schiffer mit dem Ruder einen harten Schlag über den Kopf, daß er davon schwer erkrankte. Dieses war ihm kein gutes Zeichen, und er mußte auch in der That bald unverrichteter Sachen aus Pomesanien weiter ziehen. Er kam zuerst nach Danzig, von dannen er nach Saamland reiste. Hier fand er nicht weit davon, wo jetzt die Stadt Fischhausen steht, die glorreiche Marterkrone; denn es überfielen ihn die heid-

nischen Pfaffen, welche ihm sieben Wunden beibrachten, und ihn also jämmerlich erschlugen. Als solches Boleslaus Gorvin, König in Polen, erfuhr, begehrte er den Körper des Heiligen von den heidnischen Preußen. Diese wollten aber denselben nicht anders herausgeben, es seie denn, daß ihnen der König dafür so viel Gold gäbe, als der Leichnam schwer sein werde. Das war der fromme König zufrieden; aber wie nun der Körper gewogen wurde, da ward er überaus leicht gefunden, und keines Pfundes schwer.

Eine andre Sage berichtet: daß alles Gold, welches der polnische König gesendet, noch nicht einmal vermogt habe, die Schaale, auf welcher der Leichnam des Heiligen gelegen, von der Erde zu bewegen. Es hatten darauf die Abgesandten schon alles Gold in die Waage geworfen, welches sie für sich selbst mit sich führten. Aber auch dieses war nicht genug; da kamen noch Preußen heran, so Adalbert getauft hatte, und legten auch ihr Gold hinzu; aber auch dieses reichte nicht aus, und man gab schon die Hoffnung auf, daß man Gold genug herbeischaffen könne, um den Körper aufzuwiegen. Da kam eine alte Frau dazu, die hatte nur zwei Pfennige in ihrem ganzen Vermögen, diese warf sie in die Schaale zu dem Golde, und siehe, es flog jetzt auf einmal die andre Schaale so in die Höhe, daß man alle das Gold, was der Polen-König geschickt, was die Gesandten dazu gelegt und was die bekehrten Preußen gebracht, wieder herausnehmen konnte und allein die zwei Pfennige der armen Frau den Leichnam des Heiligen genugsam aufwogen.

Matth. a Michovia, Chron. Pol. Lib. II. Cap. 8.
Hartknoch, Preuß. Kirchen-Historie S. 276.
Simon Grunau, Tract. 4. Cap. II.

Eine andre Sage berichtet noch Folgendes über den Tod und Leichnam des heiligen Adalbert: Nachdem diesen nehmlich die heidnischen Preußen am Ufer der Ostsee erschlagen hatten, zerhackten sie seinen Körper in unzählige Stücke und ließen die Stücke unbeerdigt am Ufer liegen, unter andern hieb ihm ein Preuße einen Finger ab, an welchem der Heilige einen goldenen Ring trug. Den Finger warf er in das Meer, den Ring aber steckte er zu sich. Denselben Finger hat hernach ein Sperber aufgenommen, und während er über dem Meere flog in das Wasser fallen lassen, worauf ihn denn ein Hecht aufgeschlucket. Da geschahe es nun, daß der Fisch, wo er nun hingeschwommen, ein sonderbares Licht von sich gegeben. Als die Fischer dieses Lichtes ansichtig wurden, haben sie den Hecht gefangen und den Finger des Heiligen in seinem Bauche unversehrt gefunden. Die Fischer waren Christen und sie erkannten bald, daß der Finger einem heiligen Manne gehören müsse; daher gingen sie an das Ufer zu suchen, und sie fanden die Leiche. Die zerhauenen Stücke hatten sich aber wunderbarer Weise von selbst schon wieder zusammengefügt, so daß bloß der Finger noch an dem Körper fehlte. Denselben setzten die Fischer nun an, und er wuchs schnell fest, also daß der Körper wieder ganz wurde. Der Leib hatte schon ganzer dreißig Tage so gelegen, es hatte ihn aber ein Adler die Zeit über bewacht, und es hatte kein Vogel noch anderes Thier dazu kommen können.

Wieder eine andre Sage berichtet, dem Heiligen sei bloß das Haupt abgeschlagen worden, sonst aber der Körper ganz geblieben. Da war nun der Leichnam von selbst aufgestanden und hatte sein Haupt in seine beiden Hände genommen und es so vor sich hergetragen, zu der Kapelle, in welcher der Heilige gewöhnlich die Messe gelesen hatte. Unterweges sang das Haupt mit lauter, schöner Stimme

allerlei geistliche Lieder. Von der Kapelle ging der Heilige weiter, von einem Orte zum andern, immer sein Haupt vor sich hertragend und fromme Lieder singend, bis er in die Gegend von Danzig kam, wo jetzt noch die Kirche des heiligen Adalbert steht; dort nahmen ihn die heidnischen Preußen, um ihn ihren Göttern zu Romove zu opfern. Allein es kaufte ihn der Polen-König Boleslav, wie dies bereits vorhin gemeldet.

Hartknoch a. O.
Simon Grunau a. a. O.
Anonym. chron. bohem. apud Menken script. Tom. III. pag. 1648.

29. Der heilige Bonifacius in Preußen.

Als ein frommer Mönch Benedictiner-Ordens, Namens Bonifacius, vernommen, daß der heilige Adalbert von den heidnischen Preußen erschlagen sei, da bekam er große Begierde, zu demselben Volke zu gehen, um ihm von Neuem die Lehre Christi zu predigen. Er ging derohalben nach Rom, um sich vom Papste die Erlaubniß zu holen. Dort wurde er zum Erzbischof eingeweiht. Von dannen begab er sich nach Preußen, ganz barfuß, in der strengsten Kälte und unter großen Mühseligkeiten. Er trug alles mit Geduld und predigte mit vielem Eifer und Erfolge. Eines Tages trug es sich zu, daß er zu einem mächtigen Fürsten des Landes kam. Demselben predigte er ebenfalls das Wort des Herrn; der Fürst aber, als er des Bonifacius schlechte Kleidung betrachtete, wollte mit solch einem elend aussehenden Menschen nichts zu schaffen haben. Darauf ging Bonifacius in seine Herberge, zog seinen bischöflichen Ornat an und trat also wieder vor den Fürsten; dieser ließ ihn jetzt vor sich kommen und sprach zu ihm: Wenn du willst, daß wir dir glauben, so mußt du mitten

durch das Feuer gehen und unverletzt bleiben. Das sagte ihm Bonifacius mit Freuden zu. Es ließ darauf der Fürst zwei große Haufen Holz dicht neben einander setzen; die ließ er anzünden, und als beide lichterloh brannten, da war es, als wenn sie nur eine einzige große Flamme ausmachten. Durch dieses Feuer sollte der Heilige gehen; der war aber unerschrocken und freudig in Gott; er hob an zu beten, besprengte sich mit Weihwasser und beräucherte das Feuer mit Weihrauch, dann ging er durch dasselbe, mitten durch, getrost und unverletzt, daß auch nicht ein Härchen auf seinem Haupte war angesengt worden. Als dieses der Fürst gesehen, ist er mit allen den Seinigen dem heiligen Manne zu Füßen gefallen und hat ihn um Verzeihung gebeten, und alle ließen sie sich taufen.

Der Fürst hatte noch zwei Brüder, welche bei ihrem heidnischen Götzendienste verblieben. Bonifacius suchte derohalben auch sie zu bekehren. Allein der Eine von ihnen ließ ihn gefänglich einziehen, und ihm in Gegenwart einer großen Menge Volks den Kopf abschlagen. Allein von Stund an ward dieser Fürst blind, und Alle, so dabei standen, erstarrten also, daß sich Niemand von der Stelle bewegen konnte. Sie wurden auch nicht eher wieder gesund, als bis der bekehrte Bruder kam, und für sie betete, und sie sich nun Alle zum christlichen Glauben bekehrten. Dieses ist geschehen im Jahre Ein Tausend, und in der Provinz Litthauen.

Wie Andre erzählen, soll dieser fromme Mann nicht Bonifacius, sondern Bruno von Querfurth gewesen sein.

Petrus Damiani in vita S. Romualdi.
Hartknoch, Preuß. Kirchen-Historie.

30. Heiligenbeil.

Nächst der Eiche zu Romove war die heiligste Eiche im Lande die, welche da stand, wo jetzt das Städtlein Hei-

ligenbeil liegt. Waidewuttis selbst, der erste König der Preußen, hatte sie geheiligt; sie war so groß wie die Eiche zu Romove, und gleich dieser grünte sie im Winter wie im Sommer. Unter ihr hatte seine Wohnung und wurde verehrt Gorcho, ein Gott des Essens und des Trinkens. Sein Bildniß wurde alle Jahre zerbrochen, und nachdem die Früchte eingesammelt waren, wieder neu gemacht, so wie er auch nach verrichteter Ernte absonderlich verehret wurde. Solche Abgötterei dauerte bis zu den Zeiten des Ermeländischen Bischofs Anselmus. Dieser begab sich an den Ort der Eiche und predigte wider dieselbe, und vermahnte die Leute, von ihrem Götzendienste abzustehen und die Eiche umzuhauen. Er richtete jedoch nichts damit aus, und nun befahl er einem Christen, den er mitgebracht hatte, den Baum umzuhauen. Als der aber den ersten Hieb thun wollte, schlug das Beil um, und verwundete den Christen, daß er auf der Stelle starb. Da entstand ein großes Frohlocken bei den Preußen, welche dieses Ereigniß als eine Strafe ihrer Götter ansahen, und die Christen, die Anselmus mitgebracht hatte, entsetzten sich sehr und wollte keiner mehr Hand an die Eiche legen. Wie dieses der fromme Bischof sah, wurde er im Geiste entzündet, und er selber nahm eine Axt zur Hand, ging mit großem Eifer an die Eiche, und hieb getrost hinein; und es geschah ihm kein Leides, so lange er auch hieb, denn der Satan und seine Götzenbilder hatten keine Gewalt über den heiligen Mann. Darauf befahl er, Feuer herbei zu tragen, und er verbrannte die Eiche mit sammt dem Götzen, weil es zu lange gedauert hätte, sie vollends umzuhauen. Nachher ließ der Bischof an dem Orte eine Stadt bauen, und in der Kirche derselben das Beil aufbewahren, womit die Eiche umgehauen. Die Stadt nannte er Heiligenbeil. Das Beil selbst ist nicht mehr zu sehen, aber die Stadt führt noch jetzt

in ihrem Wappen ein Beil zum Andenken an das Ereigniß.

Caspar Schütz, hist. pag. 4.
Henneberger, Erklärung S. 156.
Lucas David I. S. 83.

Nach einer andern Sage hat Heiligenbeil Namen und Wappen davon, daß das Beil, mit welchem der heilige Adalbert getödtet worden, über das Haff und an der Stelle, wo nachher die Stadt erbaut ward, ans Land geschwommen ist.

Simon Grunau tractat. 9.
Leo histor. Pruss. pag. 45.

31. Thorn.

Eine vierte heilige Eiche stand an der Stätte, wo nachher die Stadt Thorn erbauet wurde. Sie war von unglaublicher Größe, und wurden viele Götter der alten heidnischen Preußen darin verehrt. Herrmann von Balke, der erste Landmeister in Preußen, fand sie, als er in das Land kam; er eroberte sie nach vielem Widerstande der Preußen, und weil sie so gar groß war, so ließ er sie befestigen, daß sie ihm anstatt eines Thurmes und einer Festung wider die Preußen diente, welche unaufhörlich versuchten, sie wieder zu erobern. Er nannte sie auch seinen Thurm.

Hernach wurde um diese Festung herum eine Stadt gebauet, welche ebenfalls Thurm oder Thorn genannt wurde. Dies ist aber nicht die jetzige Stadt Thorn; denn jene Stadt wurde alljährlich überschwemmt, und wurde daher die Stadt eine Meile weiter versetzt, da, wo noch jetzt die große und schöne Stadt Thorn steht. Die Rudera des alten Thorn findet man noch in der Erde. Die Sage geht im Volke, daß es dort nicht richtig sei, und von der Mit-

ternacht bis zum Hahngeschrei naht man nicht gern dem gefährlichen Orte.

Duisburg Chron. P. III. C. I. pag. 64.
Lucas David II. pag. 46.
Hartknoch, Alt- und Neupreußen, S. 365.

32. Der getreue Macko.

Zur Zeit, als der deutsche Orden zuerst nach Preußen kam, wohnte im Lande Pomesanien ein vornehmer Häuptling, Pipin, der den Brüdern lange vielen Schaden zufügte, zuletzt aber durch Verrath seines Schwähers, des Hauptmanns auf Rogau, in deren Hand fiel und jämmerlichen Todes starb. Der Sohn dieses Pipin, Macko, wandte sich zur christlichen Lehre und ließ sich taufen. Der Teufel war aber über diesen Abfall so erboßt, daß er ihm, gleich nachdem die Taufhandlung geschehen, erschien und ihn erwürgen wollte. Da ward dem Neubekehrten plötzlich von unsichtbarer Hand ein Kreuz dargereicht, vor dem der Teufel alsbald zurückwich, so daß er ihm nichts anhaben konnte. Dies Kreuz zeigte Macko hernach seinen Freunden und erwarb so viele Anhänger dem Orden und dem christlichen Glauben. Er selbst aber blieb beiden stets hold und getreu, so daß, als im Kriege wider Swantopolk, den Pommernherzog, alle andern pomesanischen Häuptlinge von den Brüdern abfielen, er allein diese nicht verließ und ihnen durch seine männlichen Thaten eine sonderliche Stütze im Lande ward, auch bei seinem Tode ihnen alle seine Güter zueignete.

L. Davids Chronik. Th. III. S. 18.

33. Das Teufelsopfer.

Unter dem Landmeister Herrmann Balke sind die Preußen, welche bereits die christliche Religion angenommen

hatten, in ihren Götzendienst zurückgefallen. Ihre Götter aber waren ihnen nicht gleich wieder gnädig, weil das Volk ihnen war abgefallen gewesen, sondern ließen sie ihren schweren Zorn empfinden, also daß besonders die Weiber ihre neugebornen Kinder den Göttern zu Ehren verzehren mußten. Um solchem Jammer endlich zu entgehen, begaben die Priester sich an die heilige Eiche zu Romove und fragten dort die Götter, wie doch ihr Zorn möge abgewendet werden. Und sie erhielten zur Antwort: die Götter könnten nur dann versöhnt werden, wenn ein christliches Weib von deutscher Art und Zunge, und welches hochschwanger, sich frei- und gutwillig für sie verbrennen ließe. Als dies das Volk hörte, jammerte es sehr, denn es verzweifelte, ein solches Weib zu finden. Doch versuchten sie es, und ließen es an keinem Golde und Kosten fehlen, und zuletzt fanden sie wirklich ein armes, elendes Weib, welche aller Sünden und Laster voll war. Die ließ sich erkaufen durch vieles Gold, das verpraßte und verschlemmte sie zuerst mit ihren Schandbuben und ließ dann freiwillig den Göttern, oder vielmehr dem Teufel zum Opfer sich verbrennen.

34. Verherrlichung des deutschen Ordens.

Auf dem Schlosse Rheden war ein Ordensbruder, genannt Cunibert von Dagken. Dieser hatte einen Kummer, ob die Brüder auch zu Gott kämen, dieweil sie so gern Menschenblut vergössen, und die Regeln seines Ordens minder streng wären, als die anderer, und er beschloß darum, in einen von diesen überzutreten. Darüber fiel er in eine Verzückung, und da war es ihm, als wenn er sich im Himmel befände, und dort von allen geistlichen Orden welche sähe, aber niemand von den Seinen. Er ward darüber

tief betrübt. Da kam ein Engel zu ihm und fragte ihn, weshalb er weine, und als er es erzählt, führte ihn selbiger zur Jungfrau Maria, die ein großes weißes Velum anhatte, und um die herum die Brüder des deutschen Hauses standen. Sie aber sprach zu ihm: wenn auch die Regeln deines Ordens minder streng sind, wie die der andern, so ist er doch um nichts geringer; und indem sie die Mäntel der Einzelnen aufhob, zeigte sie ihm die Wunden, mit welchen sie von den Heiden getödtet waren. Dann sprach sie weiter: erkennst du nun, daß diese deine Brüder für den Namen Jesu Christi gelitten haben? Bei diesen Worten entschwand das Gesicht. Der Bruder aber stellte sich am nächsten Morgen im Kapitel dar, und bekannte, welche Vorsätze er gehegt, wie herrlich jedoch der Orden vor seinen Augen verklärt worden wäre. Nicht lange darnach ward auch ihm in einer Schlacht gegen die heidnischen Preußen die Märtyrer-Krone zu Theil.

Duisburg Chronic. P. III. c. 12. p. 95.
Sim. Grunau's Chron. Tract. X. Cap. 1. S. 1.

35. Die Jungfrau Maria auf der Wahlstadt.

Als nach der Schlacht am See Rondsen, wo Herzog Swantepolk die Ordensbrüder so aufs Haupt geschlagen, daß ihrer nur zehn entkommen waren, ein Weib mit den übrigen Bürgern der Stadt Culm zur Beerdigung der Todten nach der Wahlstadt sich begaben, fand sie ihren Ehegatten noch halb lebend. Doch wollte ihr selbiger nicht zur Stadt folgen. Als sie darüber verwundert war und ihn schalt, erzählte er, wie die Jungfrau Maria an selbigem Tage unter Vorgang von zwei, brennende Kerzen tragenden Jungfrauen, mit einem Rauchfasse in der Hand gekommen wäre, und solches über jeden Gebliebenen geschwenkt, als sie aber an ihn gelangt und ihn noch lebend

gefunden, gesagt habe: am dritten Tage wirst du sterben, aber freue dich, denn deine Seele wird mit den Seelen der übrigen Erschlagenen zur ewigen Freude eingehen. Und in die Stadt Culm gelangt, starb der Mann am dritten Tage, wie er es voraus verkündigt hatte.

Duisburg Chronic. P. III. c. 41.

36. Die Bekehrung der Poggesaner.

Bald nachdem der Orden die Burg zu Elbing gebaut hatte, war sie wegen ihrer Festigkeit den benachbarten Poggesanern sehr zum Verdruß. Sie zogen daher mit starker Heeresmacht vor dieselbe, um sie zu zerstören. Dieses wollte ihnen aber nicht gelingen. Daher raubten und plünderten sie in der ganzen Gegend, so viel sie nur konnten. Wie sie nun, mit Raub beladen, sich auf den Zurückweg machten, da dachten die Ritter in der Burg, obgleich ihrer nur Wenige waren, die Räuber würden mit so vielerlei geraubten Sachen beladen, sich ihnen nicht so recht zur Wehre setzen können, sie machten sich daher auf und verfolgten sie. — Da geschah' ein großes Wunder; denn den Heiden war es auf einmal, als ob ein unzählbar großes Heer gegen sie anrücke, so daß ihnen jeder der Ordensbrüder wenigstens wie zehn vorkamen, und sie ließen eilends ihren Raub im Stiche und liefen davon. Als sie aber nachher gewahr wurden, wie wenige ihrer Verfolger gewesen, da erkannten sie, daß Gott es mit den Brüdern des Ordens halte, und sie boten diesen Frieden an, unterwarfen sich ihnen, und wurden also Christen.

Leo Histor. Pruss. p. 104.

37. Die Unterwerfung der Samländer.

Als die Kreuzfahrer nach ihrer Ankunft in Preußen schon so weit gekommen waren, daß sie das feste Schloß

Balge erbauet, haben die benachbarten Samländer, um zu sehen, was sie an solchen Nachbarn haben, Einen von ihren Aeltesten nach Balge zu den deutschen Brüdern geschicket, welcher unter dem Schein eines Gesandten sollte auf deren Thun und Treiben und Sitten genaue Achtung geben. Die Brüder haben denselben Gesandten auch freundlich empfangen und ihn ihre Eßstuben, Schlafkammern und Küche sehen lassen. Da dieser nun sich alles dessen, was ihm von seinen Landsleuten mitgegeben war, recht erkundiget zu haben vermeinet, kehret er wieder nach Hause und spricht zu seinen Landsleuten dieses: „die deutschen Brüder haben etwas im Gebrauche, das uns den Hals brechen wird. Sie stehen alle Nacht aus ihrem Bette auf und kommen in ihrem Bethause zusammen, darin sie ihrem Gotte Ehre erweisen, welches wir nicht thun. Sie essen auch Gras (er hatte sie Salat essen sehen), wie das unvernünftige Vieh. Wer könnte ihnen widerstehen, die in den Wildnissen ohne Mühe ihre Speise finden können." Als solches die Samländer gehöret, haben sie beschlossen, sich freiwillig dem Orden zu unterwerfen.

Duisburg, Chronc. Par. III. cap. 69.
Luc. David, Bd. IV. S. 1 — 3.
Leo, Histor. Pruss. p. 104.
Henneberger, S. 413.

38. Die Bekehrung der Samländer.

Den Göttern der alten Preußen waren alle Thiere verhaßt, welche eine weiße Farbe hatten, daher hielten, wie es auch jetzt noch in manchen Gegenden Preußens der Brauch ist, die alten Preußen auf ihren Höfen kein weißes Vieh. Nun trug es sich zu, daß, nachdem der deutsche Orden Samland sich unterworfen hatte, daselbsten ein

Vogt war, geheißen Thammin von Gersleben. Derselbe war nicht anders gewohnt, als einen weißen Gaul zu reiten. Dieser reitet nun eines Tages nach Geilgarben, wo der preußische Fürst Dorgo wohnte, mit dem er große Freundschaft hielt, und den er zu besuchen kam. Er kam dort gegen Abend an, und blieb die Nacht zu Gaste. Dorgo gerieth zwar in Sorge ob des weißen Pferdes, allein er ließ sich nichts davon merken. Am andern Morgen jedoch wurde der weiße Gaul des Vogts todt im Stalle gefunden. Da sprach Dorgo zum Herrn Vogt: der Unfall thut mir sehr leid, denn du bist zu mir in aller Freundschaft gekommen, mein lieber Gast; darum nimm meinen besten Gaul für den deinigen! Ich bitte auch, daß du deinen Freund oft wollest besuchen, aber daß du kein weißes Pferd mitbringest, denn meine Götter lassen es hier nicht lebendig bleiben.

Nach einiger Zeit kam der Vogt wieder zum Dorgo, und ob aus Vergessenheit oder mit festem Fleiß, wiederum auf einem weißen Pferde. Auch dieses wurde am andern Morgen todt im Stalle gefunden. Dorgo beklagte den Unfall wiederum sehr, der Vogt aber erwiederte ihm: Ich sage dir, wo es zum drittenmale geschieht, werde ich an deine Götter glauben. Dem entgegnete Dorgo: Und ich verspreche dir, so du zum dritten Male ein weißes Pferd zu mir bringst, und meine Götter lassen es am Leben, so will ich an deinen Gott und Jesum Christum glauben, und mich taufen lassen! — Da nun dreizehn Wochen vergangen waren, reitet der Vogt wiederum auf einem weißen Rosse zum Dorgo. Er hatte aber seinen Dienern befohlen, den Sattel nicht von dem Gaule zu nehmen; an den Sattel hatte er ein Kreuz gehangen. Wie nun in der Nacht Herren und Knechte waren zur Ruhe gegangen, da erhob sich im Stalle ein groß Gerumpel und Getümmel, daß alle

davon erwachten, und es war nicht anders, als wenn das ganze Schloß sollte über den Haufen geworfen werden. Wie man aber am andern Morgen aufstand, da war das weiße Pferd ganz frisch und gesund. Da zeigte der Vogt dem Dorgo das Kreuz, welches am Sattel hing, und Dorgo glaubte von Stund' an an Christum, und ließ sich taufen mit all' seinem Volk. Also sind die Samländer Christen geworden.

Duisburg Chronic. Par. III. c. 2.
Simon Grunau, Par. III. c. b. fol.

39. Der Sturm auf Rheden.

In dem Kriege, den die heidnischen Sudauer wider die Ordensbrüder führten, machten sie einst einen Zug gegen Rehden. An einem Sonnabende Morgens, während der Frühmette, langten sie vor dem Schlosse an und begannen auch alsbald den Sturm. Da nun aber die Brüder und die Knechte, welche sich auf der Burg befanden, gerade sämmtlich in der Kirche waren und das Salve sancta parens zu Ehren der Gebenedeiten sangen, so nahmen sie von dem Feinde nichts wahr. Statt ihrer erschienen jedoch auf den Wehren himmlische Männer, die mit feurigen Pfeilen auf den Feind schossen und so eine ganze Stunde hindurch das Schloß schirmten, bis der Gottesdienst beendigt war und die Brüder nun selbst den Kampf fortsetzen konnten.

Luc. David Th. IV. S. 118; vergl. auch Th. VI. S. 68, wo derselbe Vorfall bei dem Angriff der Litthauer unter Switvigail auf die Ordensburg Gotteswerder berichtet wird.

40. Der leichte Sieg.

Da einst ein mächtiges Heer der heidnischen Poggesanen die Ordensbrüder aus Elbing mit wenigem Volke

verfolgte, und es schon zum Treffen kommen sollte, ergriffen Erstere plötzlich alle die Flucht bis auf Einen, der gefangen ward. Als dieser so wenige Kämpfer in dem Heere der Brüder sahe, so fragte er: wo denn die übrigen wären? und als ihm gesagt ward: mehrere wären nicht, so erzählte er: daß sie das ganze Feld voll von bewaffneten Männern gesehen, die an Bekleidung und Rüstung den Brüdern ganz gleich gewesen wären, weshalb sich die Preussen denn auch in die Flucht begeben, was die übrigen Pogesanen, die im Heere sich befunden, nach ihrer Bekehrung denn auch gleichfalls öffentlich bekannten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 17.

41. Die Teufelsplage.

Als im Jahre 1247 die Pomesanen wieder vom Orden und dem christlichen Glauben abgefallen, wurden sie zwar von dem Landmeister Heinrich von Weida in einer gewaltigen Niederlage, in der, wie Einige schreiben, an elftausend von ihnen umgekommen, niedergeworfen, der Himmel glaubte aber, daß sie hierdurch noch nicht hinlänglich gezüchtigt sein möchten, und sendete ihnen daher noch eine sonderliche Plage. Denn es stellten sich bei ihnen die Geister, welche Succubi oder Incubi sonst genannt werden, ein, maßten sich ihrer ehelichen Lagerstätten an, und hielten mit ihren Weibern zu, darüber denn manche von den Pomesanen, da sie den Geistern nichts anhaben mochten, schier unsinnig wurden und ihre Weiber selbst ermordeten. Darauf nahmen die Teufel sogar menschliche Gestalt an, gingen umher, warfen diesen ins Feuer, jenen ins Wasser, etliche aber hingen sie an die Bäume in den Wäldern und hielten hin und wieder gar schrecklich Haus. In dieser Noth traten die Preußen zusammen und gingen ihren obersten Priester, den Kriwaiten an, daß er die Götter darum

frage: wie sie der Unholde ledig werden möchten. Dieser aber antwortete: die Plage käme von ihren eigenen Göttern her, darum, daß sie ihrer Vorfahren Satzung und Glauben treulos geworden, und einen andern Gott angenommen, und dieselbe würde auch nicht eher aufhören, als bis sie zu ihren alten Göttern ganz zurückgekehrt wären. Die Leute aber glaubten den trüglichen Worten des Priesters und verschwuren sich mit einander, sie wollten sich eher alle erwürgen lassen, denn fürderhin einen andern Gott annehmen, und die neuen Herren sammt ihrem Gotte mit Hülfe der alten Götter ganz aus dem Lande treiben, auch keinen Christen, dessen sie mächtig würden, leben lassen. Da nun aber den Christen der Sieg beschieden war, so hatte jenes Gelöbniß der Heiden den Ausgang, daß sie selbst zuletzt sammt und sonders vertilgt wurden.

Casp. Schütz, Historia fol. 25.

42. Sagen von Schwentipol.

Zur Zeit, als der fünfte Hochmeister des deutschen Ordens regierte, der Landgraf Conrad von Hessen, im Jahre 1247, lebte Schwentipol, ein Herzog in Pommern und Cassuben. Er war selbst ein Christ und hatte es anfangs mit den deutschen Brüdern gehalten. Aber er war im Grunde verboßten und nicht gut christlichen Sinnes, dabei von großer Vermessenheit, falsch und behenden Betruges. Er fiel derohalben von dem Orden ab, machte heimlich Freundschaft mit den Preußen, und suchte den Orden und die Christen wieder aus dem Lande zu vertreiben. Er befestigte zuvor alle seine Burgen an der Weichsel, dann zog er in das Land des Ordens, dem er überall und vielen Schaden that. Er tödtete die Christen, wo er konnte, und ging besonders mit dem Orden auf eine gar grausame Weise um. Aber einige Male wurde er dennoch angeführt,

insbesondere einmal durch Weiber, und das andere Mal durch sich selbsten.

Eines Tages nämlich war er mit großem Kriegsvolke vor die Stadt Culm gerücket, selbige zu belagern. Weil er aber zum Sturme nicht gefaßt war, so sahe er wohl ein, daß er die Stadt nur durch List bekommen würde. Er zog sich daher von der Stadt zurück, und versteckte sein Volk hinter einem Moraste, Ronsen genannt, hoffend, die Belagerten herauszulocken; hierin betrog er sich auch nicht, die belagerten Ordensbrüder glaubten wirklich, Schwentipol sei ganz von dannen gezogen, und verließen die Stadt bis auf wenige Mann, um neuen Proviant zu holen. Sie fielen aber dem Schwentipol in die Hände, der sie Alle erschlug. Dieser glaubte jetzt, die Stadt gehöre ihm, denn es sei kein Mann mehr darin, sie zu vertheidigen. Aber Einer von den Belagerten war in die Stadt zurückgelaufen, und hatte Kunde gegeben von dem Unfalle der Brüder. Da thaten sich alle Weiber und Jungfrauen zusammen, die in der Stadt Culm waren, und zogen der Männer Kleider und Rüstungen an und stellten sich also muthvoll auf die Mauern. Als das Schwentipol sah, verwunderte er sich, daß noch so viele Männer in der Stadt seien, er verzweifelte, diese in seine Gewalt zu bekommen, und er zog von den Mauern sich zurück, durch die List der Weiber besieget. Noch heutiges Tages sind die Frauen und Jungfrauen in Culm wegen ihrer List und ihres Muthes wohlberühmt.

Ein andermal betrog Schwentipol sich selbsten. Er hatte sich im Pomesanischen an einem lustigen Orte, nicht weit von der Weichsel gelagert, und war fröhlich und guter Dinge. Dazumalen war unter seinen Gefährten ein Hofmann, der sich sehr vor den deutschen Rittern fürchtete, so daß Schwentipol ihn schon öfters mit solcher Furcht

aufgezogen hatte. Auch diesesmal wollte er seinen Scherz mit ihm treiben. Als er daher befohlen hatte, die Mittagstafel anzurichten, schickte er, um über Mahlzeit etwas zu lachen zu haben, seinen Diener heimlich fort, mit dem Befehle, wenn er bemerken werde, daß sie schon bei Tische seien, so solle er mit Schrecken gelaufen kommen, und schreien, daß die Kreuzherren im Anzuge seien. Den Anderen aber sagte er, was er vorhabe, und wie er solchen Boten abgeschickt habe. Desselben Tages aber waren die Kreuzherren wirklich gekommen, um Schwentipol zu überfallen, den sie ihrer nicht zu warten wähnten. Als nun dieser mit den Seinigen kaum angefangen hatte zu essen, da kam der Diener, der die Ritter gesehen hatte, mit großem Schrecken und Schreien gelaufen, die Kreuzfahrer seien da und folgen ihm auf den Fuße, ein Jeder möge sich retten wie er könne. Als dieses der furchtsame Hofmann hörte, sprang er eilends hinter dem Tische weg und lief dem nächsten Busche zu, rettete auch damit sein Leben; Schwentipol und die Anderen aber lachten seiner, und jemehr der Diener schrie, die Ritter seien da, desto mehr lachten sie, bis sie auf einmal das Ordensvolk ganz nahe bei ihnen sahen. Da verkehrte sich ihr Lachen in Angst, und sie wollten davon laufen, allein die Ritter erschlugen sie alle, bis auf Schwentipol und einen Gefährten, welche beide behende der Weichsel zuliefen, sich hinein warfen, und sich durch Schwimmen retteten.

Casp. Schütz, historic. f. 22 f. 23.
Duisburg, Chronic. P. III. c. 41 sqq.

43. Die muthige Culmerin.

Wir haben gesagt, die Frauen und Jungfrauen zu Culm seien wegen ihres Muthes wohlberühmt. Hier ist ein anderes Beispiel davon: Zu einer Zeit zogen die heid-

nischen Sudauen gen Culm, um es zu belagern. Auf dem Wege dahin plünderten und raubten sie stark. Als sie nun plötzlich nahe vor Culm kamen, da gewahrte ein sehr großer und starker Sudaue eine Frau aus Culm, die in einen nahen Bruch flüchtete. Der Sudaue eilte ihr nach und holte sie bald ein. Wie nun die Frau sah, daß sie ihm nicht mehr entlaufen könne, drehet sie sich auf einmal um und gab dem Sudauer so hart sie konnte, einen Stoß auf die Brust, wovon er rücklings in den dort befindlichen Morast fiel; darauf warf sie sich auf ihn, und drückte ihm mit aller Macht den Kopf in den Morast, daß er ersticken solle. Der grimmige Sudaue wehrte sich heftig, faßte auch mit seinen Zähnen ihren Daumen und biß daran, aber die Frau ließ ihn nicht los, und drückte ihn immer tiefer, bis er ersticken mußte, obgleich er den Daumen ihr abbiß. Darauf entkam sie glücklich nach Culm.

Duisburg Chron. P. III. c. 157.
Henneberger Erkl. S. 56.
Leo hist. Pruss. S. 112.
Luc. David, Th. IV. S. 118.

44. Die Hülfe der heiligen Barbara.

Unweit der Stadt Schwetz an der Weichsel steht ein Dorf Namens Sartowitz. Dort hatte vor vielen hundert Jahren, nämlich im Jahre 1245, der Pommern-Herzog Schwentipol sein festestes und bestes Schloß, welches er mit starker Mannschaft besetzt hielt, und aus welchem dem Orden viel Schaden geschah. In dem gedachten Jahre am Sanct Barbara-Tage rückte vor dieses Schloß der Marschall Diedrich von Bernheim; er nahm bloß mit sich vier andre Brüder des Ordens und 24 Knechte. Er nahm nur so wenige Mannschaft mit, weil im Geiste ihm die heilige Barbara erschienen war, und ihn also geheißen hatte.

Es war Mitternacht, als er in aller Stille vor dem Schlosse ankam; ohne alles Geräusch wurden die Leitern angesetzt und die Mauern erstiegen. Die in dem Schlosse wurden hiervon nichts gewahr, als bis sie schon unter den Streichen ihrer Feinde fielen. Die Sieger machten anderthalbhundert Frauen und Jungfrauen zu Gefangenen, darauf wurde die ganze Burg nach Schätzen durchsucht, und dabei kam man an ein großes Gewölbe, welches sehr fest mit eisernen Schlössern und Riegeln verwahrt war. Darin glaubten sie gar viele Schätze zu finden. — Sie fanden aber darin nur ein silbernes Kästchen, welches einen gar wundervollen Schein in dem dunkeln Gewölbe von sich gab. Wie sie das öffneten, da fanden sie darin das Haupt der heiligen Barbara und einen Zettel, der dies besagte; da erkannten die Brüder, wem sie ihren wunderbaren Sieg zu verdanken hatten. Und sie trugen das Haupt in die Schloßkirche zu Culm, von wo es nachher gen Marienburg und von da nach Danzig kam. Dieses Haupt hatte vorher der Papst Innocentius IV. dem Könige von Dänemark zum Geschenk bestimmt, und er schickte es diesem durch einen gelehrten Mann, Sedensa, den er zum Legaten in Dänemark ernannt hatte. Dieser aber, als er nach Pommern kam, wurde er von Schwentipol überfallen, der ihm alles, und auch das Haupt der Heiligen raubte. Schwentipol schickte dasselbe nach Sartowitz, aber die Heilige wollte nicht länger dort im Gewölbe liegen, und daher hatte sie den Marschall Diedrich von Bernheim zu ihrem Befreier auserkoren.

Duisburg Chronic. P. III. c. 36.
Sim. Grunau Tract. VIII. c. 4.
Henneberger Erkl. S. 419.
Leo hist. Pruss. p. 80.
Luc. David, Th. III. S. 52 fgg.

45. Das segnende Crucifix.

Auf dem Hause Christburg saß zur Zeit Poppo's von Osterna des Hochmeisters, ein Comthur, Heinrich von Stangen, von großer Frömmigkeit. Als dieser einst in der Burgkapelle vor dem Altare knieend, sein Gebet verrichtete, bat er Gott, daß er ihm ein Zeichen gäbe: ob er seiner Gnade theilhaftig worden sei. Siehe, da breitete das hölzerne Crucifix, vor dem er lag, seine Arme aus und segnete ihn mit dem Zeichen des Kreuzes, zum Beweise, daß seine Bitte gewährt sei. Bruder Heinrich, der Burgkaplan, der damals gerade selbst sein Gebet sprechend, verborgen in einem Winkel der Kapelle stand, sah dies und hat es nachher kund gethan.

Duisburg Chronic. P. III. c. 68.

46. Der St. Marienritter.

Zu derselbigen Zeit befand sich in dem Convente zu Königsberg Bruder Hermann, der Saracene genannt, ein schwäbischer Ritter, der die Jungfrau Maria so hoch hielt, daß er Niemandem, was selbiger um ihretwillen bat, versagte. Als er, um in den Orden zu treten, gen Marburg zog, traf er unterweges an einem Orte ein prächtiges Turnier, bei dem ein Ritter durch den Herold männiglich herausfordern ließ, um den Preis der Waffen und des Rosses zu Ehren seiner Dame mit ihm eine Lanze zu brechen. Da Niemand sonst es wagen wollte, so trat Hermann in die Schranken. Aber die Dame, welche er meinte, war die Gebenedeite, und mit deren Hülfe warf er denn auch den Gegner beim ersten Anlauf ohne Mühe nieder. Schwert und Rüstung, so er gewonnen, schenkte er den Armen.

Als Bruder Hermann schon das Ordenskleid empfan-

gen hatte, und seine Frömmigkeit noch wunderbar stetig zunahm, da zeigte sich ihm oft die Jungfrau und hielt mit ihm Zwiegespräch. Einstmals erschien sie ihm mit ungewöhnlich trüben Antlitz, und als nun Br. Hermann nach der Ursache forschte, antwortete sie ihm: „Das bekümmert mich, daß meine geliebten Söhne, deine Brüder vom deutschen Hause, die bei ihren Mahlzeiten einst nur von meinem Sohne, von mir und von den Werken der Heiligen sprachen, sich jetzt von nichts als von den Thaten der Könige und Fürsten und von der Eitelkeit der Welt unterhalten, so daß meines Sohnes, meiner und des Lebens der Heiligen selten oder nie gedacht wird."

Als Br. Hermann zum kurischen Kriege sich rüstete, erschien ihm die Jungfrau wiederum, und sprach zu ihm: „Ich lade dich, Hermann, zu dem Mahle meines Sohnes" Dieser nahm denn auch, als er fortzog, von seinen Freunden für diese Welt Abschied, wie er auch wirklich in diesem Feldzuge sein Leben ließ.

Einem Drescher, einem einfältigen und gottesfürchtigen Manne, zeigte sich um die Zeit dieses Auszuges, als er eines Tages vor seiner Thür stand, in der Luft ganz deutlich das Heer der Brüder, wie es mit den Litthauern kämpfte. Er rief deshalb die Seinen herbei, und sprach zu ihnen: „Seht ihr nicht, wie unsre Brüder mit den Ungläubigen streiten? Nun fliehen sowohl die Preußen wie die Litthauer; jetzt aber die Brüder und wenige stehen mit ihnen, die rings von Feinden umwallt, treu im Kampfe aushalten. Wehe! jetzt werden sie erschlagen. Nun sehe ich die gebenedeite Jungfrau Maria und die Engelein Gottes mit ihren Seelen in den Himmel hinaufsteigen. Unter diesen ragen zwei über die übrigen hervor, die des Br. Hermann des Saracenen, und des Br. Elisberg." Und wirklich blieben nicht nur letztere beide in diesem Feldzuge,

sondern es kam auch das ganze Ordensheer um. Glisberg aber war ein Ordensbruder im Convente zu Christburg, der ein so heiliges Leben geführt, daß, als man einst am Charfreitage während der Messe das Kreuz niedergelegt hatte, und die Brüder der Reihe nach herantraten es zu küssen, und Glisberg auch herzu kam, das geschnitzte Crucifix beide Arme vom Holz und Nagel ablös'te, um ihn zu umfangen. Der demüthige Held aber weigerte sich dessen und sprach: „Ach Herr, es geziemet sich nicht, daß du einen so gar großen Sünder, der deß durchaus unwürdig ist, umfangest".

Duisburg Chron. P. III. c. 78 und 82.

47. Die Lichter auf der Wahlstatt.

An der Stelle, wo im Jahre 1263 die gewaltige Schlacht bei Löbau geschlagen worden, in welcher der Landmeister Helmerich von Rechenberg mit all den auserlesensten Gebietigern des Ordens ihr Leben gelassen, sah man nachher zu nächtlicher Zeit brennende Kerzen, wie ein Einsiedler, der sich auf der Wahlstatt späterhin ein Hüttlein gebaut, oftmals gesehen, und die deutlich darthaten, wie den Erschlagenen die Märtyrerkrone von Gott verliehen sei.

Duisburg Chronic. P. III. c. 118.

48. Hanno's von Sangerhausen Rettung.

Hanno von Sangerhausen, der nachherige Hochmeister, befand sich als Wappner im deutschen Ordensheere in der großen Tartarenschlacht bei Liegnitz. Muthig kämpfend unterlag er endlich der feindlichen Menge, und sank, von einem Tartarschwerte getroffen, zur Erde nieder mit dem Ausrufe: Jesus Maria! da soll eine weiße Lichtgestalt

über ihn einen Schild gehalten haben, darob die Feinde erschrocken entflohen.

(Bergenroth) St. Marienburg S. 253.

49. Das Stahlhemde.

Im Schlosse Brandenburg befand sich zur Zeit Hanno's von Sangerhausen, des Hochmeisters, Bruder Hermann von Lichtenburg, aus hochadligem Geschlechte entsprossen, der neben andern Abstinenzien und Kasteiungen, statt eines leinenen, beständig ein eisernes Hemde auf bloßem Körper trug. Als er nun, in den Krieg ziehend, darüber die Rüstung gelegt, und sich, wie dies dann gewöhnlich, ungestüm bewegen mußte, so ward seine Haut so zerfleischt, als wenn er von Scorpionen zerbissen sei. Wie ihn nun drob sein Beichtiger, der Priester Petrus schalt, da er im Kriege wegen der Schwere der Rüstung das Stahlhemde ablegen müsse, so antwortete Br. Hermann, daß ihn keine Noth dazu würde bringen können, sich lebend dessen zu entäußern. Und was geschah? In der nächsten Nacht erschien ihm die Jungfrau Maria, berührte ihn sanft mit ihrer Hand und heilte ihn dadurch so vollkommen, daß, als ihn der Beichtiger am folgenden Tage wiedersah, auch nicht die geringste Spur der Verletzung an seinem Leibe wahrzunehmen war.

Duisburg Chronic. P. III. c. 126.

50. Volrad Mirabilis.

In Natangen, auf dem Schlosse Lenzenburg saß Bruder Volrad Mirabilis als Hauscomthur. Diesem ward hinterbracht, wie seine Untersassen ihm nach Leib und Leben trachteten. Er wollte dem anfangs keinen Glauben beimessen, weil er dieselben in nichts hart behandelt hatte,

vielmehr ein sanftmüthiges und gelindes Regiment führte vor allen Gebietigern, wie dies männiglich in allen preußischen Landen bekannt war. Wie nun aber die Warnungen häufig wiederkehrten, da beschloß er doch erst, bevor er strafte, sich aus eigner Wahrnehmung Ueberzeugung zu verschaffen. Zu dem Ende richtete er ein groß Gastgebot an, und lud dazu die Vornehmsten sammt etlichen Andern ein, und ermahnte sie, als sie nun beisammen waren, sich mit Speise und Trank wohl zu thun. Da es nun Mitternacht geworden, und der Meth ihnen zu Kopfe stieg, fing die Tücke an sich zu regen, daß sie, sich stellend als wenn sie unter sich einen Hader begönnen, alle Lichter auslöschten und dann auf den Hausherrn losstürzten, um ihn zu ermorden. Aber diesem, der zur Vorsicht ein Panzerhemde unterm Wamse verborgen, und der nicht ungewarnt war, glückte es, sich mit Gewalt durchs Gedränge zu machen, und seinen Dienern zuzuschrein, so daß ihm die Streiche der Verräther nicht großes schaden mogten. Da nun die Diener von Neuem Licht brachten, so hatte sich jeder schon wieder an seinen Platz begeben, und obwohl sich der Comthur zum höchsten der angethanen Gewalt beschwerte, so läugneten doch die Gäste, sonderlich die Vornehmsten, daß ein Anschlag wider ihn stattgefunden, und behaupteten, die Lichter wären nur deshalb ausgelöscht, daß die, welche zu zanken angefangen, nicht ferner an einander kommen könnten; es müßten daher etliche eidesvergessene Bösewichter im Haufen sein, die solches verrätherischen Stückes sich unterfangen. Da fragte Volrad, was dieselben Bösewichter wohl für Strafe verdient hätten, worauf die Gäste, die um so besser ihre Hinterlist zu verbergen meinten, antworteten: sie wären werth, daß man sie lebendig verbrenne. Volrad, hiermit zufrieden, stellte sich, als ob er den Vorfall nicht groß achte, weil er nicht beschädigt worden, er-

mahnte die Gäste fürder zum Trinken und fröhlich zu seyn, ließ sie auch letztlich wohlbezecht im Frieden nach Hause ziehn.

Etliche Zeit hernach, da nun Volrad ihren Anschlägen besser hatte nachgeforscht und alles genau erkundet, lud er sie wieder zu Gaste, sowohl die vorigen als andre, die neben ihnen im Bündnisse waren, und da ihrer viel zusammen gekommen, so richtete er das Gastgebot in einem großen Hause aus, das vor dem Schlosse lag, ließ genugsam auftragen und ermahnte stetig zu Trunk und Fröhlichkeit. Die Verschwornen meinten, daß jetzt die günstigste Gelegenheit gekommen, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, und nachdem sie sich tüchtig berauscht, begannen sie wieder wie das vorige Mal. Volrad aber, der diesmal besser auf der Hut war, entsprang, sobald jene die Lichter auszulöschen anfingen, vor die Thür, wo die Diener, die er zuvor abgerichtet, schon bereit standen, ließ Pforten und Fenster verschließen, verriegeln und verkeilen, so daß keiner derer, die drin waren, zu entkommen vermochte, steckte nachmals das Haus in Brand und ließ darin die Bösewichter alle verbrennen, gemäß dem Urtheil, das sie sich selbst gesprochen hatten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 83.
Casp. Schütz Historia fol. 28.

51. Die Hülfe vom Himmel.

Als im Jahre 1260 die heidnischen Preußen mit großer Heeresmacht die Stadt Elbing belagerten, da beschlossen die Christen, außer Stande in die Stadt Zufuhr zu schaffen, die Heiden durch einen Einfall in ihr eignes Land zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, was denn auch ins Werk gesetzt ward. Als nun beide Heere gegenüber standen, ergriff plötzlich, bevor es noch zur Schlacht gekom-

men, die Vorhut der Feinde die Flucht, stürzte sich auf das Haupttreffen und riß dies mit sich fort, so daß die nacheilenden Christen sonder Mühe viel Volks erschlagen mochten. Die Gefangenen bekannten nachher: sie hätten einige mit weißen Mänteln und schwarzen Kreuzen bekleidete Männer vom Himmel hinabsteigen sehen, die mit feurigen Schwertern die Ihrigen angegriffen und getödtet hätten. Dieses Wunder soll der heilige Anselmus, der sich in der belagerten Stadt befand, vom Himmel erfleht haben.

Leo Histor. Pruss. pag. 99.

52. Die Hülfe der heiligen Jungfrau.

Während des großen Aufstandes machte der Komthur von Christburg, Dietrich von Rhode, mit wenigen Rittern und Reisigen einen Zug durch Poggesanien, auf dem er viel glückliche Thaten vollführte. Auf der Rückkehr aber folgte ihm eine unzählbare Schaar von Feinden, die den Weg bald so verstellt hatten, daß ein Kampf unvermeidlich war. Kaum hatte Dietrich die Feinde aber angegriffen, als diese schon in wilder Flucht fortstürzten, so daß ihrer eine so große Menge erlag, daß noch nie in einem Tage von so wenigen so viele erschlagen worden sind. Die Gefangenen bekannten nachher: daß ihnen in der Luft eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit erschienen, die in der Hand das weiße Banner der Kreuzritter getragen, was sie so erschreckt habe, daß sie nicht zu kämpfen gewagt hätten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 136.

53. Hercus Monte und Hirschhals.

Unter den Natangern war in der ersten Zeit des Ordens ein tapferer Oberster, geheißen Hercus Monte. Der-

selbe machte eine Reise nach Deutschland, und lernte unter andern in der Stadt Magdeburg einen Edelmann Namens Hirschhals kennen, der ihn aus einer großen Gefahr errettete, wofür er ihm ewigen Dank versicherte. Zu derselbigen Zeit war Hercus Monte ein Christ geworden, und hatte den Namen Heinrich angenommen. Hernachmals aber, als er wieder zu seinen Landsleuten zurückgekehrt, fiel er vom christlichen Glauben ab, und wurde wieder ein Heide. In dieser Zeit trug es sich zu, daß die Natanger in Krieg geriethen mit den Kreuzfahrern. Hercus Monte war ihr Feldoberster und er gewann eine große Schlacht. In dieser machte er viele Gefangene und unter denselben auch den Hirschhals, der unterdeß ein Kreuzherr geworden war. Nach den Gesetzen der Natanger mußten die Gefangenen unter einander das Loos werfen, wer von ihnen sterben und den Göttern geopfert werden solle. Da ist das Loos gefallen auf den gedachten Hirschhals. Hercus Monte aber, eingedenk der vielen Wohlthaten, so er von Hirschhals empfangen, ließ das Loos noch einmal unter ihnen werfen. Und siehe, dasselbe traf wiederum den Hirschhals, den jedoch Hercus Monte noch einmal davon losgemacht. Als nun aber das Loos zum dritten Male geworfen, und nochmals denselben getroffen, da hat Hirschhals selbst loszukommen nicht begehret, sondern war bereit zu sterben, und er wurde angethan mit seinen Waffen, auf sein Roß gesetzet und also den heidnischen Göttern zu Ehren verbrannt.

Duisburg, Chronic. P. III. c. 86.
Casp. Schütz Historia fol. 29.
L. David Th. IV. S. 46.

54. Das Nonnenkloster zu Thorn.

Das Nonnenkloster zu Thorn ist zum Gedächtniß eines großen, wunderbaren Sieges über die Litthauer erbauet. Nachdem nämlich im Jahre 1312 der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen gestorben, fiel der Litthauer Großfürst Vithenes urplötzlich mit 4000 Mann in das Gebiet des Ordens ein, und verwüstete Samland und Ermeland dermaßen, daß er außer den Festungen nichts Ganzes gelassen. Menschen und Vieh wurden hinweggetrieben, und unter seinen Gefangenen befanden sich allein 400 Jungfrauen. Im Abzuge lagerte sich Vithenes mit seinem Volke in einem Walde. Sie waren allda fröhlich und guter Dinge, und Vithenes ließ die eroberte Beute unter ihnen austheilen. Unter diesen war auch eine Monstranz, mit einer geweiheten Hostie darinnen, die hob Vithenes selbst empor, zeigte sie den gefangenen Christen und verhöhnte diese damit, sagend: Wer ist nun euer Gott, daß er euch und sich selber beschützen mag? — Er nahm darauf die Hostie und warf sie zur Erde und trat mit seinen Füßen darauf, um zu verstehen zu geben, welch einen gar elenden Gott die Christen doch hätten. Aber er sollte für diesen Frevel bald die Strafe des Alleinigen, Allmächtigen Gottes fühlen, denn alsbald stürzte der Großcomthur Heinrich von Plötzke, welcher in der Eile ein Heer gerüstet, den Litthauern unbemerkt gefolgt war, und durch seine Kundschafter erfahren hatte, daß Vithenes hier an keinen Ueberfall denke, mit achtzig Brüdern des Ordens und zweitausend Knechten herbei, überfielen den heidnischen Fant, tödteten was ihnen vorkam, befreieten die gefangenen Männer, Weiber und Jungfrauen, und machten eine unermeßliche Beute. Nur Vithenes allein mit zweien Dienern kam le-

bendig davon, aber er war heftig am Haupte verwundet. Zur Gedächtniß dieses Sieges und aus der eroberten Beute wurde das Nonnenkloster zu Thorn gebauet.

Leo histor. Pruss. p. 118.
Duisburg Chron. P. III. c. 303.
Luc. David Th. V. S. 170 fgg.

55. Der Riese Miligedo.

Es lebte in Preußen, als der Orden ins Land kam, ein großer Riese, der hieß Miligedo, und war im ganzen Lande wegen seiner Größe und Stärke bekannt. Derselbe bekehrte sich zum christlichen Glauben, und trat unter das Heer der Ordensbrüder, und that seinen Landsleuten vielen Schaden. Darum, und weil er so ausnehmend stark war, fürchteten ihn die heidnischen Preußen sehr, und suchten ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Als nun zu einer Zeit die Kreuzherren das Schloß Bartenstein mit vierhundert Mann besetzt hatten, darunter auch dieser Miligedo war, belagerten die Preußen das Schloß unter ihrem Obersten Mattingo, und trachteten danach, wie sie den Miligedo mit List aus dem Wege räumten. Sie hatten Einen unter ihrem Haufen, der auch nicht klein war, aber dem Miligedo bei weitem nicht gleich kam. Dieser trat ins Feld und forderte den Miligedo aus dem Schlosse zum Zweikampf hervor. Miligedo ließ sich nicht lange nöthigen und kam ganz allein auf den Platz. Er trug bloß eine große Keule, deren Knopf voller Blei gegossen war. Wie er nun zu seinem Kampfgesellen antritt, ehe ihn dieser mit seinem Gewehre erreichen möchte, schlägt er ihm mit dem ersten Streiche den Hauptharnisch und den Hirnschädel in einander. Aber jetzt springen zwanzig Preußen aus dem Strauch hervor, die fallen ihn zugleich an; doch dieser achtete ihrer nicht groß und scharmützelte in Kurzem so unter

ihnen, daß ihrer funfzehn auf dem Platze blieben, die Uebrigen aber die Flucht nahmen, und er selbst in Frieden wieder auf die Burg zog. Bald darauf aber brachten ihn die Preußen doch in die Kluppen; denn als er gar zu kühn und keck war, und einesmals schon zehn Mann bestritten und erschlagen hatte, da ward er noch von funfzigen überfallen, die ihn, weil er allein und müde war, überwältigten und jämmerlich ermordeten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 114.
Casp. Schütz Historia. fol. 35 b. sqq.
Hartknoch Alt- und Neu-Preußen, S. 87.
Luc. David Th. IV. S. 68.

56. Der Streit um den Fischkessel.

Zu einer Zeit im Jahre 1264 hatten die Preußen schon drei Jahre lang das Schloß Bartenstein belagert, in welchem der Ordensbruder Henning von Stalenberg nur noch mit wenigen Mannen lag und sich kaum mehr halten konnte, so daß das Schloß bald den Heiden übergeben werden sollte. Da geschah es eines Tages, daß Einer von den Preußen, der in einem Sturmhause lag, gute Fische bekommen, aber keinen Kessel hatte, worin er sie kochen konnte. Er lief daher aus seinem Sturmhause in ein anderes, darin seiner Mutter Schwester war, und bat diese, ihm ihren Fischkessel zu leihen. Das Weib wollte dies nicht, worauf der Preuße den Kessel mit Gewalt nahm, und damit fortlief. Das Weib aber rannte ihm nach mit jämmerlichem Geschrei. Als dieses die Preußen in dem Sturmhause hörten, woraus das Weib war gelaufen, da kamen sie ihr zu Hülfe, um ihr mit Gewalt wieder zu ihrem Kessel zu verhelfen. Aber nun kamen dem Preußen auch die aus seinem Sturmhause zu Hülfe, und es wuchs mehr und mehr die Hülfe von beiden Seiten, bis zuletzt

die Preußen aus allen Sturmhäusern zusammenliefen und ein Geschrei, Gezänk und Schlagen entstand, als wenn eine große Schlacht gekämpft würde. Es hatte aber keiner der Preußen Waffen in dem Streite. Als dieses nun Henning von Stalenberg ersah, da fiel er rasch mit den Seinen aus der Burg heraus, schlug die verwirrten Preußen, verbrannte die Sturmhäuser und befreiete also das Schloß.

Duisburg Chron. P. III. c. 175.
Leo Histor. Pruss. p. 102.
Lucas David Th. IV. S. 70.

57. Der Läufer ohne Kopf.

Als im Jahre 1261 die Preußen das Schloß zu Königsberg hart belagert hatten, suchten sie auch die darin liegenden Ordensbrüder durch Hunger zu zwingen. Dero-halben baueten sie über den Pregel mehrere Brücken und auf jeder Brücke einen festen Thurm, also daß ohne ihren Willen auf dem Pregel nichts konnte in das Schloß gebracht werden. Solches litten aber die Ritter in dem Schlosse nicht lange, und sie fielen aus demselben heraus, auf die arbeitenden Preußen, schlugen diese in die Flucht, und zerstörten ihre Arbeiten. Bei dieser Gelegenheit trug es sich zu, daß ein Ordensbruder, Namens Gebhard, aus Sachsen gebürtig, einem flüchtigen Preußen nacheilet, und diesem so geschwinde den Kopf abhauet, daß, nachdem der Kopf schon auf die Erde gefallen, der Preuße noch 29 Schritte weit ohne denselben gelaufen, bevor er zu Boden gefallen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 98.
Luc. David IV. S. 62.

58. Der starke Ritter.

Bald nach dem so eben erzählten Vorfalle schickte der Comthur von Königsberg den Ordensbruder Ulrich von Magdeburg auf einem Schiffe vor das Tief, um die dort liegenden Schiffe und Waaren vor einem Ueberfalle der Preußen zu schützen. Auf einmal aber kamen fünf preußische Schiffe heran mit starker Mannschaft, die eilten sehr auf Bruder Ulrich zu, in Hoffnung, da er nur mit wenigen Leuten war, ihn und sein Schiff leicht in ihre Gewalt zu bringen. Allein Ulrich gerieth wenig in Furcht, denn es hatte ihm Gott eine solche Stärke des Leibes gegeben, daß er damit alle Männer übertraf. So wie er daher die Gefahr sah, und die Preußen ihm nahe gekommen waren, ergriff er den Mastbaum seines Schiffs, und schlug damit auf das nächste Schiff der Preußen, worin funfzig starke Männer waren, so heftig, daß das Schiff Wasser schöpfte, und unterging. Da das die Anderen sahen, nahmen sie die Flucht. — Dieser Ulrich hat oftmals zwei vollständig gerüstete Männer, wenn er sie nur beim Gürtel am Rücken erfassen konnte, auch wider ihren Willen mit zween Fingern in die Höhe gehoben.

Duisburg Chron. P. III. c. 121.
Henneberger Erklärung S. 169.
Leo Hist. Pruss. p. 107.
Lucas David Th. IV. S. 90.

59. Die zwei Grafen von Mark und von Jülich.

Im Jahre des Herrn 1261 am Agnesentage erfochten die heidnischen Preußen einen großen Sieg über den Orden unweit der Stadt Königsberg. Darauf stand ein alter Preuße auf, welcher prophezeihete, daß in dem fol-

genden 1262sten Jahre auf den Tag des heiligen Vincentius, welcher ist am Tage nach St. Agnes, die Preußen eine noch größere Niederlage erleiden würden. Nun trug es sich zu, daß in dem Jahre 1262 ein großes Preußenheer wieder vor Königsberg stand, und das Schloß der Ordensbrüder hart belagerte. Der St. Annentag war schon wieder gekommen, aber es war noch kein Heer da, welches den Preußen sich entgegenstellen, den wenigen Belagerten zu Hülfe kommen und die Prophezeihung des alten Preußen wahr machen konnte. Aber Gott hatte, ohne daß die Belagerten daran dachten, das Herz zweier tapferen Männer erwecket, daß sie das Kreuz nahmen und mit großem Volke nach Preußen zogen. Dieses waren die Grafen von der Mark und von Jülich. Diese kamen mit ihrem Heere am Abend des Agnesentages vor dem Schlosse zu Königsberg an. Noch desselbigen Abends griffen sie die Blockhäuser an, welche die Preußen vor Königsberg erbauet hatten, und stürmten dieselben. Am anderen Morgen aber, am Tage des heiligen Vincentius, fingen sie die Schlacht an. Sie theilten ihr Volk also, daß der von der Mark die Reisigen angriff, der von Jülich aber das Fußvolk. Die Schlacht dauerte viele Stunden, aber ehe die Sonne untergegangen war, hatten die Preußen das Feld räumen müssen, und 3000 Todte verloren. Also war die Prophezeihung des alten Preußen in Erfüllung gegangen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 93. 94.
Luc. David, IV. S. 56.

60. Die Auferstehung in Schöneck.

Nicht weit von Danzig liegt ein Städtlein, Schöneck geheißen, wo sich vor vielen hundert Jahren folgendes merkwürdige Wunder zugetragen:

Es kam dort eines Tages ein Mann an, welcher aus

Meissen gebürtig war; derselbe hatte zur Lösung eines Gelübdes nach Preußen sich begeben, um ein Jahr lang unter dem Orden gegen Schwentipol und die heidnischen Preußen zu streiten. Das Jahr war jetzt zu Ende gegangen und er war nun auf dem Rückwege in seine Heimath. In dem besagten Städtlein aber wurde er krank, starb auch allda und wurde auf dem Kirchhofe begraben. Weil der Mann nun nach verlaufenem Jahre nicht wieder in seine Heimath zurückkam, so machte sein Sohn sich auf gen Preußen, um ihn zu suchen.

Derselbe kam auch in dieses Städtlein Schöneck, grade an dem nämlichen Tage, als der Bischof dort war, um die Kirche und den Kirchhof zu weihen. Dem sah der Jüngling zu, weil es mit sonderlicher Pracht geschah. Als nun der Bischof auf den Kirchhof kommt und im Weihen mit dem Wasser hin und her sprenget, da öffnet sich plötzlich vor ihm ein Grab, und der Leichnam, so da begraben liegt, erstehet aus dem Grabe, geht voran und legt sich mit dem Rücken an die Mauer der Kirche, daß der Bischof und alles Volk ihn sehen konnte. Der Bischof aber trat zu dem Todten und beschwor ihn, daß er von sich sagen solle, warum er im Grabe keine Ruhe habe. Darauf antwortete der Leichnam, er habe im Leben seinen Nachbarn mit Unrecht ein Stück Ackers entzogen, und dafür müsse er nun, da ihm zwar die Pein der ewigen Hölle wegen seines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen geschenkt sei, so lange im Fegefeuer büßen, bis seine Erben das unrechte Gut zurückgegeben hätten. — Als solches der Jüngling, der aus Meissen gekommen, um seinen Vater zu suchen, gehöret, ist er plötzlich auf sein Angesicht gefallen, denn er erkannte seinen Vater in dem Leichname, und er hat geschworen, seinen Willen zu erfüllen. Worauf der

Bischof dem Todten befohlen, sich wieder in sein Grab zu legen, welches auch geschehen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 53. Luc. David, Th. III. S. 95. Simon Grunau, Tract. 10. Cap. 1 (der diese Geschichte aber von einem mächtigen Ritter, Gilbert von Eylen, der bei der Heimkehr aus Preußen in einem Dorfe bei Frankfurt gestorben sei, und von dem Bischofe von Lebus berichtet).

61. Der weissagende Rabe.

In der Stadt Culmsee stand vormals ein Schwarzmönchenkloster, in welchem die Mönche einen sehr ärgerlichen Lebenswandel führten. Der Abt dieses Klosters hatte einen Raben, den hatte er reden gelehret, so daß er viele Worte auf Polnisch, Lateinisch und Deutsch antworten konnte, je nachdem man ihn fragte. Eines Tages, als der Abt und der ganze Convent wieder stark gezechet hatten, sahe der Rabe seinen Herrn gleichsam als in tiefen Gedanken an. Das bemerkte der Abt und er fragte ihn: Rabe, was gedenkest du? — Der Rabe antwortet: der ewigen Jahre deiner Verdammniß! — Da erschrak der Abt und sagte, du bist nicht ein Rabe, sondern der böse Geist! und er brachte den Raben um. Dieses aber verdroß einen Mönchen, der sein Kurzweil mit dem Raben zu treiben pflegte; er ersahe seine Zeit und stach den Abt mit dem Messer todt. Als solche Gräuel der Bischof erfuhr, hat er die Mönche vertreiben und das Kloster zerstören lassen. Andere sagen, der Rabe habe dem Mönche gehöret, und nicht dem Abte, und dieses soll auch wohl wahrer seyn.

C. Schütz Historia fol. I. fol. 19 v. 25.
Luc. David, Bd. III. S. 36.
Henneberger Erklärung S. 54.

62. Meinhard von Querfurt.

Im Jahre Christi 1288 ist an die Stelle Conrads von Tierberg zum Landmeister in Preußen verordnet worden Meinhard von Querfurt, ein tapferer Herr. Dessen Mutter war gewesen Jutta, Gräfin von Querfurt. Als zu derselben einstmals eine Frau gekommen, welche drei Söhne auf einmal zur Welt gebracht, hat die Gräfin nicht glauben wollen, daß dieses natürlich zugegangen, und gesagt, dieselbe Frau müßte drei Väter dazu gehabt haben. Als aber die Gräfin selbst darauf schwanger worden, brachte sie neun lebendige Söhne auf die Welt. Da fürchtete sie den Zorn ihres Eheherrn, der da auch glauben möchte, sie hätte mit Anderen zugehalten, und sie gab acht der Kinder einem Weibe, sie zu ersäufen. Diesem Weibe begegnete grade der Graf, fragte, was sie trüge; diese antwortet: es hat mir die Frau acht Welfelein zu ertränken gegeben, — der Graf begehret dieselben zu sehen, und ließ davon nicht ab, bis er alles erfahren, verbot darauf dem Weibe bei Leibesstrafe etwas zu sagen, und ließ die acht Kinder heimlich bis in das siebente Jahr erziehen. Hernach ließ er sie alle gleich kleiden mit dem, welches er im Hause hatte, stellte sie eines Tages alle zugleich der Gräfin vor und fragte sie, welches unter den Neunen ihr Kind wäre? Die Frau erschrak sehr, bekannte ihre Missethat und bat um Gnade, die ihr der Graf verlieh. Einer dieser neun Söhne war der Landmeister Meinhard. Die Gräfin blieb Zeit ihres Lebens eine Büßerin, und als ihr Sohn Meinhard in den Orden getreten war, folgte sie ihm nach Preußen und baute das Kloster zu Culmsee, woselbst sie dienende Schwester wurde, ihre schwere Sünde abzubüßen.

Andere erzählen diese Geschichte von Bruno von Querfurt.

Casp. Schütz histor. fol. 46.
Luc. David, Th. V. S. 78.
Henneberger Erklär. S. 53.
Die Geburt Meinhards von Querfurt in Preuß. Lieferungen Th. I. S. 265—290.

63. Der Bischof zu Fischhausen.

Da wo jetzt das Städtlein Fischhausen liegt, stand früher ein Dörflein Schönwike genannt. Daselbsten hatte einsmals Heinricus, der erste Samländische Bischof, seinen Sitz, welcher ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann war. Derselbe hatte eines Tages nicht mehr als zwei Personen in der Burg, nämlich einen Bruder des deutschen Ordens mit einem Knechte, als auf einmal ein ganzes Heer der heidnischen Preußen ankam, die Burg zu belagern. Sie fingen auch alsbald an zu stürmen, obgleich der Ritter und sein Knecht sich ihnen zur Wehre setzten. Der Bischof aber betete unterdeß zu Gott um Befreiung von den Heiden, und siehe, auf einmal wurden diese mit Blindheit geschlagen, so daß es ihnen vorkam, als wenn Tausende von Streitern auf den Mauern der Burg sich ihnen entgegenstellten. Da ergriffen sie eilig die Flucht, und liefen wie toll und thöricht von dannen, denn es war ihnen nicht anders, als wenn sie von vielen Reutern gejaget würden.

Duisburg, P. III. c. 129.
Henneberger, S. 134.
Luc. David, Th. IV. S. 99. 109.

64. Das Todtenglöcklein.

Vier Jahre lang hatten die Heiden schon vor der Burg Bartenstein gelegen, ohne daß sie solche zu bewäl-

tigen vermocht hätten. Aber drinnen waren längst alle Vorräthe und zuletzt sogar die Rosse mit ihren Fellen verzehrt. Da sahen die Kreuzritter, daß sie die Burg nicht länger halten könnten, und sie beschlossen selbige zu verlassen, zuvor aber dem Feinde noch eine herbe Wunde beizubringen. So hielten sie sich eine Zeitlang ruhig, daß die draußen meinten, der Hunger habe schon alle drinnen getödtet, und sorglos den Thoren naheten. Da stürzten die aus der Burg hervor und erschlugen der Feinde so viele, als sich in der Nähe befanden. Und also geschah es zu dreien Malen, daß die Feinde sich zuletzt nicht mehr durch die anscheinende Ruhe verlocken ließen. Hierauf beschlossen denn nun die Christen, durch eine Stimme vom Himmel, den ein frommer Bruder um Rath angefleht, dazu angewiesen, die Burg wirklich zu verlassen; und als sie noch beriethen, wie sie unbemerkt den Feinden entkommen möchten, entbot sich ein blinder Greis zurückzubleiben und regelmäßig zu den bestimmten Zeiten, beim englischen Gruß und an den canonischen Stunden das Glöcklein zu ziehn, daß die Feinde vermeinen sollten, die Burg sei noch wie sonst bemannt. Und also ward es vollführt. Die übrigen Brüder entkamen glücklich unter der Hülle des nächtlichen Dunkels, nachdem sie ihre Todten zuvor bestattet; der blinde Meßner aber ließ wie sonst Hora und Vesper erschallen, bis zuletzt das Verhallen des Glöckleins den Heiden das Zeichen gab, daß die Besatzung vom Hungertode hingerafft sei. Aber wie erstaunten sie, als sie, in die Burg gelangt, kein Zeichen des Todes erblickten, bis zuletzt einige, am Altare liegend, den Glockenstrang noch in der Hand, den Meßner fanden. Da wollte der Feldherr den Leichnam des Greises die That büßen lassen, aber als er zur Kirche kam, war dieser verschwunden. Boten des Himmels hatten ihn fortgeführt.

Duisburg Chronic. P. III. c. 116.
Leo Histor. Pruss. pag. 106.
(Bergenroth) St. Marienburg S. 241—246.

65. Die Belagerung von Fischhausen.

Zur Zeit Christians, des zweiten Bischofs von Samland, versuchten es die heidnischen Rinauer abermals, die Burg Fischhausen einzunehmen. Als sie vor selbige gelangten, war es gerade Mittag, und der Bischof mit allen, die in der Burg waren, pflegte des Schlafes. Die Pforte war nur mit einem Riegel, der durch ein Riemlein aufgezogen werden konnte, verwahrt, und dieses Riemlein hing sichtbar herab, so daß die Pforte ohne alle Mühe geöffnet werden konnte. Die Preußen waren aber so mit Blindheit geschlagen, daß sie das Riemlein nicht nur nicht wahrnahmen, sondern es ihnen sogar schien, als ob die Pforte von Erz sei. Unterdessen erwachte der Burgwart und rief denen drinnen zu, daß die Feinde da wären. Darob erschraken die letzteren so, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, indem es ihnen schien, als ob die Burg von einem großen Haufen Kriegsvolks besetzt sei, obwohl ihrer nur sehr wenige waren. Jene Pforte wurde nachmals zum ewigen Angedenken dieser Begebenheit vermauert.

Leo Histor. Pruss. pag. 101.

66. Der Feuertod der beiden Brüder.

In dem Kriege, den der Orden im Jahre 1279 mit den Litthauern führte, hatten diese zwei Brüder gefangen, welche sie im Feuertode opferten. Als nun aber die Körper von den Flammen schon verzehrt waren, da theilten diese sich mit einem Male, und die Seele des Einen, der an ein Roß gebunden, stieg zu aller Entsetzen in der Gestalt einer wunderholden Jungfrau, die des Andern, der

in einen gespaltenen und dann angezündeten Baum geklemmt war, als weißes Vögelein zum Himmel empor.

Leo histor. Pruss. p. 113.

67. Das gerettete Marienbild.

Zu Balga war zur Zeit des Hochmeisters Hartmann von Heldrungen ein edler Sudauer, Rossiganus genannt, getauft worden. Aber gleich nach der Taufe fühlte er sich krank und ließ deshalb den Schloßkaplan zu sich kommen, daß er ihn im christlichen Glauben unterweise. Als dieser ihn nun aufforderte zu beichten: was er vor seiner Bekehrung für Thaten verrichtet, da sagte jener: „Viele Christen habe ich erschlagen, von einer guten Handlung weiß ich nichts, außer daß ich einmal einem Sudauer ein Bild der Jungfrau Maria mit ihrem Knäblein auf dem Schooße, das er geraubt und nach welchem er mit seinen Pfeilen zur Schmach schoß, da mir solches leid war, entrissen und einem Christen mit den Worten gegeben habe: Nimm dies Bild deines Gottes und bringe es an einen Ort, wo es in gebührlicher Verehrung gehalten werden mag. In der nächsten Nacht erschien mir die heilige Jungfrau in herrlicher Schönheit und Kleidung und sagte mir: die Ehrerbietung, die du mir in meinem Bilde erwiesen, soll dir in dem Reiche meines Sohnes vergolten werden.“ Nachdem der Sudauer also erzählt, schlummerte er sanft noch selbigen Tages zum ewigen Leben ein.

Aehnliches wird auch von Skomand, dem bekehrten Sudauerfürsten, berichtet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 202. c. 219.

68. Albert von Meissen.

In Königsberg saß unter dem Hochmeister Burkard von Schweden als Comthur Albert von Meissen, ein ob

seiner Frömmigkeit hochgesegneter Mann, den in früheren Jahren, als er vom Stachel des Fleisches gepeinigt ward, eine Stimme vom Himmel selbst belehrt hatte, auf welche Weise er Widerstand zu leisten vermöge.

Einst verfiel selbiger in eine Krankheit, in welcher ihm die Haare des Hauptes, die Brauen und Wimpern gänzlich ausfielen, so daß er schrecklich anzusehen war und niemand mit ihm verkehren mochte. Da bat er in der Betrübniß seines Herzens Gott, daß er ihn von der Erde fortnehme; aber siehe, in der nächsten Nacht wuchsen ihm die Haare dergestalt wieder, daß am folgenden Morgen keine Spur der Krankheit mehr zu erblicken war.

Als er einst im Felde lag und nun der Tag herangekommen war, wo die frommen Brüder zum Tische des Herrn zu gehn gewohnt sind, da entfernte er sich von den übrigen und sprach seufzend: O Herr Jesus Christus! wenn ich jetzt daheim wäre, so würde ich deinen Leib empfahen. So wie er dies gesagt, erschien ihm in der Luft schwebend der Leib des Herrn in Gestalt der Hostie unfern seinem Munde. Als er dies sah, entsetzte er sich und sprach: O Herr Jesus Christus, wenn diese Oblate dein wahrer Leib ist, so möge sie in den meinigen übergehen. Und wie er hierauf den Mund öffnete, schwebte zu seinem unbeschreiblichen Entzücken die Hostie auch wirklich in denselben hinein.

Duisburg Chronic. P. III. c. 225.

69. Michael Rimpitz.

Unter den Ordensbrüdern war zur Zeit Conrads von Feuchtwangen ein Karwensherr Michael Rimpitz genannt, der nie etwas abschlug, wenn er um Marien willen gebeten ward. Als dieser einst über Feld ging, fand er einen Elenden am Wege, der voller Aussatz und Schwielen war

und der ihn um Marien willen bat, daß er sich seiner erbarme. Da nahm er denselben mit in seine Klause, legte ihn Abends in sein eigen Bett, und ließ sich, so oft ihn der Kranke auch des Nachts weckte, bald dies, bald jenes begehrend, doch nicht verdrießen, ihn immer freudig zu bedienen. Am Morgen aber war der Kranke verschwunden und an seiner Stelle lag ein Crucifix, auf dem das Bild des Heilands in wunderbarem Schimmer glänzte. Dieses Crucifix ward nachher nach Königsberg gebracht, wo es sich noch 1526 neben dem Schlosse befand; durch seine Hülfe sollen auch viel Wunder geschehen sein.

Simon Grunau's Chron. Tr. X. C. 1.

70. Die Freunde.

In dem Convent zu Marienburg befanden sich zur Zeit Gottfrieds von Hohenlohe, des Hochmeisters, zwei Ordensbrüder, der Eine Heinemann, der Andre Friedrich genannt, welche sich in so inniger Freundschaft zugethan waren, daß sie nicht Einer ohne den Andern zu leben begehrten. Nun begab es sich, daß Friedrich auf einer Reise in Geschäften des Ordens mit dem Pferde stürzte und auf der Stelle todt blieb. Als dies Heinemann hinterbracht ward, sprach selbiger: Bruder Friedrich, das ist nicht gemäß unserem Verbündnisse, daß du solltest früher und ohne mich zur ewigen Freude eingehn, sondern beide sollten wir zugleich dahin kommen. Und alsbald ließ er einen Priester zu sich rufen, empfing Absolution und letzte Oelung, und verschied auch noch desselben Tages selig im Herrn, obwohl er bis auf einen leichten Ausschlag am Körper völlig gesund war.

Duisburg Chronic. P. III. c 271.

71. Vertreibung der Juden aus Preußen.

Unter dem Hochmeister Ludolph König wurden die Juden aus Preußen vertrieben, welches folgenden Grund hatte. Es lebte zu dieses Hochmeisters Zeiten in der Stadt Schwetz ein Fischer, der im Fischfange auf der Weichsel wenig Glück hatte und daher ganz arm war. Zu dem kam eines Tages ein Jude, der lehrte ihn, wie er solle eine geweihete Hostie nehmen und legen dieselbe in sein Netz, alsdann würde er damit so viel Fische fangen, als er sich wünschen könne. Der arme Mann folgte des Juden Rath; denn indem er zum Abendmahle ging, schluckte er den Leib des Herrn nicht hinunter, sondern nahm ihn aus dem Munde unbemerkt wieder heraus, fing auch viele Fische damit und ward ein reicher Mann. Das Jahr darauf ward der Jude wegen anderer Missethaten gefänglich eingezogen, und er bekannte nun auch, was er diesen Fischer gelehret. Als der Fischer dies hörte, warf er sich geschwinde in seinen Kahn und entrann. Der Jude aber ward gerichtet, und alle seine Glaubensgenossen wurden aus dem Lande verbannt. Es durften seitdem auch keine Juden wieder ins Land Preußen kommen, als bloß nach Thorn zum heiligen drei Königs-Jahrmarkt, und nur mit Geleit und mit einem Zeichen auf dem Kleide, daran man sie erkennen möge.

Simon Grunau Tract. 12. Cap. 13.
Henneberger Erklärung S. 431.
Luc. David, Th. VI. S. 152.

72. Anmahnung zur Buße.

Unter Conrad von Feuchtwangen war im Hause Marienburg Br. Gerhard, der zur Zeit seines weltlichen Stan-

des sich unter dem Hausgesinde des Marggrafen von Brandenburg befunden und der in Verfertigung von Kriegsmaschinen sehr geschickt war, deren er viele, mit denen Schlösser und Städte zerstört waren, bereitet hatte. Zu diesem kamen eines Nachts, da er noch wachend im Bette lag, ohne daß die verschlossenen Pforten sich öffneten, vier Männer mit brennenden Kerzen in der Hand, rückten ihm das viele Unglück vor, das er angerichtet, und verkündeten ihm, daß, wenn er nicht binnen gewisser Frist sein Leben bessern, er ein Kind des Todes sein würde; deß zum Zeichen bedeckten sie ihn mit einem weißen Gewande, wie man es auf die Leichen zu legen pflegt. Gerhard, hierüber baß erschrocken, zog, das weiße Gewand mit sich führend, nach Preußen, that dort Profeß und führte ein frommes Leben bis an sein seliges Ende.

Duisburg Chronic. P. III. c. 238.

73. Heinrich von Kunzen.

Im Jahre 1302 starb zu Ragnit Br. Heinrich von Kunzen aus Thüringen. Als dieser noch im weltlichen Stande lebte, hatte er viele Räubereien und andre schändliche Thaten verübt. Einst kam in der Dämmerung ein Mann auf einem schwarzen Rosse zu ihm, sprechend: Heinrich, komm allein mit mir, ich will dich nach einem Orte bringen, wo du reiche Beute erlangen wirst. Heinrich willigte ein und folgte ihm, nachdem er sein Roß bestiegen, auf mancherlei verschiedenen Wegen. Als dies eine Weile so fort gegangen, stand sein Pferd plötzlich, trotz alles Anspornens unbeweglich, bis er ihm zuletzt zornig zurief: Im Namen Gottes weiter! Da sprach sein Begleiter, der der Leibhaftige selbst war: Es ist dein Glück, daß du den Namen Gottes genannt hast, denn sonst lägst du jetzt mit zerschmettertem Gebeine in dem Abgrunde vor dir. Und wie

er dies gesagt, verschwand er. Heinrich aber, erschrocken, wagte es bis zu Tagesanbruch nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Da sah er zu seinen Füßen einen jähen Felsen und eine unendlich tiefe Schlucht, an die er hätte stürzen müssen, wenn sein Roß nur um ein Haarbreit fürder getreten. Da segnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes und dankte Gott, der ihn aus solcher Gefahr erlöset.

Als er nun aber wieder heimziehn wollte, umhüllte ihn plötzlich tiefes Dunkel, und er sah bei Fackellicht vor sich einen Richter zu Gericht sitzen, und um selbigen her eine Menge Volks, das alles schwere Anklagen und Beschuldigungen wider ihn anbrachte. Und Heinrich ward vor den Richterstuhl geführt, und der Richter fragte ihn, wie er sich von der Schuld zu reinigen vermöge. Er aber war so erschrocken, daß er nicht zu antworten im Stande war. Nachdem ihm nun viel Strafen gedroht worden, so legten die Beisitzer ein Fürwort ein, da er schon selbst sein Leben bessern wolle. Heinrich gelobte denn auch in den Orden der Brüder von dem Hause Maria's zu treten, und wie er diesen Schwur geleistet, verschwand plötzlich der Richter mit dem ganzen Haufen. Als es nun wieder hell ward, sah er um sich eine wildfremde Gegend und erblickte unfern einen Gemsschützen, der ihm auf seine Frage erklärte, er wäre über Lucern am Pilatusberge im Schweitzerlande; das war mehr denn zwei und achtzig Meilen von seinem Schlosse. Von dem Schützen geleitet, kam er denn wieder in das ebene Land und gelangte endlich nach Hause. Er war aber in der kurzen Zeit so grau, alt und ungestalt geworden, daß ihn niemand erkannte; doch sagte er seiner Frauen ein Wahrzeichen, daran sie ihn kennen mußte, daß er es wäre. Darauf nahm er von ihr Urlaub, zog nach Preußen, und nahm dort den Orden Mariä an.

Duisburg Chronic. P. III. c. 277.
Sim. Grynau's Chron. Tr. XI. C. 2. 1.

74. Kraft des Gelübdes.

Während des Krieges der Ordensbrüder gegen die Litthauer im Jahre 1306 ward ein Litthauer aus dem Lande Erogeln von seinem Könige gefangen eingesetzt. Dieser gelobte auf das Anrathen eines Russen, der mit ihm in demselben Verließe war, dem Christengotte ein gewisses Gewicht an Wachs, wenn er ihn der Haft entledige. Als er dies kaum ausgesprochen, zerbrachen plötzlich die Ketten, mit denen er gebunden war, und es sprang die Thür seines Kerkers von selbst auf, so daß er diesen ungehindert verlassen konnte.

Duisburg Chronic. P. III. c. 287.

75. Williger von Korneburg.

Zur Zeit des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen kam nach Preußen Ritter Williger von Korneburg, der früher ein ruchloses Leben geführt, den Gott aber auf wunderbare Weise zur Buße gebracht hatte. Denn er war ein Raubritter im Thüringschen Walde gewesen, und hatte den umliegenden Städten viel Schaden gethan. Als er einst allein war, da wurden ihn einige Knechte aus der Stadt Jena gewahr und machten alsbald Jagd auf ihn. Wie sie ihm schon auf den Fersen waren, und er einsah, daß er ihnen nicht mehr entkommen könne, wandte er sich zur heiligen Maria, gelobend: daß, wenn sie ihm diesmal helfe, er nach Preußen ziehn und ihren Orden annehmen wolle. Und es geschah. Denn seine Verfolger jagten an ihm vorüber, ohne ihn gewahr zu werden.

Als nun Williger heimgekehrt war, da erzählte er seiner Gattin, die ein junges, adliches und köstliches Weib,

und die er erst vor zwölf Wochen heimgeführt, was sich zugetragen. Diese aber wollte nicht in die Scheidung willigen und sagte: Wenn ihr ein Mönch werden wolltet, so hättet ihr mich nicht nehmen sollen, ich hätte wohl andre meines Gleichen gefunden. Als nun Williger noch mit sich kämpfte, welches Gelübde er erfüllen solle, ob das seinem Ehgemahl, oder das der heiligen Jungfrau gelobte, da erschien ihm eines Nachts der Teufel, mit königlichen Gewanden angethan und von einem großen Heerhaufen begleitet und sprach zu ihm: Williger, diesen Staat und ein würdiges Schloß und noch weit mehr will ich dir verleihen, so du mir dienst. Als dieser aber noch bei sich dachte, daß es wohl herrlich sei, einem so freigebigen Gebieter zu dienen, da erschien Jesus Christus mit seinen fünf Wunden und sprach: Williger, ich bin freigebiger denn jener, und diesen Staat (auf die Wunde an der Seite zeigend) will ich dir gewähren, welcher besser ist als der, den jener Verführer dir verspricht. —

Doch auch dieses Gesicht vermochte die Gattin noch nicht dahin zu bringen, ihn des Ehegelöbnisses zu entlassen. Da hörte man aber allnächtlich einen schrecklichen Ton, wie wenn mit einem Hammer an die Wand geschlagen würde, und eine Stimme, die da rief: Williger, stehe auf zum Gebet, weil deine Brüder sich schon erhoben haben. Durch diese Töne und die wunderbaren Worte erschreckt, willigte die Gattin endlich darein, daß ihr Gemahl sein heiliges Gelübde erfülle. Und wie er nun gen Preußen gezogen war und Profeß gethan hatte, da zeichnete er sich durch seine Frömmigkeit und seine Tugenden eben so aus, wie er es vorher durch Laster und böse Thaten gethan.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XI. C. 2. §. 2.
Vergl. Duisburg Chronic. P. III. c. 277.

76. Das schwarze Roß.

Als die Brüder von dem Kriegszuge, den sie 1304 gegen das Schloß Onkaim in Litthauen unternommen, heimzogen, stürzte Br. Heinrich von Wolfersdorf, der sich unter den vordersten befand, zwischen den Verhauen zu Boden. So schmal war aber der Pfad, daß niemand den Gefallenen umgehen konnte, alle vielmehr mit ihren Rossen über seinen Leib hinüber mußten. Und obwohl er zum Schutze seinen Schild über sich hielt, so war dieser doch in wenigen Augenblicken in unzählige Stücke zermalmt. Aber durch Gottes Hülfe erhob er sich, als nun der ganze Zug über ihn hinweg war, unverletzt. Und wie er nun ohne Roß sich befand, da sahe er mit einem Male von fern einen Troß-Buben heranreiten, der ein leeres Handpferd von schwarzer Farbe bei sich führte. Er sprach diesen daher an, daß er ihm eins von beiden Rossen leihen möge. Der Bube aber ergrimmte drob, sprengte auf Br. Heinrich ein, warf ihn wiederum nieder und ließ ihn abermals von den Hufen der Rosse zertreten. Aber auch diesmal beschirmte selbigen der Himmel, und es glückte ihm sogar, den Zügel des schwarzen Pferdes zu ergreifen, auf das er stieg und so zu dem Haufen der Brüder gelangte. Als er dort aber fleißig nachfragte, wem solches gehöre, fand er Niemand, der es kennen wollte, und wie er herabstieg, war auch so wie der Bube plötzlich das schwarze Roß verschwunden, und niemand konnte erkunden, was aus ihm geworden sei.

Duisburg Chronic. P. III. c. 283.

Simon Grunau's Chron. Tract. XI. C. 3. §. 5 (wo der Ritter aber Wolfgang von Miselbach heißt).

77. Das Grab des Bruders Guntram.

Im Jahre 1301 war im deutschen Orden Bruder Guntram, der, obgleich klein von Leibe, doch ein sehr tapferer Ritter war. Dieser zog in dem gedachten Jahre bloß mit neun Knechten von Christburg nach Litthauen. Als er nun die Litthauer in der Wildniß traf, fiel er alsbald über sie her. Er ward aber von einem starken Litthauer mit einem Spieß durchstochen, also daß die Eingeweide ihm aus dem Leibe herauskamen. Der fromme Guntram stopfte die Wunde zu und stritt weiter, bis daß die Litthauer alle erlegt und erschlagen waren, darauf fiel er von seinem Pferde und starb. Seine Diener nahmen seine Leiche und brachten sie nach Christburg, da er begraben ward. Auf dem ganzen Wege dahin flogen über seinem Sarge zwei weiße Tauben; wenn die Leiche voran gebracht wurde, flogen auch die Tauben voran, wenn man damit hielt, so schwebten sie still über derselben. Auch über seinem Grabe, an welchem viele Wunder geschahen, hat man nachher oft die Tauben gesehen.

Duisburg, P. III. c. 274.
Henneberger Erkl. S. 245.
Luc. David, Th. V. S. 142.

78. Der Biß des Teufels.

Vor vielen Jahren lebte in dem Schlosse zu Ragnit ein Schütze, ein Baier von Geburt. Der hatte die Gewohnheit, wenn er Abends zu Bette ging, so machte er ein kleines Kreuz vor sich hin. Als er nun einsmals schläft, erwacht er von großen Schmerzen, denn er fühlet deutlich, daß ihn etwas am Gesäß beißt. Er fängt an zu schreien und frägt: wer beißt mich da? darauf bekommt er zur Antwort: Ich, der Teufel, beiße dich! — Der Baier frág

weiter: warum beißest du mich an diesem Ort? Und der Teufel antwortet: du machst das Kreuz zu kurz, wenn du dich segnest. Von da an machte der Schütz, wenn er zu Bette ging, das Kreuz vom Scheitel des Hauptes bis an die Sohlen der Füße, und er ist niemals wieder gebissen worden. Aber die Wunde, so ihm der Teufel gebissen, hat Zeit seines Lebens nicht geheilet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 308.
Simon Grunau Tract. XI. C. 5. 6.
Lucas David Th. V. S. 181.

79. Der Tod Siegfrieds von Feuchtwangen.

Von Siegfried von Feuchtwangen, dem Meister des deutschen Ordens, der zuerst die St. Marienburg zum Haupthause erkor, erzählten die Polen: er sei so gottlos und blutgierig gewesen, daß er während des Krieges um Pommerellen sich täglich, wenn er zu Roß gestiegen, eine große Anzahl von Stricken an den Sattelbogen habe binden lassen, schwörend: er wolle des Tags keine Speise zu sich nehmen, er hätte denn der Polen so viele, als der Stricke wären, zuvor aufhängen lassen. Zur Strafe dafür habe ihn aber endlich der böse Feind geholt, lebendig in den Rauchfang eines brennenden Ofens gesetzt und also von der Gluth langsam verzehren lassen.

Casp. Schütz Historia fol. 55.
Luc. David Chron. Bd. VI. S. 18, der dies aber nicht von dem Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen, sondern von dem Comthur Siegfried von Graudenz berichtet. Vergl. auch die Sage vom Polenwürger Nr. 80.

80. Der Polenwürger.

Im Jahre des Herrn 1410 (nach Anderen soll die Geschichte sich im Jahre 1310 zugetragen haben) lebte im

Orden Siegfried von Weißenfels, ein tapferer Ritter, aber auch ein sehr grausamer Mann, weshalb er ein jämmerliches Ende nahm. In dem damaligen Kriege des Ordens gegen die Polen nämlich, als das Heer des Ordens an der Polnischen Grenze stand, ließ er an einem Morgen seinem Pferde sechs Schock Stränge aufladen, und verschwur sich hoch, nicht eher zu essen, als bis er an jedem Strange einen Polen hätte aufhängen lassen. Dieses setzte er denn auch ins Werk, und er ließ an demselben Tage 360 Polen an den Füßen aufhängen. Nachdem er also seinen Schwur erfüllet, setzte er sich mit seinen Freunden zum Essen, und war anfangs wohl und guter Dinge. Auf einmal aber fragte er: wohin doch all' die Seelen der aufgehängten Polen hingekommen, ob auch alle in die Hölle? Es antwortete ihm Einer, daß man das nicht wissen könne. Da verdrehete er plötzlich die Augen, ward wild und sprach: Weil ihr es mir nicht sagen könnt, so muß ich es selbst erfahren; holla, aus diesem Feuer in jenes Feuer, auf daß ich meine Polen sehe! — Und er sprang also in das Feuer, an welchem das Essen gekocht wurde, und verbrannte sich, sichtbarlich von dem Herrn der Gnade für seine Grausamkeit gezüchtiget.

Leo histor. Pruss. pag. 128.
Simon Grunau Tract. 11. C. 7.
Henneberger Erklärung S. 430.

81. Das Gelübde zur Jungfrau.

Zu Wasserburg im Baierlande saßen drei junge Edelleute unschuldigerweise in Haft. Diese hörten, wie große Gnade denen zu Theil werde, welche mit den Brüdern nach Preußen zögen. Da sprachen sie: O gebenedeite Jungfrau Maria, wie fröhlichen Herzens wollten wir, wenn wir nur unsrer Bande ledig wären, um deinetwillen in den Streit

ziehn. Und als sie also gesprochen, entschlummerten sie. Da trat im Traume ein Jüngling zu ihnen, der sprach: Stehet auf und ziehet gen Preußen um Maria willen. Und alsobald erwachten sie. Da befanden sie sich mitten unter dem Haufen Volks, der nach Preußen zog. Und sie begleiteten selbigen und thaten ihrem Gelübde genug.

Chron. Simon Grunau's Tract. X. C. 1.

82. Der himmlische Schutz.

Im Orden war ein Bruder, der täglich das Leiden Jesu bedachte und sich mit Ketten geißelte, bis ihm das Blut hinabfloß. Dem ward geboten, zu ziehn vor Jurgolo, das Schloß, das die Preußen inne hatten, um es zu erstürmen. Die Mannschaft drinnen war aber zu stark, so daß er es nicht überwältigen konnte. Als er nun davor lag und gerade einst seine tägliche Kasteiung begonnen hatte, da stürmten die Preußen heraus und überfielen ihn. Es kamen aber Engel vom Himmel, welche sie mit feurigen Schwerdtern zurückjagten, und als sie wieder drinnen waren, fielen Flammen vom Himmel herab, daß das Schloß mit der ganzen Bemannung verbrannte.

Simon Grunau's Chron. Tract. X. C. 1.

83. Der Hund des Barto.

In einem Kriegszuge gegen Szamayten ward ein Pogesane, Barto, erschlagen, der einst mit anderen einen Aufruhr gegen die Brüder erhoben, bei welchem er den Comthur zu Elbing fing und dessen Kapellan nebst einigen Dienern erhenkte, auch dem Comthur sammt den übrigen Gefangenen ein gleiches Loos bereitet hätte, so er nicht wäre daran gehindert worden. Zur Strafe für diese Frevelthat ward sein Leichnam von seinem eigenen Hunde, einem gro-

ßen und starken Rüden, überfallen, welcher ihm das Gewand auf der linken Brust auf der Stelle des Herzens zerriß, dann immer mit großem Geheule nach dem letzteren zu nagte, bis er solches aus dem Leibe herausgerissen, worauf er es mit großem Grimme zum Schrecken aller Anwesenden verschlang.

Luc. Davids Chronik. Bd. V. S. 67.

84. Der Streit um die Jungfrau.

Als im Jahre 1326 die Litthauer in Preußen einbrachen, befand sich unter den Gefangenen auch eine adlige Jungfrau von hoher Schönheit, um deren Besitz zwei von den Bojaren so in Hader geriethen, daß sie auf Leben und Tod darum zu kämpfen beschlossen. Dies ersah von ungefähr der Litthauer oberster Feldhauptmann, David von Garthen, des Großfürsten Gedimin Marschall. Den verdroß es sehr, daß um ein gefangen Weib zwei tapfere Helden sich selbst unter einander verderben sollten, legte sich bald dazwischen, sagend: sie sollten ihm die Sache anheimstellen, und als sie nun beide darein verwilliget, hieb er die Jungfrau vor ihrem Angesicht mitten von einander und sprach: es möge nun jeder von ihnen ein Stück, und also zugleich einer so viel als der andre von der begehrten Maid hinnehmen.

Duisburg Chron. P. III. c. 354.

85. Die Rettung der jungfräulichen Ehre.

Auf demselben Zuge hatte ein anderer Bojar eine schöne Jungfrau aus einem Kloster geraubt; die konnte er weder mit Bitten noch mit Drohungen dahin bringen, ihm zu Willen zu sein, weshalb er sie mit Gewalt dazu zu nöthigen strebte. Da die Jungfrau sah, daß auf die Dauer

ihre Kraft zum Widerstande nicht ausreiche, so bat sie ihn mit weinenden Augen: er wolle ihrer schonen, ihm dagegen eine Gabe verheißend, die ihn zum glückseligsten aller Menschen machen würde; und als er fragte: welche diese sei, antwortete sie ihm: es wäre eine bewährte Kunst; wenn sie ihn diese lehrte, so könne er mit keinerlei Waffen an seinem Leibe versehrt werden. Ob er nun wohl gänzlich entschlossen war, seiner Lust zu fröhnen, so verzog er doch noch, um die Kunst zu erlernen, sein Fürhaben, und sagte ihr zu: sie bei Ehren zu behalten, wofern sie ihn solches lehren würde. Es sind, sagte sie ihm, wenige Zauberworte, und kannst du sie selber alsbald an mir erproben, Damit kniet sie nieder, segnet sich mit dem Kreuze, und betet den Vers aus der heiligen Schrift: In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist. Welches jener aber nicht verstand, meinend, es wären die Zauberworte, darauf die ganze Kunst beruhe. Da sprach die Jungfrau ferner, den Hals ausreckend: er solle nun getrost zuschlagen, so werde er gewisse Bewährung der Kunst finden. Als er nun aber den Säbel zuckte, so flog mit einem Hieb das Haupt vom Rumpfe. Da erst erkannte er, daß sie die Ehre höher gehalten denn das Leben.

Duisburg Chronic. P. III. c. 354.

86. Der ruhelose Leichnam.

Als im Jahre 1343 die Pest in Preußen wüthete, entwich der Br. Steino von Netten, um ihr zu entgehen, von Marienburg; aber nach Lauenburg gelangt, erlag er dem Tode, welchem er hatte entfliehen wollen. Der Vogt von Lauenburg ließ ihn noch bei Abend feierlich bestatten; am folgenden Morgen ward jedoch die Leiche außerhalb des Grabmals gefunden. Und also ereignete es sich zu drei verschiedenen Malen. Nachdem dem Hochmeister dies Wun-

der berichtet worden, sandte er einen Comthur dorthin, welchen er den Leichnam mit dem Schwerte zu durchstoßen hieß und ihn dabei zum Gehorsam zu ermahnen, und anzubefehlen, daß er sich nicht ferner vom Orte bewegen solle. Erst als dies geschehen und die Leiche nun zum vierten Male bestattet war, hatte dieselbe Ruhe im Grabe.

Sebast. Moeleri Chronic. (MS.)

Leo histor. Pruss. p. 149.

87. Des Teufels Gehorsam.

Am Hofe des Hochmeisters Conrad Zöllner von Rothenstein befand sich ein Diener, Junker Sebald von Tharsen genannt, der dem Trinken und Fluchen unmäßig nachhing. Wenn er des Abends berauscht nach Hause kam, pflegte er seinen Knaben herbeizurufen, damit er ihm die Stiefel abziehe. Eines Abends aber war dieser so tief in Schlaf versunken, daß er auf den Ruf des Gebieters nicht erwachte. Da rief dieser nach gewohnter Art den Teufel herbei, damit der ihm den Dienst erweise. Der Teufel ließ auch nicht auf sich warten; in furchtbarer Gestalt erschien er und zog jenem die Stiefel aus, aber so, daß er zugleich die Haut von Bein und Fleisch mit abstreifte. Noch ein und zwanzig Wochen brachte der Unglückliche unter gräßlichen Schmerzen zu, bis er endlich den Geist aufgab.

Simon Grunau's Chron. Tract. XIII. C. 9.

88. Der wunderbare Pfeil.

Auf der Schloßbibliothek zu Königsberg befindet sich an einem silbernen Kettlein ein Pfeil, mit welchem es folgende Bewandniß hat:

Zu Zeiten Heinrichs Reffle von Richtenberg, des dreißigsten Hochmeisters, ist Erasmus von Reizenstein, Obrister

und Landmarschall in Preußen, vom Feinde mit diesem Pfeile in den Hirnschädel geschossen; der Pfeil war ganz in das Haupt gedrungen und konnte aus demselben nicht getrennt werden, so daß er darin vierzehn volle Jahre sitzen blieb und von dem Landmarschall getragen werden mußte. Da gelobte dieser endlich der Kirche zu Sanct Adalbert an der See einen neuen Altar, und desselbigen Tages fiel ihm der Pfeil zum Gaumen heraus. Darauf opferte der Landmarschall in der gedachten Kirche reichlich, und gelobete auch den Pfeil dahin mit silberner Kette und Schildlein. Aus jener Kirche ist der Pfeil nachher in die Bibliothek des Schlosses gekommen.

Hartknoch Dissert. de rebus Pruss. XIV.
Leo hist. Pruss. pag. 324.
Voigt Gesch. v. Preußen Th. 1. S. 665.
Erläutertes Preußen I. 762.

89. Hans von Sagan.

Der schönste Theil der Stadt Königsberg besteht bekanntlich aus dem Kneiphofe, welcher früher eine Stadt für sich war, und den Namen hatte von ihrem Erbauer, dem Hochmeister Winrich von Kniprode. Diese Stadt hat in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Aermel, welche eine Krone trägt, von den Seiten sind zwei Hörner. Der blaue Aermel schreibt sich her von folgender Geschichte: In der Rudauschen Schlacht ging es hart her für den Orden, und seine Streiter fingen an zu weichen. Da trat auf ein Schustergesell, genannt Hans von Sagan, eines Bürgers Sohn aus dem Kneiphof, der ergriff die schon niedergefallene Fahne, richtete sie wieder auf und machte dadurch und durch sein Zureden das schon flüchtig gewordene Ordensvolk wieder beherzt und freudig, so daß die Schlacht gewonnen und das Feld behauptet wurde. Derselbe Schu-

stergesell trug aber einen blauen Aermel, deshalb verlieh der Orden der Stadt in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Aermel, und gab der Bürgerschaft alljährlich am Himmelfahrtstage auf dem Schlosse ein groß Bankett und Abendmahlzeit, welches das Schmeckbier genannt worden. Das Letztere aber deshalb, weil Hans von Sagan, als der Hochmeister nach der gewonnenen Schlacht ihm befahl, sich eine Gnade auszubitten, nichts weiter verlangte, als daß jährlich am Himmelfahrtstage den Kneiphöfschen Bürgern zur Lust und Freude ein Gastmahl im Schloß, auf Unkosten der Herrschaft, gegeben werde. Auch auf dem Schlosse soll sich früher das Andenken an Hans von Sagan gefunden, nämlich auf dem Thurm nach der Schloßkirche hin soll sein Bildniß anstatt der Wetterfahne lange gestanden haben.

Rohde dissert. hist. de Rudaviensi proelio et stat. Regiom. 1721. p. 15 sq.
Lucas David VI. S. 87.
Erläut. Preuß. I. S. 630.

90. Herr Wolfgang Sauer.

Zu der Zeit, als fast das ganze Land den Orden von seinen Schlössern verjagt hatte, hatten die Rastenburger auf dem Schlosse daselbsten noch ihren Gebietiger, Herr Wolfgang Sauer genannt. Dieser besorget sich vor den Bürgern und bauet dahero hinten in der Mauer des Schlosses ein besonderes Thor, und von da eine Brücke über den Graben, so daß er nicht durch das Stadtthor ein- und auszuziehen brauchte. Auf diesem Wege nahm er auch heimlich viel Volk ins Schloß. Allein die Bürger waren ihm doch zu stark, überfielen ihn und machten ihn mit den Seinen gefangen. Darauf schrieben sie nach Königsberg um Rath, und erhielten diese Antwort: vor den Anschlägen des

Ordens sollten sie sich ferner vorsehen; was aber Herrn Sauer anbelange, so würden sie ohne Zweifel es also machen, daß aufs Frühjahr die Vögel etwas zu essen bekämen. Auf solches führten sie Herrn Sauer durch sein neu gebautes Thor, auf das Eis, in welches sie eine große Wuhne (Loch) gehauen hatten, und befahlen ihm, sich hinein zu stürzen, weil er sterben müsse. Er aber verweigerte dies, und wie ihn nun niemand anfassen wollte, fürchtend, daß es ihnen und ihren Kindern zum Nachtheil gereiche, da ermannten sich endlich die Schuster, welche das vornehmste Handwerk in der Stadt waren; sie legten nämlich einen Wiesebaum mitten über die Wuhne und sprachen zum Herrn Sauer: so er über die Wuhne springen werde, sollte er sein Leben damit gerettet haben. Darauf hat Herr Wolfgang Sauer einen Zulauf genommen, und den Sprung gewaget; weil aber die Wuhne zu breit war, so sprang er mit dem einen Fuß auf den Wiesebaum, der in deren Mitte lag, in dem Gedanken, mit dem andern Fuße vollends hinüberzuspringen. Allein in demselben Augenblicke stieß ein Schuster mit dem Fuße den Wiesebaum fort auf dem glatten Eise, so daß der Herr Sauer rücklings in die Wuhne fiel, und ertrank. Im Zurückfallen fiel ihm auch sein Hut ab, den nahm der Bürgermeister, der auch ein Schuster war, und setzte ihn auf. Das Thor in der Mauer ließen sie darauf zumauern, und es ist noch jetzt vermauert. Allein dieser Verrath der Schuster trug ihnen schlechte Früchte, denn es sah bald Jedermann mit Verachtung auf sie, und es konnte von der Zeit an kein Schuster zu Rastenburg wieder in den Rath genommen werden, welches dauerte bis in die Zeiten des Irrlehrers Osiander, da kauften sie sich mit Gelde wieder ein.

Henneberger Erklärung S. 391 fgg.

91. Die Nebelschlacht.

Als im Jahre 1394 der Hochmeister mit dem Ordensheere die Litthausche Hauptstadt Wilna belagerte, nahm der Großfürst Witoudt in der Nähe seine Stellung, um sich an die zu machen, welche den Belagerern die Zufuhr brachten. Da sandte der Meister vierhundert Mann in vier Bannern aus den Gebieten Balga, Brandenburg und Barten und dem Bisthum Ermeland aus zum Schutze für die Zufuhr. Als diese nun nach Redemynne gelangten, da kamen ihnen Witoudt und der Fürst Karjebut von Sewerien mit dem ganzen Heere der Litthauer entgegen. Doch lag zwischen beiden Theilen noch ein Fließ und Bruch, so daß sie nicht sogleich an einander gerathen konnten. Die Kreuzritter aber zogen um dieses herum. So sahen sie, daß der Feinde so viel waren, daß zehn auf ihrer einen kämen. Aber unverzagt stürzten sie auf dieselben und stellten ihre Sache Gott anheim. Und der verließ die Seinen nicht. Denn plötzlich erhob sich ein so dichter Nebel, daß die Litthauer nicht die geringe Anzahl ihrer Gegner zu erkennen vermochten und in der Meinung, der Meister mit dem ganzen Ordensheere greife sie an, eilig die Flucht ergriffen. Da ward ein großes Schlagen und viele der Feinde blieben in der Schlacht. So lange aber der Kampf währte, vermochten die Winde nicht den Nebel zu zerstreuen.

Johannes von Riesenburg Chronik S. 98.

92. Des Hochmeisters Ehrentisch.

Unter dem Hochmeister Conrad von Wallenrodt, welcher vom Jahre 1382 bis zum Jahre 1394 regierte, wurde ein gar glänzender Ehrentisch gehalten, von dem man Fol-

gendes erzählet: Der genannte Hochmeister hatte zum Kampfe gegen die heidnischen Litthauer aus Deutschland viele Fürsten und Herren mit ihren Völkern zu Hülfe gerufen. Es kamen ihrer auf diese Weise 46000 Mann ins Land, Etliche um des Goldes, Etliche um der Ehre, Etliche um Marien willen. Der Hochmeister selbst hatte 18000 Mann. Mit diesem sämmtlichen Volke zog er nach Litthauen bis unter Kauen. Dort wurde auf Egidi Tag der Ehrentisch gehalten, welchen Engelbert Rabe, der Obermarschall, zugerichtet hatte. Er wurde gehalten in der Memel auf einem Werder, auf dem der Orden zuvor ein Schloß gehabt hatte, Marienwerder genannt, welches aber zu damaliger Zeit schon zerstöret war. Gegen Aufgang der Sonne über dem Flusse war der Ordens-Marschall mit dem Heere des Ordens; auf der andern Seite gegen Niedergang war der Groß-Comthur mit dem fremden Heere. In der Mitte auf dem Werder war der Hochmeister mit den Fürsten, Herren und Rittern, unter einem herrlichen und fürstlichen Gezelt. Unter dem Gezelt war auch der Ehrentisch für zwölf Personen gar prächtig zugerichtet. Als er fertig war, da nahm man das Gezelt hinweg, daß er von beiden Heeren möchte gesehen werden. Alles, was auf dem Tische war, das war golden oder von Silber und vergoldet, und es glänzete schön, daß man es weit sehen konnte. Man trug zehn Gerichte auf und es währete die Mahlzeit fünf Stunden lang, von neun Uhr Morgens bis um zwei Uhr Nachmittags. Zu jedem Gerichte hatte man neue silberne Teller und Löffel. Auch hatte man köstliche Getränke aus fremden Landen, und zu einem jeden Getränk waren besondere goldene und silberne Geschirre, und wer einen Trunk aus einem gethan hatte, der bekam ein anderes und behielt das, aus dem er getrunken, zu eigen. Unter dem Essen wurde einem Jeden ein großer breiter Hut von goldenem

Stoffe über dem Haupt gegen die Sonne gehalten. Auch kamen viele Herolde, welche allerlei ritterliche Thaten erzählten.

An diesem Ehrentisch hatte die erste Stelle Eirodius von Richardsdorf, ein Ritter aus Oesterreich, denn er hätte in einem Kriege gegen die Türken ganz allein sechszig gerüstete Mann erleget und umgebracht. Die andere Stelle hatte Markgraf Friedrich von Meissen, denn sein Geschlecht hatte den Orden in Nöthen niemals verlassen. Die dritte Hildermundus, ein Graf aus Schottland, dessen Vater sich für seinen König tödten ließ. Die vierte Rupertus, Graf von Würtemberg, so zum Kaiser erwählet, aber aus Demuth das Kaiserthum einem Andern übergab. Die fünfte Stelle hatte der Hochmeister selbst, Conrad von Wallenrodt, denn, obgleich reich, und obgleich ihm eine schöne Jungfrau, eine Gräfin von Habsburg, zur Ehe vorgeschlagen ward, nahm er doch den Orden an um Marien willen. Die sechste Stelle hatte Degenhardt, ein Bannerherr aus Westphalen, denn er hatte den Mördern seines Vaters vergeben, da sie ihn um Marien willen baten. Die siebente hatte Friedrich von Buchwalde, der Niemanden in seinem Leben etwas versaget, wenn er um St. Georg bat. Und also fort saßen auch die andern fünf. Dieser Ehrentisch kostete 500,000 Mark Preußisch.

Sim. Grunau Tract. XIII. Cap. 12.
Lucas David Chron. Th. VII. S. 242.
Waißel Chron. S. 127.
Schütz Historia pag. 81.

93. Der reiche Bauer aus Niclauswalde.

Unter dem Hochmeister Conrad von Jüngingen hatte der Orden einen hohen Grad von Macht und Reichthum erlanget, und auch das ganze Land war reich und zufrie-

den. Unter anderen lebte damals der reiche Bauer zu Niclauswalde, der hernachmals durch seinen Reichthum berühmt geworden. Es trug sich nämlich zu, daß etliche Gäste und Fremde aus Deutschland zu dem Hochmeister kamen, ihn zu besuchen. Diese sahen überall Ueberfluß und Reichthum und priesen deshalben den Hochmeister glücklich in seinem Regiment. Das hörte der Treßler (Schatzmeister zu Marienburg), Bruder Heinrich von Plauen, und er sprach zu den fremden Herren, der größte Reichthum des Hochmeisters sei der Reichthum seiner Unterthanen, als welcher einen Bauern hätte, der eilf Tonnen Goldes besitze. Das nahmen die Gäste in Scherz auf, da sie in Deutschland nicht gewohnt waren, den Bauern die Federn so lang wachsen zu lassen. Der von Plauen aber führete die Gäste seines Herrn darauf einige Tage später spazieren, und brachte sie nach Niclauswalde, wo sie bei einem Bauern einkehren mußten. Bei diesem hatte er das Mittagsmahl bestellt. Der Tisch war für die Gäste gedeckt, und rund um denselben standen zwölf Tonnen, darauf waren die Bretter gelegt zum Sitzen für die Herren. Wie sie nun am Speisen waren, da sagte der von Plauen, dies sei der reiche Bauer, von dem er ihnen erzählet. Der Hochmeister ließ also den Bauern kommen, und forderte ihn auf, seinen Reichthum zu zeigen, dessen er sich nicht zu schämen habe. Der Bauer antwortete: Ich weiß wohl, daß verläugnetes Gut dem Herrn gehöret, darum habe ich nichts zurückbehalten, sondern Euch Alles hingesetzet, was mir gehöret. Er hieß sie nun besehen, auf was für Bänken sie gesessen. Und als nun die Bretter weggenommen waren, da sahen sie, daß sie auf Tonnen gesessen, von denen eilf voll eitel Goldes waren, die zwölfte aber war noch leer. Die Gäste verwunderten sich des reichen Bauern, und dem Hochmeister gefiel es so wohl, daß er dem Bauern auch die zwölfte

Tonne aus dem Schatze füllen ließ, damit es die Gäste in Wahrheit nachsagen konnten, der Hochmeister habe einen Bauern, der zwölf Tonnen Goldes vermöchte. — Allein der Bauer in Niclauswalde hatte von seinem Reichthum keinen Segen. Denn sein Herz wuchs ihm an sein Geld, und er war der größte Geizhals im Lande, und als hernachmals Heinrich von Plauen Hochmeister wurde, rupfte ihm dieser die Federn dermaaßen, daß der reiche Bauer in seinem Alter betteln gehen mußte.

Simon Grunau Tract. 14. Cap. 8.
Schütz S. 97 fgg.
Henneberger Erklärung S. 336.

94. Die hochmüthigen Bauern zu Lichtenau.

Zu derselben Zeit waren aber auch die Bauern sehr hochmüthig und gottlos geworden, wie denn der Reichthum so gar leicht Ueppigkeit und allerlei Laster gebiert. Unter andern sind die Thaten der Bauern zu Lichtenau im großen Werder berühmt geworden. Wir wollen hier einige davon erzählen:

Es kam auf eine Zeit in dieses Dorf ein Dominikanermönch von Danzig, zum Betteln. Nachdem dieser das Dorf durchterminirt, kam er auch in den Krug. Weil es grade Frohnleichnamsabend war, so saßen allda viele Bauern am Zechen. Die Bauern empfingen ihn mit großer Ehrerbietung, setzten den Herrn oben an, und tranken ihm Einer nach dem Andern zu, welches alles ihm sehr wohl gefiel. Da nun aber der Trunk über ihn kam, glaubte er Affenspiele mit ihnen treiben zu können; das wollten die Bauern nicht leiden; worauf er ihnen gar unnütze Worte gab, sie schmähete und verfluchte, und zuletzt, kraft seines heiligen Ordens, sie in den Bann that. Das verdroß die Bauern sehr auf den Mönch, und sie beschlossen, ihm nichts zu

schenken. Nun durften sie ihn nicht schlagen, weil er ein geweihetes Haupt hatte, sie ersonnen daher etwas Anderes. Nahmen derohalben einen weiten Hopfensack, spannten denselben außen um die Stubenthüre, hoben dann unter sich einen falschen Streit an, ziehen vom Leder, und löschen die Lichter in der Stube aus. Da gedachte der Mönch, der auch seiner Haut sich fürchtete, es seie nun Zeit zu gehen; er rannte daher mit gebücktem Haupte eilend der Thüre zu, um sich davon zu machen, und läufet also recht den Bauern in den Sack hinein. Diesen banden die Bauern nun zu, hängten ihn über den Heerd, und machen von allerlei stinkenden Sachen ein Feuer an, welches den Mönch von allen Seiten so beräuchert, daß er fast den Athem verliert. Als er nun um Gotteswillen bat, sie sollten ihn aus dem Sacke lassen, da reichen sie ihm zwei Eier zu, die sie mit allerlei eklen Sachen gekocht, die mußte er in dem Sacke essen. Darauf ließen sie ihn los. Aber der Mönch hatte von der Mißhandlung einige Tage nachher seinen jämmerlichen Tod.

Ein andermal kam ein Pilgersmann in den Krug, da die Bauern dort am Zechen waren. Dieser ließ zuerst von den Bauern sich tractiren, und als er mehr als ihm nöthig getrunken, fing er an, von sich selbsten zu rühmen, was für weite Reisen er gemacht, wie er zu Compostella und beim finsteren Stern gewesen, und großen Ablaß verdienet habe; aber, sagte er zuletzt, ich habe noch an keinem Orte ärgere und gottlosere Leute gesehen, als Euch heillosen Bauern in diesem Dorfe, die ihr die fremden Pilger so wenig mit Almosen labet. Dieses sagte er, weil er seines Bedünkens beim Terminiren durch das Dorf nicht genug bekommen hatte. Die Bauern wollten es nicht gern mit ihm verderben, und setzten ihm daher zu dem Trunk nun auch Fleisch vor, welches theils getrocknet, theils gekocht war; das war

aber dem Jacobsbruder nicht genug, und er sagte: mit solchem Fleisch könnt ihr keine Gnade erlangen bei St. Jacob meinem Herrn, etwas Gebratenes müßt ihr mir vorsetzen. Da dachten die Bauern seinen Hochmuth zu bestrafen, sie beriethen sich kurz mit einander, fielen über ihn her, banden ihm Hände und Füße, thaten ihm einen Knebel in den Mund, sagten: Jetzt sollst du Gebratenes haben; banden ihn darauf nackend an einen Bratspieß, legten ihn an das Feuer, und beträufelten ihn mit Butter. Sie wollten ihm bloß etwas heiß machen, aber mittlerweile lief plötzlich ein Hase durch den Krug, welches ohne Zweifel der Teufel selbst gewesen, dem an der Seele des Pilgers wie der Bauern gelegen war. Diesem Hasen folgeten die Bauern alle mit großem Geschrei, und als sie zurückkommen, ist der Jacobsbruder am Spieße verschmachtet und gestorben.

Ein drittes Stück ist folgendes: Sie hatten einen Pfarrherrn, Wolfgang Lindau mit Namen, einen gelehrten und gottesfürchtigen Mann; der strafet sie öfters von der Kanzel wegen ihres üppigen und bösen Lebens und bedrohete sie mit Gottes Zorn und ernster Strafe. Das mißfiel den hochmüthigen Bauern, und sie warteten auf eine Gelegenheit, wie sie an dem Pfarrherrn sich rächen möchten. Der Pfarrherr aber merkte ihre Absicht gar wohl, und er wich ihnen überall aus. Endlich aber trug es sich zu, daß sie die ganzen Pfingstfeiertage hindurch im Kruge gesoffen, und zwar so viel Bier, daß von den Hefen, welche der Krüger in einem Troge sammelte, eine große Sau, die von ungefähr darüber gekommen, sich so voll gesoffen, daß sie sogleich todt geblieben. Diese todte Sau nahmen nun die andern vollen Säue, legten sie in einer ganz finstern Kammer zu Bette, deckten sie zu, und schickten dann zum Pfarrer, ihm sagen lassend, daß Einer von ihnen plötzlich krank geworden, in den letzten Zügen liege und berichtet sein wolle.

Der Pfarrer meinet, es wäre Ernst, und kam bald gelaufen. Als er aber mit dem Kranken begann zu reden, da merkte er von Stund' an die Büberei, er ließ daher Jedermann heraustreten, ging dann nach einer Weile heraus und sagte zu den Bauern: um den Kranken stehe es schlecht, derselbe habe schon die Sprache verloren, das heilige Sacrament könne ihm daher nichts mehr nützen, er wolle ihm aber das heilige Oel holen, welches ihm eben sowohl zur Seligkeit dienen werde. Die Bauern glaubten ihren Scherz noch weiter mit ihm treiben zu können und blieben. Er aber setzet sich eilend auf und reitet zum Neuenteich, wo der Pfleger des Schlosses Marienburg war; dem erzählet er, was geschehen, worauf sich derselbe sofort mit seinen Mannen rüstet, die gottlosen Bauern zu bestrafen. Diese hatten unterdessen, als der Pfarrer ihnen zu lange ausblieb, die von ihm zurückgelassene Monstranz genommen, und als sie darin keine Hostie fanden, sich eine solche geschnitten. Diese administrirten sie dem Kranken. Einer von ihnen hielt des Pfarrers Amt, der andere diente ihm mit einer Kuhglocke, die übrigen saßen im Zirkel rings umher, als wenn sie Seelenmesse sängen. Dabei soffen sie einander in Halben und Ganzen zu. Zu diesen Sachen kam eben der Pfleger mit seinen Leuten. Er ließ ernstlich auf die Bauern zuschlagen, diese aber, nicht faul, nahmen den Pfleger gefangen, und jagten sein Gesinde in die Flucht. Weil nun der Pfleger einen großen dicken Bart hatte, so steckten sie diesen in ein Loch über der Thüre, und schlugen einen Keil dicht hinein, daß er also, halb an dem Barte hängend, stehen mußte, und trieben nun allerlei Gespötte mit ihm. Sein Gesinde war aber nach Marienburg gelaufen, und es kam alsbald eine große Macht des Ordens, welche den Pfleger befreieten, und die Bauern gefangen nach Marienburg führten, wo sie in die tiefsten Gefängnisse ein-

gesperrt wurden. Ihre Strafe war nachmals die, daß sie die ganze Landstraße von dem Kruge zu Lichtenau bis in das Schloß zu Marienburg mit Groschen belegen, sodann mit eigenem Gelde und mit eigenen Händen einen Thurm des Schlosses zur Nogat bauen, und demnächst in diesem ein ganzes Jahr lang bei Wasser und Brod gefangen liegen mußten.

Der Mörtel, welcher zum Bau des Thurms verwendet wurde, ward nicht wie sonst, mit Wasser, sondern mit Buttermilch bereitet, welche die Bauern herbeischaffen mußten. Davon heißt selbiger Thurm noch bis auf den heutigen Tag der Buttermilchthurm. Eine andere Sage will diesen Namen aber daher leiten, daß der Woywode Stanislaus Kostka einst zu den Bauern nach etwas Buttermilch geschickt, diese aber dessen Boten verspottet, und Tags darauf ein ganzes Faß mit Buttermilch durch zwei Männer auf das Schloß gesendet hätten. Da habe der Meister diese greifen, in den Thurm setzen, und so lange in demselben festhalten lassen, bis sie sämmtliche im Fasse befindliche Milch aufgezehrt.

Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 8.
Casp. Schütz Historia fol. 97 sqq.
Henneberger Erklärung S. 257 fgg.
Grimm deutsche Sagen Th. I. S. 260. nach mündlicher Ueberlieferung.
Hartwich, Beschreibung der 3 Werder S. 524.

95. Der Bote aus der andern Welt.

In der nächsten Zeit vor der Schlacht zu Tannenberg befanden sich auf Königsberg zwei Ritterbrüder Philipp von Zwistelen und Wigand von Qualenburg. Diese, wie sie sich innig liebten, machten einen Bund mit einander: daß, wer von ihnen zum ersten stürbe, dem andern erscheinen und verkünden solle, wie es ihm in jener Welt

ergehe. Und es geschah, daß sie von Königsberg wurden fortgenommen, und der Eine ward gesetzt zum Hauscomthur auf Labiau, der Andre aber zum Mühlmeister auf Osterrode. Und letzterer blieb todt in dem Streit. In der Nacht nachdem er verschieden, kam Br. Wigand zu Br. Philipp, der sich in seinem Kämmerlein befand, und sprach: „Aus sonderlicher Gnade Gottes komme ich nach meinem Tode in Gemäßheit unseres Verbündnisses zu dir; so frage was nützlich ist, denn ich darf nicht lange weilen.“ Bruder Philipp antwortete: Wie geht es zu in jener Welt? Der Todte sprach: „Wie es ein jeglicher verdient, also hat er auch Kurzweil. Und wisse, daß die, welche Knechte bei uns gewesen, dort unsre Herren sind.“ Der Lebendige fragte: Wo bist du, in welcher Kurzweil? Der Todte antwortete: „Ich bin da, wo einer ausgeht, und tausend eingehen, und unsre Kurzweil ist, daß uns eine Stunde zehntausend Jahre dünket, und uns dennoch unzählige Barmherzigkeit geschieht.“ Philipp fragte weiter: Und wie steht es um uns in Gottes Gerichte; werden wir gewinnen oder verlieren? der Geist sprach: „Ich habe gesehen, daß man vor Gott unsere guten und bösen Werke gewogen; aber ich sahe nicht, welche Schaale niederging, denn ich ward weggefordert. Aber eins noch zum letzten. In Kurzem wird es geschehen, daß die Herren Knechte werden, und unser Fürstenthum werden Fremde besitzen.“ Und also gesagt, verschwand er wieder.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XIV. C. 15.

96. Die Tannenberger Schlacht.

In der Nacht, die der Tannenberger Schlacht vorherging, zeigte sich am Himmel ein wunderbares Zeichen, das deren Ausgang wohl verkünden mochte. In der Ge-

gend des Mondes nämlich erblickte männiglich einen Mönch, der eine Zeitlang mit einem Könige kämpfte, zuletzt aber besiegt und vom Himmel verjagt ward. Auch während der Schlacht selbst sah man einen Mann in polnischer Kleidung über dem Heere Jagello's schweben, der die polnischen Völker anfrischte, wenn sie zu weichen begannen, ihnen Benediction ertheilte, und den Sieg versprach. In diesem Manne glaubte man den heiligen Stanislaus, den Schutzpatron Polens, zu erkennen.

Leo Histor. Pruss. p. 198.

97. Die Christburg.

An dem Orte, wo das Städtlein Christburg liegt, hatten die alten Preußen eine Festung. Diese belagerten die Ordensbrüder lange vergeblich. Endlich eroberten sie dieselbe und erschlugen alles, was darinnen war. Und weil dieses war geschehen in der heiligen Christnacht, so nannten sie die Festung von da an die Christburg. Dieselbe wurde ein starker und wichtiger Ort für den Orden und blieb solches wohl an zweihundert Jahre lang, bis er auf einmal im Jahre des Herrn 1410, ganz wüste lag. Es war damals Comthur in demselben Albrecht von Schwarzburg, oder wie Andere sagen: Otto von Sangerwitz; dieser hatte allezeit den Krieg widerrathen mit dem Könige Jagello von Polen, der nachher so unglücklich für den Orden endete. Aber die Chorherren wollten den Krieg, und als nun der Comthur ins Feld zu der Tannenbergischen Schlacht ausrückte, und von dem obersten Chorherrn befragt wurde, wem er das Schloß anvertrauen wolle, da antwortete er ungeduldig: Dir und den bösen Geistern, so zu dem Kriege gerathen haben! — Da erschrak der Chorherr so heftig, daß er in eine hitzige Krankheit verfiel und

den andern Tag starb. Alsbald mußte sein Geist in dem Schlosse herumspuken; und so wie nachher ein Kreuzherr starb, der zu dem Kriege mit Jagello gerathen hatte, wurde seine Seele in das Schloß zu Christburg verbannt, so daß sich hier bald so viele Gespenster eingefunden hatten, daß es kein lebender Mensch darin aushalten konnte. Die trieben ein fürchterlich Unwesen. Wenn die Knechte wollten in den Stall gehen, so kamen sie in den Keller, und soffen sich voll, daß sie nicht wußten, was sie thaten. Wenn der Koch und sein Gesinde in die Kirche gingen, so fanden sie darinnen die Pferde stehen und es war ein Stall daraus geworden. Wollte der Kellermeister etwas im Keller verrichten, so fand er Wassertröge und dergleichen darin. Wenn die Ordensbrüder im Schlosse essen wollten, so waren die Schüsseln voll Blut. Es kam ein neuer Comthur von Frauenburg dahin, dem ging es am allerschlechtesten, denn einmal ward er im Schloßbrunnen an seinem Barte aufgehangen gefunden, daß er nur mit Mühe wieder ins Leben kam; ein andermal fand man ihn auf dem obersten Dache des Schlosses. Darauf fing sein Bart von selbst an zu brennen und es half kein Wasser, bis er aus dem Schlosse lief.

Das Schloß ward also verlassen und blieb öde und verfiel zu Trümmern. Diese stehen noch jetzt, und es hausen noch immer die Seelen der Ritter darin, so den unglücklichen Polenkrieg veranlasset.

Zwei Jahre nach der Schlacht kehrte ein Bürger von Christburg, ein Schmied, von einer Wallfahrt gen Rom heim; der ging, um zu erfahren, was es mit dem Gespenste für eine Bewandniß habe, einstens um Mittage nach dem Schloß und fand auf der Brücke stehen des Comthurs Bruder, der auch in der Schlacht mitgeblieben war. Der Schmied, dem selbiger einst

sein Söhnlein aus der Taufe gehoben, erkannte ihn alsobald, und meinend, daß er einen lebendigen Menschen vor sich sehe, sprach er: O Herr Gevatter, ich bin erfreuet, daß ich euch frisch und gesund sehe; man hat mich überreden wollen, ihr wäret erschlagen worden; ich bin froh, daß es besser ist, als ich meinte, und wie stehet es doch in diesem Schlosse, davon man so wunderliche Dinge redet? Das Gespenst antwortete hierauf: Komm mit mir, so wirst du sehen, wie man allhier Haus hält. Der Schmied folgte ihm nach, die Wendeltreppen hinauf. Da sie in das erste Gemach gelangt waren, fanden sie einen Haufen Volks, die mit Würfel und Karten spielten, etliche lachend, etliche fluchend. Die im andern Gemache verlustirten sich mit Essen und Trinken. Von da gingen sie in den großen Saal, wo sie Männer, Weiber, Jungfrauen und junge Gesellen fanden; da hörte man nichts als Saitenspiel und Singen; und schaute nichts denn Tanzen, Unzucht und Schande. Folglich gingen sie in die Kirche; da stand ein Pfaff vor dem Altar, als ob er Messe halten wolle; die Chorherren aber saßen rings umher in ihren Chören und schliefen. Danach gingen sie wieder zum Schlosse hinaus; alsbald hörte man in demselben so jämmerlich Weinen und Heulen, daß dem Schmied angst und bange ward, gedachte auch, es könnte in der Hölle nicht schrecklicher sein. Da sprach sein Gevatter zu ihm: Gehe hin, und zeige dem neuen Hochmeister an, was du gesehn und gehört hast, denn so ist unser Leben gewesen, wie du drinnen gesehen; das ist der darauf erfolgte Jammer, den du hier außen gehört hast. Mit den Worten verschwand er.

Der Schmied erschrak sehr, dennoch wollte er den Befehl verrichten, ging zum neuen Hochmeister, und erzählte ihm alles, wie es ergangen. Der aber ward zornig, sagte, es wäre erdichtet Ding, seinen hochwürdigen Orden

in Schmach zu bringen, und ließ den Schmied fahen und ersäufen.

Casp. Schütz Histor. fol. 102. 103.
Hempel Denkwürdigkeiten der Urwelt IV. 407. 408.
Casp. Henneberger Erklärung s. v. Christburg.
Rauschnick, Gespenstersagen. Rudolst. 1817. St. 2.
Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 9 u. 15. Tract. XV. C. 3.
Leo hist. Pruss. p. 193.

98. Der Remter zu Marienburg.

Das Gewölbe auf dem großen Remter des hochmeisterlichen Schlosses zu Marienburg wird getragen von einem einzigen starken Pfeiler, so daß, wenn dieser Pfeiler stürzet, das ganze Gewölbe zusammenfällt. In dem dreizehnjährigen polnischen Kriege nun, als das Schloß hart belagert ward, war ein verrätherischer Troßbube in demselben, der beschrieb den Polen den Pfeiler und die Beschaffenheit des Remters, und versprach ihnen, ein Zeichen mit einem ausgehangenen rothen Hut zu geben, wenn das ganze Capitel in dem Remter beisammen sei, und wohin dann ein Schuß gerichtet werden müsse, um den Pfeiler zu treffen, damit unter dem herabstürzenden Gewölbe alle Ritter auf einmal zerschmettert und begraben würden. Und als darauf eines Tages der Hochmeister mit allen Ordensbrüdern in dem großen Remter bei Tische saßen, da gab der Verräther das verabredete Zeichen, und der Schuß geschah auch, aber er that keinen sonderlichen Schaden, denn die Kugel verfehlte den Pfeiler und schlug bloß oben in die Mauer, wo sie noch jetzt über dem Camin, in dem Loche, welches sie geschlagen, zu sehen ist. Nach wahrscheinlicheren Nachrichten hat sich diese Geschichte zugetragen im Jahre 1410, nach der Tannenberger Schlacht.

Casp. Schütz Historia fol. 103.

Leo Histor. Pruss. p. 205.
Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 14.

99. Heinrich Reuß von Plauen.

Nach der unglücklichen Tannenbergischen Schlacht waren von dem großen Adel des Ordens in Preußen nicht mehr übrig geblieben, denn ihrer drei Ritter; dies waren Heinrich Reuß von Plauen, Statthalter und Comthur zu Schwetz, Michael von Sternberg, Pfleger der Neumark, und Heinrich Reuß von Plauen, Comthur zu Danzig. Alle drei strebten heimlich nach dem Hochmeister-Amte. Die anderen geringeren Brüder gaben die Wahl des Hochmeisters allein diesen Dreien, dieselben möchten zum Hochmeister erkiesen, welchen sie wollten. Diese drei beriethen sich deswegen unter einander, da denn endlich Michael Küchmeister von Sternberg, und der Comthur von Danzig die Wahl einmüthig dem Statthalter auftrugen, sagend, welchen er erwählen würde, den wollten sie willig für ihren Herrn anerkennen. Sie dachten dabei im Stillen für sich, Heinrich Reuß von Plauen werde ja so unverschämt nicht sein und sich selbst erwählen. Der Statthalter aber bemerkte wohl, wohin ihre Gesinnung ging, und auf den andern Tag, als nun die Wahl sollte vorgenommen werden, trat er mit den andern beiden Rittern und den geringeren Brüdern in der Kirche vor den Altar, und fraget sie Alle, ob sie ihm mit den andern Zweien die Wahl übergeben, welches die Brüder alle mit ja beantworten. Er fraget weiter die beiden Ritter, ob sie ihm allein die Wahl anheimstellen, und ob sie unwiderruflich den für ihren Herrn annehmen wollen, den er ihnen benennend vorstellen werde, und sie sprachen beide ja. Darauf er: Wem ich den Mantel umhängen werde, der soll Hochmeister sein! Er nahm also den Mantel vom Altar, hing ihn sich selbsten um und

sprach: Ich Heinrich Reuß von Plauen, in Kraft Eurer Aller Bewilligung, erwähle mich selbsten zum Hochmeister, als den ich vor allen Andern den tüchtigsten erkenne. — Dem durfte Niemand widersprechen, und er war Hochmeister.

Henneberger Erklärung S. 270.
Leo Histor. Pruss. pag. 205.
Sim. Grunau Tr. XV. C. 1.

100. Der entdeckte Kirchendieb.

In dem Jahre 1400 hatte ein Kirchendieb die Kirche zu Conradswalde erbrochen, und neben andern Dingen ein silbernes Büchslein weggenommen, in welchem zwei geweihete Hostien waren. Dieses steckte er in seinen Busen, und als er nun des Abends gen Marienburg kommt, gehet er allda in das gemeine Frauenhaus. Als er nun mit einem Weibsbilde in einer finstern Kammer war, ersiehet das Weib in seinem Busen etwas brennen wie ein Licht, über seinem Haupte auch etwas wie ein brennendes Kreuz. Darüber erschrickt sie, denn es waren damals viele Mordbrenner im Lande. Sie meinet, er sei deren Einer und fängt überlaut an zu schreien: Zeter, Zeter! — Nun gehet gerade an dem Hause die Nachtwache vorüber; als die das Geschrei höret, fällt sie in das Haus. Der Kirchendieb aber entsprang durch das Fenster. Die Wächter eileten ihm nach, und mochten ihn auch nicht aus den Augen verlieren, da das Licht in seinem Busen und über seinem Haupte ihn immer verrieth. Da der Dieb das merkte, warf er das silberne Büchslein von sich; er wurde aber doch gefangen und bekannte seine Missethat. Als nun solches der Hochmeister hörte, begab dieser sich mit vielen von den Seinen nach der Stelle, wo der Dieb das Büchslein von sich geworfen. Dieses war durch den Wurf in eine

Gesträuche unter ein kleines Brücklein gerollet. Wie der Hochmeister an dieses Brücklein kam, sah man unter demselben zwei brennende Kerzen. Da fielen der Hochmeister und alle Anwesenden auf die Knie und nahmen mit vieler Ehrerbietung das Büchslein mit den Hostien auf und brachten es in die Pfarrkirche.

Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 4.
Henneberger Erklär. S. 62.
Leo Histor. Pruss. p. 182.
Luc. David Th. VIII. S. 55.

101. Ladung vor Gottes Gericht.

Im Jahre 1428 war Meister des deutschen Ordens im Lande Liefland Siegfried Lander von Spanheim, welcher zu Riga saß. Dieser hatte sein Auge auf eine Dirne geworfen; um aber seinen Handel besser zu verstecken, stiftete er eine Heirath zwischen derselbigen und einem jungen Gesellen, einem Kaufherrn, der aber, bevor die Trauung noch vollzogen war, entdeckte, wie seine Verlobte die Buhle des Meisters sei, und deshalb ihr den Kauf wieder aufsagte. Dies verdroß die Dirne und den Meister nicht wenig, und sie beschlossen an dem Gesellen droh ihr Müthchen zu kühlen.

Etliche Zeit darnach ward dieser mit einem Male von losen Buben, die er gar nicht kannte, vor dem Landmeister des Diebstahls angeklagt, auch sofort eingezogen und ob er gleich leugnete und seine Unschuld deutlich darzuthun sich erbot, ohne Weitres zum Strange verurtheilt. Da er nun den Tod vor Augen sah und sehr wohl erkannte, aus was für Ursache er solchen erleide, so rief er: daß, da in dieser Welt keine Rettung vor dem ungerechten Richter für ihn vorhanden sei, er an den Richter in jener Welt apelliren müsse, und deshalb lade er den Landmeister von dem Tage

seines Todes an über vierzehn Nächte vor des allerhöchsten Richters Stuhl zu erscheinen und ihm daselbst Rede und Antwort zu geben: warum er ihn so schmählichen Todes unschuldigerweise sterben lasse.

Der Landmeister achtete dieß nicht groß und ließ sich gegen die bestimmte Zeit an Essen, Trinken und andern Freuden nichts abgehen, um desto besser seinen Unmuth zu dämpfen. Am dreizehnten Tage jedoch fiel er mit einem Male in eine schwere Krankheit, und indem er schrie: er müsse nun erscheinen, er sehe den gehängten Jüngling, der ihn vor das Gericht geladen, schon auf ihn warten, verschied er plötzlich. Die Dirne aber ward bald selbst des Verbrechens, dessen der Geselle beschuldigt worden, angeklagt und entfloh, um der verdienten Strafe zu entgehen, in einer Mönchskutte versteckt, aus dem Lande. Was weiter mit ihr geschehen, ist nicht kund geworden.

A. Krantzii Vandalia Lib. XI. c. 2.

102. Die Sonntagsgespenster.

Der große Reichthum, der während der Blüthezeit des Ordens sich in vielen Gegenden Preußens angehäufet, hatte die früheren einfachen Sitten der Bewohner in Ueppigkeit und Schlemmerei verkehrt. Besonders war des Trinkens und Essens kein Ende, und es war selbst Sitte geworden, die Sonn- und Festtage den Trinkgelagen zu widmen. Diesen Gräuel konnte aber Gott nicht länger ansehn, und zur Strafe sendete er gräßliche Gespenster, welche an Sonn- und Festtagen in den Schlössern, Burgen und Wohnungen sich am hellen Tage zeigten, die Leute beim Essen und Trinken anfielen und sie dermaßen peinigten, daß viele während der Mahlzeit von Raserei ergriffen wurden, nach Art der Hunde auf den Straßen umher liefen und schrieen: was wir suchten, haben wir gefunden; Einige sich

in Flüsse und Brunnen, Andere ins Feuer stürzten und bei lebendigem Leibe verbrannten. Die Gespenster verbreiteten ein solches Entsetzen, daß an den Sonn- und Feiertagen es überhaupt niemand mehr wagen mochte, etwas zu genießen. Um diesem Leiden ein Ende zu machen, hielten die preußischen Bischöfe im Jahre 1430 eine Synode, wo bei strenger Strafe angeordnet ward: daß an Sonn- und Festtagen vor verrichtetem Gottesdienste weder Bier, noch Branntwein, noch Wein sollte verkauft werden. Von dieser Zeit an verschwanden die Gespenster wieder.

Sim. Grunau's Chron. Tr. XV. C. 6.

103. Das Thornsche Fastnachtspiel.

Wie in vielen andern preußischen Städten, so hielt man im Fasching des Jahres 1440 auch in Thorn eine Mummerei: alte Weiber jung zu machen. In Teufelslarven gehüllte Leute liefen auf den Straßen umher und trieben mit den Vorübergehenden Kurzweil. So kam auch ein Bauer zur Stadt gefahren und hatte hinter sich seine alte Mutter auf dem Wagen sitzen. Die Teufel laufen flugs hinzu, einige an die Pferde, einige zum Bauer, andere zu dem alten Weibe, welche heftig erschrak und gewaltig schrie. Der Bauer aber, der das Ding nicht recht verstand, nahm einen eisernen Flegel vom Wagen und gab dem ihm zunächst befindlichen Teufel einen so heftigen Schlag, daß er sofort todt niederstürzte, worauf die übrigen, denen solche Kurzweil nicht behagen mochte, die Flucht ergriffen. Darüber lief das Volk herzu und warf dem Bauer vor, daß er einen Menschen getödtet. Dieser aber vertheidigte sich: nicht einen Mann, sondern einen Teufel habe er erschlagen, da er wohl diesen, nie aber einen Menschen so abgebildet gesehen. Aber trotz seiner Gegenrede ward er zum Verließ

geschleppt. Als man jedoch nun den Leichnam aufheben wollte, da fand man unter der Larve und den Kleidern nur stinkende Asche. Der Bauer blieb nun um desto mehr dabei, er habe nur einen Teufel erschlagen, und wurde denn auch wieder frei gelassen.

Simon Grunau's Chronik Tr. XV, C. 21.

104. Der Dammbruch bei Sommerau.

Im Jahre 1463 am Dienstage vor Jubilate trieb ein heftiger Sturm das Wasser im Nogatstrome so hoch, daß es eine Otternhöhle in der Nähe von Sommerau erreichte, und dadurch einen solchen Bruch im Damme machte, daß fast alle Dörfer des Fischauschen Werders von den Fluthen bedeckt, die Wohnungen fortgerissen, Menschen und Vieh ersäuft und die Bewohner in wenigen Augenblicken um all ihre Habe gebracht wurden. Als sich nun das Wasser endlich wieder in das Haff und den Drausensee verlaufen, versuchte man es, die entstandene Oeffnung zuzudämmen. Aber alle Anstrengung war umsonst; denn was des Tages über gemacht worden, fand man am nächsten Morgen jedesmal wieder versunken. Als nun die Bauern noch eine Berathung hielten, aber keiner mehr aus noch ein wußte, da trat plötzlich ein Unbekannter in die Versammlung und eröffnete derselben, daß es erst dann gelingen würde, das Loch wieder zu verstopfen, wenn zuvörderst ein lebender Mensch in dasselbe hineingestürzt wäre. Die Bauern folgten diesem Rathe und machten einen Bettler berauscht, der dann, als er seiner Sinne nicht mehr mächtig war, an das Loch geführt, in den Bruch hineingestürzt und sofort mit Erde beschüttet wurde. Und siehe! von Stund' an gelang es mit leichter Mühe, die Oeffnung im Damme zu verstopfen.

Hartwich Beschreib. der Werder S. 491.

105. Der Graf von Nassau.

Als im Jahre 1374 am Gründonnerstage auf dem Ordenshause zu Brandenburg das Nachtmahl des Herrn ausgetheilt werden sollte, ward einer der anwesenden Ritter, ein Graf von Nassau, dergestalt vom bösen Geiste erfaßt, daß er den Priester vom Altare stieß, das Allerheiligste ergriff und zu Boden warf und mit Füßen darauf trat. Er ward hierauf in den Thurm gebracht, wo er unter furchtbaren Qualen und Anfechtungen des Teufels seinen Geist aufgab.

Johannes von Riesenburg Jahrbücher S. 34.

106. Der Bischof Dietrich von Cuba.

Unter dem Schlosse zu Tapiau ist ein tiefes Gewölbe, welches früher hart an die ehemalige untere Sacristei der Kirche stieß. In diesem Gewölbe haben die Ordensritter gar viele Gräuelthaten verübt. Unter andern lebte unter dem Hochmeister Heinrich von Richtenberg im Jahre 1474, ein gelehrter und frommer Mann, geheißen Dietrich von Cuba, Doctor in beiden Rechten, und deshalb wohl gelitten vom Papst Paulus dem Anderen, und dessen Nachfolger dem Papste Sixtus, welcher ihn derohalben auch, gegen den Willen des Hochmeisters und des Capitels, zum Bischof in Samland machte. Darüber geriethen der Hochmeister und die Ritter in großen Zorn, und als der Bischof gen Königsberg kam, da wurde er empfangen, wie man Einen pflegt aufzunehmen, den man nicht gerne haben will, und sie trachteten nur, wie sie ihn ihres Gefallens demüthigen möchten. Der Bischof aber gab nicht viel auf den Hochmeister, er tröstete sich seines Beschützers, des Papstes, und suchte nur zuvor sein bisher verwahrlosetes

Capitel zu reformiren, hoffend, es dann auch auf gleiche Weise mit dem damals sehr verdorbenen Orden selbst zu machen. Da solches ruchtbar wurde, ließ ihn der Hochmeister vermahnen, von seinem bösen und unbilligen Vorhaben abzustehen. Der Bischof aber ward nur noch stolzer und hochmüthiger, besonders gegen den Hochmeister; da berief dieser seine Gebietiger, legte ihnen des Bischofs Practiken vor, und fragte sie, was hierin nun zu thun sei, und es ward beschlossen, man solle ihn gefänglich annehmen. Also ward er am Montage nach Judica gefangen und gen Tapiau ins Schloß geführet. Dort hielt man ihn anfänglich in einem ehrlichen Gemache, wie einem Bischofe gebührte.

Es war aber zu derselbigen Zeit zu Tapiau auf dem Schlosse ein Capellan, ein tückischer, böser Mensch. Dieser machet sich an den Bischof, besuchet ihn täglich, und redet ihm zu, daß er solle entfliehen, seine Hülfe ihm anbietend. Der Rath gefällt dem Bischofe und er willigt darein. Allein der Capellan verräth alles den Rittern, und als der Bischof schon glaubte, wieder frei zu sein, wurde er von neuem gefangen. Der Hochmeister und die Ritter beriethen nun wiederum, was mit ihm anzufangen, und beschlossen endlich, ihn Hungers sterben zu lassen. Da wurde er durch zwei Kreuzherren heimlich in das finstere Gewölbe unter dem Schlosse geführt, allda mit Händen und Füßen kreuzweise an eine Mauer angeschmiedet, und ohne Essen und ohne Trinken gelassen. Acht Tage lang hat der arme Greis es also ausgehalten, denn als es sich am achten Tage nachher begeben, daß unter der Messe die Sacristei unversehens offen geblieben, hat alles Volk in der Kirche den Bischof mit heiserer Stimme rufen hören: Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich meiner! — Die Leiche des Bischofs ward nachher gen Königsberg gebracht, und als der

Papst in Rom von der Unthat hörte und Genugthuung verlangte, da traten sieben Männer, vom Orden mit Geld erkauft, vor den Papst mit aufgehobenen Fingern und schwuren, der Bischof sei eines rechten, natürlichen Todes gestorben, wodurch der Zorn des Papstes gelindert wurde. — Aber man hört noch oft in dem Gewölbe des Schlosses zu Tapiau um Mitternacht die heisere Stimme eines alten Mannes, welche mit ihren letzten Kräften ruft: Mein Gott, mein Gott, erbarme dich meiner! Man glaubt, daß dies die Stimme des Hochmeisters Heinrich von Richtenberg sei, der den Bischof ermordet, dessen Leichnam zwar im Dome zu Königsberg begraben liegt, dessen Seele aber in Tapiau keine Ruhe finden kann. Denn als dieser Hochmeister nachher von einer schweren Krankheit schon wieder genesen war, hörte man ihn auf einmal rufen: Auf, den Harnisch her, die Gäule gesattelt, die Pfaffen haben mich vor Gottes Gericht verklaget; wer wird sich meiner erbarmen! Und mit diesen Worten starb er plötzlich.

Henneberger Erklärung S. 202. 449.
Erl. Preuß. Th. I. S. 471 fgg.
Simon Grunau Tr. XVIII. C. 3. und mündlich.

107. Hans von Tieffen.

Der zwei und dreißigste und zweitletzte Hochmeister des deutschen Ordens war Hans von Tieffen, ein Edelmann aus der Schweiz. Er war vorher Pfleger zu Schaaken, und dann Comthur zu Brandenburg gewesen. Er war von einem ehrlichen und hohen Geschlecht, und wie man meinet, der Letzte darinnen. Er hatte von Jugend auf seinen Orden strenge gehalten, hat nie in einem Bette geschlafen, auch kein leinenes Hemde getragen, ist immer fromm und gottesfürchtig gewesen. Wie treu er es mit seinem Lande und den Unterthanen meinte, beweiset folgende Historie:

Er ritt eines Tages von Brandenburg nach Königsberg, und wie er auf den Haberberg kam, sahe er die Stadt Königsberg an, und seufzete heftig. Da ritt zu ihm Einer von seinen Räthen, fragend, was Ihre Gnaden so hart seufzen? Er antwortete: über die Thorheiten meiner Vorfahren, welche das schöne Land verloren, und so viele Schulden gemacht, die wir unser Lebenlang nicht zu zahlen wissen. Darauf hat der Rath geantwortet: Gnädiger Herr, es sind jetzt herrliche Jahre gewesen, und es weiß vor großem Ueberfluß schier Niemand, wie er sich kleiden solle. Da ist keine Dorfmagd, sie hat ihre silbernen Spangen und Knöpfe; da ist keine Handwerksfrau, sie hat eine Menge von Kleidern, große Gürtel, Beutel, Paternoster, silberne Becher, Löffel u. s. w. Und bei dem Adel ist des Prangens gar kein Maaß. Dieselben Dinge sollen Euer Gnaden angreifen, und eine Schatzung darauf legen, dann kommen Euer Gnaden zu Gelde und können die Schulden bezahlen! — Aber darauf sprach der Hochmeister Hans von Tieffen: Nein, da behüte uns Gott vor! Sollen wir unsern getreuen Unterthanen nehmen, was ihnen Gott gab? Nein, aber wir wollen so regieren, daß man sagen möge: der Hochmeister ist ein reicher Fürst, denn alle seine Unterthanen sind reich, und haben Geld und genung! — Da das der Rath hörte, schämete er sich, schwieg stille und ritt bei Seiten.

Henneberger Erklärung S. 211.
Leo Histor. Pruss. pag. 335.

108. Strafe der Habgier.

Unter dem Hochmeister Friedrich von Sachsen saß auf Sassenheim ein Vogt, der unmaßen habgierig und sehr hart gegen die Unterthanen war, und deshalb den Bauern wider ihre Verschreibungen das Recht des Fischfangs im Lilis-

kensee entzog. Aber fortan vermochten die von ihm angestellten Fischer auch nicht ein Fischlein zu fangen. Der Vogt, welcher meinte, daß dies mit Hexerei zugehe, ließ einen Taucher herbeiholen, einen Franken Namens Gablatus, damit dieser erkunde, ob in dem See Fische wären. Der Taucher, nachdem er drei Stunden im Wasser verweilt, während welcher Zeit man die Netze zog, berichtete: daß sich zwar Fische in Fülle im Wasser befänden, sie aber so über die Maßen klug wären, daß sie die Netze vermieden. Der Vogt, der sich hiermit nicht zufrieden gab, befragte eine Wahrsagerin. Diese antwortete ihm: daß die Fische in dem fischreichen See nicht gefangen werden könnten, sei eine Schickung Gottes zur Strafe seiner Habgier, und dies würde auch nicht eher anders werden, als bis er selbst verstorben sei und die Fische mit ihm. Der Vogt verlachte dieß als ein Alteweibermärchen. Als er bald darauf aber auf der Jagd auf einen Bären gerieth, scheute sein Roß und stürzte mit ihm in den See, so daß beide untergingen. Am andern Tage sah man die Fische zahllos auch todt auf dem Wasser umherschwimmen, und dasselbige Jahr war kein Fisch im See, hernach aber waren Fische genug, ließen sich auch ohne Mühe fangen.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XVI. C. 6. (MS.)

109. Die Ueberrumpelung von Elbing.

In dem Kriege, den der letzte Hochmeister des deutschen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit den Polen führte, zogen Anno 1521, am Montage nach Oculi, die Streiter des Markgrafen aus, um die Stadt Elbing zu überrumpeln. Sie kamen in der Nacht vor Elbing an, ohne daß man ihrer gewahr wurde. Sie überfielen heimlich die Ziegelscheune vor dem Thore, nahmen das

Volk darinnen gefangen, und verwehrten es, daß es denen in der Stadt kein Zeichen oder Geschrei geben konnte. Darauf verbargen sie sich in großen Haufen an dem Thore. Wie nun am andern Morgen um acht Uhr ein Fuder Holz in die Stadt fuhr, und um es einzulassen, sonder Arg das Thor geöffnet wurde, da fingen die, so dem Thore am nächsten waren, an zu laufen, und kamen zugleich mit dem Fuder in die Stadt hinein. Aber es wurde gleich Lärm geschlagen, und die Wache am Thore und die herzugelaufenen Bürger zogen die Zugbrücke auf, so daß nicht Mehrere von außen her in die Stadt kommen konnten. Zugleich schlugen jedoch die Markgräflichen draußen ihre Hellebarden an die Zugbrücke, und zogen nun von außen, und wurden bald den Bürgern, die von innen zogen, zu stark, daß die in der Stadt die Stricke losließen; da schlug die Zugbrücke nieder, aber von dem starken Ziehen, welches geschehen war, schnellte sie wieder auf, und fiel aus den Haken in den Graben. Die Bürger in der Stadt machten darauf das Thor zu und ließen das Schoßgatter vorfallen, worauf denn der ganze Anschlag derer des Markgrafen zu nichte wurde. Der Tag, da die Stadt Elbing also durch Gottes gnädige Fürsorge gerettet, wird daselbsten noch feierlich begangen durch einen Lobgesang in der Kirche und durch Austheilung von Geld und Speise an dürftige Leute. Zum Andenken dieser Begebenheit ward die Form eines Spatens in einen Stein, unten am Thore linker Hand vom Eingange in die Stadt her, eingehauen, welche Vertiefung im Stein noch daselbst zu sehen ist. Das Eisen des Spatens, womit das Tau des Fallgitters abgeschnitten, ward in zwei Bleche in Spatenform ausgeschlagen, die über dem Eingange des Thors befestigt wurden. Jetzt sind davon nur noch die Bretter, auf welchem die Bleche angenagelt

gewesen, vorhanden, da der Rost das Eisen ganz verzehrt hat.

Henneberger Erklärung S. 118.
Fuchs Beschreibung v. Elbing Th. I. S. 81 fgg.

110. Die bewährte Unschuld.

Als im Jahre 1521 die Landsknechte einen heimlichen Ueberfall auf die Stadt Elbing unternommen, ward ein lahmes Weib, so nur auf einem Fuße und zwei Krücken ging, beschuldigt, um die Sache gewußt zu haben, und deshalb vom Rathe, obwohl sie beharrlich ihre Unschuld betheuerte, zur Strafe des Ersäufens verurtheilt. Man stürzte sie in Folge dessen von der hohen Brücke gebunden in den Elbingfluß, wobei sie ihren Schutzpatron den heiligen Jacob anrief, sie zu retten und ihre Unschuld darzuthun. Anfangs fiel sie zu Grunde und blieb lange unten liegen, so daß männiglich meinte, sie sei schon ertrunken. Endlich brachte sie der Strom wieder in die Höhe und führte sie bis an die großen Kiehnrahmen, deren viele über den Strom lagen, mit Ketten an beiden Ufern befestigt, daß die Feinde nicht stromaufwärts sollten kommen können. Als sie hier eine Zeitlang gehangen, trieb sie der Strom drunter durch, wobei sie stets zum heiligen Jacob rief. So ward sie bis zur rothen Fischerbude getragen und dort noch lebend ans Land geworfen. Der Büttel wollte sie zwar von Neuem in den Fluß stürzen, aber das Volk, das nachgefolgt war, da es den klaren Beweis ihrer Unschuld vor Augen hatte, entriß das Weib seinen Händen und lösete dessen Bande.

Henneberger Erklärung S. 119 fgg.

111. Die Belagerung von Holland.

In dem Kriege zwischen Hochmeister Albrecht und den Polen belagerten letztere das Städtlein Holland; aber ob-

wohl sie mit 8000 Mann davor lagen und in der Stadt wenig Volks war, so mußten sie doch, nachdem sie 2000 Mann verloren, mit Schimpf wieder abziehen. Die Gefangenen bekannten, daß sie beim Sturm den heiligen Georg auf den Mauern gesehen, deshalb hätten sie weichen müssen. Daß himmlischer Schutz über der Stadt waltete, zeigte sich auch, als eine aus einer Rothschlange geschossene Kugel in eine Wiege zwischen zwei Kinder fiel, ohne diesen den mindesten Schaden zuzufügen.

Henneberger Erklärung S. 159.

112. Das Teufelsbündniß.

In einem Dorfe bei Kreuzburg lebte einst ein Bauer, der durch unverschuldetes Unglück so verarmt war, daß er kein Saatkorn und kein Brodgetraide mehr hatte. Als er nun einst an einem Frühlingstage auf seinem Felde umher wandelte, und bekümmerten Herzens sah, wie auf seinem Lande bloß Unkraut wucherte, während auf den Aeckern seiner Nachbarn die Saaten im schönsten Grün des Frühlings prangten, und nun gedachte: wie schon jetzt daheim die Kindlein vergeblich nach Brod riefen, da gesellte sich zu ihm eine stattliche, mit prächtigen Gewändern geschmückte Frau, redete ihn freundlich an und fragte theilnehmend nach der Ursache seines Kummers. Als der Bauer diese berichtet, erwiederte sie: wie sie mit seinem Schicksale Mitleid empfinde, und gern bereit sei, von ihrem großen Reichthume ihm so viel mitzutheilen, daß er viele Jahre davon die Seinen ernähren und sein Feld bestellen könne, aber zur Vergeltung begehre, daß er sein jüngstes Töchterlein, wenn es vierzehn Jahre geworden, ihr zum Dienste übereigne, und zu diesem Zwecke an den Ort, wo sie sich eben befanden, bringe. Dem Bauer war es wohl schmerzlich,

sich von seinem Kinde zu trennen, und er kämpfte lange bei sich, da er aber die Frau so freigebig und freundlich sah, so meinte er: sein Töchterlein werde gute Tage bei ihr haben, und schlug endlich ein, worauf das Weib ihm eine Ader öffnete und ihn mit dem aufgefangenen Blute eine Schrift unterzeichnen ließ. Der Bauer empfing darauf das Geld, konnte nun seine Felder bestellen und wurde bald der reichste Mann weit und breit. Die getroffene Uebereinkunft war längst seinem Gedächtnisse entschwunden, als er eines Tages, gerade als sein Töchterlein das vierzehnte Jahr zurückgelegt, mit demselben auf dem Felde lustwandelte. Da trat jene Frau wieder zu ihm, mahnte ihn an sein Versprechen und wollte das Mägdlein gleich mit sich führen. Dem Vater war es unmöglich, sich von seiner Tochter, die er herzlich liebte, so plötzlich zu trennen, und er hielt sie fest und wollte sie nicht lassen. Da riß die Frau ihm dieselbe fort, schwang sich mit ihr in die Höhe und eilte durch die Lüfte davon. Der Bauer aber, der nun erst erkannte, daß er dem Teufel sein Kind verschrieben, fiel auf seine Knie und bat Gott mit inbrünstigem Gebete, dasselbe aus den Händen des Bösen zu erretten. Und seine Bitte ward erhört. Denn es kamen Engel vom Himmel, entrissen dem Teufel das Mägdlein und führten es in die Arme des Vaters zurück.

113. Die heilige Jutta.

Im Jahre 1260 verschied zu Culmsee die heilige Jutta, die Mutter des Hochmeisters Hanno von Sangerhausen, der sie, da er noch als Comthur auf Althausen saß, nach dem Tode ihres Gatten, des Freiherrn Carl von Sangerhausen, mit sich aus Thüringen gen Preußen geführt hatte. Dort wohnte sie mit vier Jungfrauen in dem Kloster zu

Culmsee, von dem Bischofe Heinrich mit dem nothdürftigsten Lebensunterhalte versorgt. Da sie des Lesens unkundig war, und es deshalb schmerzlich empfand, daß sie sich nicht an frommen Büchern zu erbauen vermöge, so kam ein Engel vom Himmel, der innerhalb einer einzigen Stunde sie so weit brachte, daß sie alles fertig lesen konnte. Von Gott erbat sie sich als eine Gnade: in dieser Welt verachtet und verhöhnt, in jener aber erhöht zu werden. Und diese Bitte ward ihr gewährt. Nicht nur in ihrem eigenen Kloster ward sie drei Jahre hindurch mit unglaublicher Schmach angethan, sondern es wurden ihr auch von den Kreuzesbrüdern die schmählichsten Verbrechen vorgerückt, so daß sie sich durch die Feuerprobe reinigen mußte, indem sie einen glühenden Dreifuß ohne allen Schaden trug. Einst, als sie mit frommer Beschauung beschäftigt war, kamen Engelein, die sie durch den Himmel trugen. Da die Fromme die Sorge für einen kranken Priester übernommen und deshalb allnächtlich ihr Kloster verlassen mußte, so erschien immer ein helles Licht, welches sie hin und zurück geleitete. Als sie das Herannahen ihres Todes fühlte, ließ sie sich in die Kirche bringen, wo ihre Seele, während Bischof Heinrich das Todtenamt hielt, unter dem Gesange der himmlischen Heerschaaren in den Himmel geführt ward. Noch nach ihrem Hingange ließ Gott auf ihre Fürbitte viel Wunder geschehen.

Luc. David Chron. Bd. IV. S. 88 fgg.
Leo Histor. Pruss. pag. 99 sq.

114. Heiligenlinde.

Die heilige Linde, welche nahe bei der Stadt Rastenburg steht, ist schon lange als Kapelle und Wallfahrtsort berühmt gewesen. Zur Zeit der Heiden stand daselbst eine übergroße Linde, unter welcher viele Götter verehret wur-

den. Besonders hatten unter derselben in der Erde kleine unterirdische Männlein, Barstukken geheißen, ihre Wohnung; dieselben erschienen den Kranken, sonderlich zur Nachtzeit bei hellem Mondenschein, und hegten und pflegten sie; auch trugen sie dem, welchem sie gut waren, Korn zu aus den Scheunen und Speichern anderer Leute, die sich undankbar gegen sie bewiesen hatten. Ihren Freunden waren diese Barstukken getreue Hausmännlein, und pflegten sie allerhand Arbeit für sie zu verrichten. Es wurde ihnen, um sie zu verehren, des Abends ein Tisch gesetzt, den bedeckte man mit einem sauberen Tischtuch, setzte darauf Brod, Käse, Butter und Bier, und bat sie zur Mahlzeit. War nun am anderen Morgen auf dem Tische nichts mehr gefunden, dann war dieses ein gutes Zeichen; war aber im Gegentheil die Speise über Nacht unberührt geblieben, so war das ein Zeichen, daß die Götter von dem Hause des Opfernden gewichen seien.

Späterhin ist Heiligenlinde ein christlicher Wallfahrtsort geworden und es wird dort die Mutter Gottes verehret. Dieses hat seinen Ursprung auf folgende Weise: Vor vielen hundert Jahren war zu Rastenburg ein Uebelthäter ins Gefängniß gesetzt, der den Tod verwirkt hatte. Am Tage vorher, da ihm sein Recht geschehen sollte, ist ihm im Gefängnisse die heilige Jungfrau Maria erschienen und hat ihn mit tröstlichen Worten angeredet, ihm auch ein Stück Holz und ein Messer gegeben, mit dem Befehle, auf dem Holze zu schnitzeln, was er wolle. Dieses hat er gethan. Wie nun der Morgen herankommt und der arme Sünder vor das Gericht gestellt wird, da zeigt er das Stücklein Holz vor, an dem er in der Nacht geschnitzelt. Und siehe, auf demselben zeigt sich ein wunderbar schönes und künstliches Marienbild, in dem Arme das Kindlein Jesus haltend. Als man dieses sahe und der Missethäter dabei er-

zählte, wie ihm die heilige Jungfrau erschienen, da erkannte man das Wunderwerk, so geschehen, und das Rastenburgische Gericht ließ den armen Sünder los. Darauf ging nun dieser, wie ihm gleichfalls die heilige Jungfrau befohlen, von Rastenburg gen Rößel, um das Bild auf die erste Linde zu setzen, die er auf seinem Wege antreffen würde. Er ist also gegangen 4 Tage in der Irre und hat eine Linde gesucht, bis er endlich unweit Rößel Eine gefunden; auf diese setzte er sein Bildchen, welches fortan große Wunderwerke gethan. Es blieb nämlich von Stund' an die Linde grün, so im Winter wie im Sommer. Es geschahe auch, daß bald darauf ein stockblinder Mann vorbeireisete; als dieser an die Linde kam, sahe er plötzlich ein hellglänzendes Licht; nach demselben faßte er mit den Händen; das Licht aber kam von dem Bilde, und sowie er das letztere berührt hatte, wurde er sehend. Darauf wurde das Bild von vielen Leuten verehret; selbst das Vieh, wenn es unter dem Baume hergetrieben wurde, hat vor ihm die Knie gebogen. Als solches die Rastenburger hörten, gingen sie in großer Procession an den Ort, nahmen das Bild von seinem Orte und brachten es in die Stadt. Allein in der Nacht war das Bild aus der Stadt verschwunden und hatte sich von selbst wieder zu der Linde begeben. Alsbald sind die Rastenburger mit einer größeren Procession nochmals hingegangen und haben das Bild geholt und in die Stadtkirche gesetzt. Aber am andern Morgen war es wiederum verschwunden und zu seinem alten Orte zurückgekehrt. Da hat man es nicht wiedergeholt, sondern an dem Platze eine Kapelle gebaut. Noch jetzt geschehen viele Wunder an der Heiligenlinde, und es ist merkwürdig, daß alle Bäume in derselben Gegend ihre Wipfel nach der Kapelle zu neigen, als wenn selbst die Pflanzen ihre Verehrung für den heiligen Platz zu erkennen geben wollten.

Acta Boruss. I. pag. 245.
Leo histor. Pruss. p. 10 seq.
Clagius de Linda mariana Lib. I. Cap. 15. pag. 84 seq.
Hartknoch Kirchenhistorie S. 190 fgg.

115. Die Eiche des heiligen Jodocus.

In der Nähe der Stadt Labiau stand hart am Wasser in früheren Zeiten eine Eiche, welche dem preußischen Heiligen Jodocus gewidmet war; sie war groß und inwendig hohl, jeder Schiffer, der an ihr vorbeisegelte, unterließ es nicht, einen Pfennig in ihre Höhlung zu werfen, denn der heilige Jodocus war der Beschützer der Gewässer, und wer ihm opferte, hatte kein Ungemach auf dem Wasser zu befürchten. Den Schatz wagte niemand anzurühren. Es hatte sich aber ein böser Mensch aus der Gegend die Sache gemerkt, und er nahm eines Tages den ganzen Schatz fort, welcher sich auf mehr als 40 Mark belief. Der Baum ist nachher verdorrt. Die Stelle, wo er gestanden, ist noch bekannt, und gottesfürchtige Schiffer, wenn sie vorbeikommen, werfen noch immer einen Pfennig hin.

Hartknoch Kirchenhistorie S. 194.

116. Das Bild der heiligen Barbara.

Zu Marienburg auf dem Schlosse befand sich ein Bild der heiligen Barbara, das man während des polnischen Krieges dorthin geflüchtet hatte. Es begab sich aber im Jahre 1415, daß eine große Dürre eintrat, so daß alles Getraide auf dem Felde verdorrete. Da ward angeordnet eine große Procession, um den Himmel um Regen anzuflehen, und es sollte das Bild der Heiligen hin gen Willenberg getragen werden. Als man aber mit demselben hinaustreten wollte, begann ein Regen, der jedoch wieder inne

hielt, so lange die Procession währte, wie denn sonst auch die schönen Chorhemden, mit denen die Geistlichen angethan waren, ganz verderbt sein würden. Sobald aber die Procession beendigt war, fiel der Regen in Strömen herab und es regnete den halben Tag und die ganze Nacht, dem Volke zum großen Troste. Und so oft es später anfing zu dürre zu werden, trug man wieder das Bild in Procession, und alsobald kam auch ein gedeihlicher Regen.

Johannes v. Riesenburg Jahrbücher S. 300.

117. Heinrich Knotte, der Teufelsbanner.

Zu der Zeit Dietrichs von Altenburg, des Hochmeisters, war zu Thorn ein Pfaffe Herr Heinrich Knotte, der sich rühmte, den Teufel austreiben zu können. Nun waren einstmals viel der Pfaffen zu dem Begräbniß eines Bürgers, Nicolaus Rosse, versammelt. Als diese tüchtig gezecht hatten, und der Wein sie übernahm, da begannen sie mancherlei schändliche lästerliche Reden zu führen, darob selbst den anwesenden Laien grauete. Während deß kommt plötzlich unter dem Tische ein gräulicher Hund hervorgekrochen, so daß jedermann sich heftig entsetzte. Da rief diesem Heinrich Knotte zu: „o Hund, du böser Geist im Hunde, ich gebiete dir, hebe dich hinweg!" Der Hund aber setzte sich ruhig nieder und sprach: Wenn du fromm wärest, sollte es mich nicht verdrießen, daß ich dir müßte gehorsam sein, aber dein Leben ist nicht geistlich. Wie unterfängst du dich denn doch so großer Gewalt? O bedenke, es wird Gott bald verdrießen, und ich mit den Meinen werden dann gelten. Der Pfaffe sprach hierauf: „Es geschehe wie recht ist, du aber verschwinde!" Und der Hund verschwand alsbald. Aber den Pfaffen verließen auch sofort die Sinne, so daß er todt zu Boden stürzte. Da dies männiglich für eine Strafe Gottes hielt, so weigerte man

ihm ehrliches Begräbniß; ein junger Priester jedoch, der sein Kumpan gewesen, übernahm es, ihn zu beerdigen. Aber der Teufel kam in Gestalt des Todten und erwürgte jenen vor allem Volke. Einige berichten auch: daß der Teufel in Gestalt eines Hundes schon vor jenem Vorfalle häufig der Begleiter Heinrich Knotte's gewesen.

Simon Grunau's Chron. Tract. XII. C. 6. (MS.)
Sebast. Moeleri Chronic. (MS.)

118. Das fromme Gespenst.

Während der Pest im Jahre 1343 zeigte sich in einem Kloster Preußens ein Gespenst, das überall umherging und von allen gesehen ward, auch sich allen freundlich bewies, jedoch mit keinem sprach. Wenn es sah, daß ein Mönch in der Kirche fehle, so holte es ihn flugs herbei; die aber, welche es berührt hatte, siechten alsbald, so daß sie ihre Säumigkeit mit ihrer Gesundheit büßten. Einige Brüder des deutschen Ordens hatten von diesem Schemen vernommen, und kamen aus Neugierde, um ihn zu sehen, herbei, standen auch nicht an ihn zu beschwören und verschiedene Fragen an ihn zu thun. Anfangs winkte ihnen der Geist, daß sie davon gehen möchten, da sie aber nicht folgten, sondern ungestümer mit Beschwörungen auf ihn losgingen, so drückte er sie so, daß sie zeitlebens die bisherige Gesundheit nicht wiedererlangen mochten. Endlich machte der Prior des Klosters der Sache ein Ende. Denn indem er das Gespenst eines Tages beschwor, sprach er: „der Herr Jesus sei dir und uns durch die Fürbitte der Jungfrau Maria ein gnädiger Richter!“ worauf der Geist: Amen! antwortete. „Bei dem Namen des Gekreuzigten,“ fuhr hierauf der Prior fort, „fordere ich dich auf zu sagen, weshalb du so sichtbar unter den Lebendigen umhergehst.“ Gott will nicht, antwortete der Geist, daß dies enthüllt

werde. Der Prior fragte: „Aber weshalb zürnt dir Gott, da du doch bekehrt scheinst, und wir für das Heil deiner Seele Messe gelesen haben.“ Eure Gebete, sagte der Geist hierauf, nützen mir nicht, denn da ich solche andern schuldig bin, so wendet Gott den Vortheil, den sie mir sonst gewähren möchten, von mir ab, und jenen zu. Wenn ihr mir helfen wollt, so thut es dadurch, daß ihr stets Gott vor Augen habt. Das Trübsal ist vor der Thür. Die Mönche gelobten dies und versprachen jeder drei Messen für ihn zu lesen. Nachdem das Gespenst hierfür seinen Dank abgestattet, verschwand es und ward nicht mehr gesehen.

Leo histor. Pruss. pag. 149 sq.

119. Die heilige Dorothea.

Unter den heiligen Wunderthätern Preußens steht oben an die heilige Dorothea, die, nachdem sie viele fromme Werke verrichtet und viele Wallfahrten gethan, den letzten Theil ihres Lebens eingeschlossen in einer, an die Domkirche zu Marienwerder stoßenden Zelle zubrachte. Vor allem hatte ihr Gott die Gabe verliehn, zukünftige Dinge vorher zu sehen, wie sie denn auch den Fall des deutschen Ordens vorher verkündet hat. Als sie ihr letztes Stündlein nahen fühlte, ließ sie ihren Beichtiger, den Domherrn Johannes von Marienwerder, herbeirufen, daß er ihr die letzte Oelung gewähre, und als er zögerte, fügte sie hinzu, daß er ihr nicht ferner diesen frommen Dienst leisten werde. Und wie sie vorher verkündet hatte, geschah es; denn um die nächste Mitternacht umgab sie plötzlich ein himmlischer Glanz und es war ein lieblicher Gesang zu vernehmen, der zwei Stunden währte, und während dessen sie von Engeln zu Gott geführt ward. Zugleich fingen die Glocken, ohne daß irgend eine menschliche Hand sie bewegte, an zu tönen,

und ihr Geläute dauerte eben so lange wie jener himmlische Gesang. Viele Wunder geschahen auch noch nachher an ihrem Grabmale, das in dem kleinen Chor der Domkirche befindlich war, so daß zu demselben die Schaaren frommer Pilger von weit und breit her gewallfahrtet kamen.

Leo histor. Pruss. p. 255 sq.

120. Das Bernsteinrecht.

In der frühesten Zeit war es jedem frei gewesen, den von der See auf den Strand geworfenen Bernstein aufzusammeln; als aber die Brüder des Ordens das Land in Besitz nahmen, erkannten sie, wie großen Nutzen sie daraus ziehen möchten, wenn sie sich solchen vorbehielten, und Br. Anselmus von Losenberg, der Vogt auf Samland, ließ ein Gebot ergehen, daß jeder, welcher unbefugt Bernstein sammle, mit der Strafe des Stranges belegt werden solle. Die Preußen aber, von denen viele ihren Unterhalt hieraus gezogen, insonderheit die Fischer, denen der Bernstein oft beim Fischen zu Hand kam, kehrten sich nicht daran. Da ließ der Vogt jeden, der beim Sammeln ergriffen ward, ohne weiteres Urtheil und Recht an dem nächsten Baume aufknüpfen, so daß viele jämmerlich ums Leben kamen. Für diese That hat aber Anselmus keine Ruhe im Grabe gehabt. Noch mehrere Jahrhunderte hernach hat man zu Zeiten seinen Geist am Strande umherwandeln gesehen, ausrufend: O um Gott, Bernstein frei! Bernstein!

Im Jahre 1523 ereignete es sich, daß einige Strandbauern, denen der Hochmeister Albrecht das Salz, was sie sonst bekommen, vorenthielt, aus Noth etliche Stücke Bernstein auffsammelten und an Bürger in Fischhausen verkauften; die Sache wurde aber ruchbar und die Thäter wur-

den hart gestraft. Seit der Zeit nahm die Menge des Bernsteins so ab, daß man kaum den tausendsten Theil soviel erhielt wie früher. Wohl sah man ihn noch in großer Menge am Ufer schwimmen, wenn man aber mit den Gezeugen hinankam, so war er entschwunden. Da meinten die Brüder: Gott habe ihnen die köstliche Gabe nicht ferner gegönnt.

Simon Grunau's Chron. Tract. I. C. 5. (MS.)

121. Strafe der Gotteslästerung.

Als die Bürger der Altstadt Königsberg im dreizehnjährigen Kriege sich wider den Orden erhoben und die dortige Burg eingenommen hatten, raubte Einer von ihnen aus der Burgkapelle von dem Haupte der gebenedeiten Jungfrau eine Krone, die mit köstlichen Steinen besetzt war. Die Ehegattin des Simon Weimann kaufte solche für ihre Tochter, schmückte diese dann mit kostbaren Gewändern, setzte ihr die Krone auf das Haupt und sprach zum Volke: „Die Maria, die nun ein altes Weib geworden ist, mögt ihr nur verbrennen; von jetzt ab wird meine Tochter eure Maria sein, denn sie ist weit schöner wie jene." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Tochter, von einer tödtlichen Krankheit plötzlich ergriffen, zu Boden sank und binnen ein und zwanzig Stunden ihr Leben aushauchte. Das Volk, durch dies Wunder erschreckt, stand von der ferneren Beraubung der Kapelle ab.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVII. Cap. 1 (MS.)

122. Die Luftreise.

Unter dem Regimente des neunundzwanzigsten Hochmeisters Heinrich Reuß von Plauen befand sich in einem Städtlein Preußens ein Schulmeister, welcher der schwar-

zen Kunst kundig war. Durch diese hatte er bewirkt, daß ihm des Bürgermeisters Tochter, für die er entbrannt war, allnächtlich von seinen Geistern gebracht wurde, so daß er mit ihr der Liebe pflegen mochte. Eine Zeitlang schwieg die Jungfrau aus Scham, endlich aber entdeckte sie die Sache ihrem Vater, doch konnte sie nicht sagen an welchen Ort sie gebracht würde, außer daß er ihr nicht fern von der Kirche zu sein scheine. Die Eltern ließen hierauf die Tochter Nachts zwischen sich liegen, dennoch wurde sie entführt, befand sich am Morgen aber wieder an der Stelle, wo sie sich Abends hingelegt. Da hieß der Vater die Tochter ein Knäul nehmen und dies bei ihrer Heimführung an dem Orte, wo sie die Nacht zugebracht, zurücklassen, das Ende des Fadens aber in der Hand behalten. Und also geschah es; da fand denn der Vater, als er früh morgens um die Kirche herumging, das Zeichen. Als nun die Tochter in der nächsten Nacht wieder davon geführt war, ging er mit der Scharwache in das Schulhaus, und da fanden sie beide schlafend; die Tochter ließ er, im Hemde, wie sie war, in sein Haus führen, den Schulmeister aber einkerkern. Als nun dieser durch den Flammentod seinen Frevel büßen sollte, da bat er die Jungfrau, daß sie ihm verzeihe, die Eltern aber, daß sie ihm jene zur Ehe geben und ihn von dem Scheiterhaufen befreien möchten. Die Jungfrau vergab ihm zwar sein Vergehen, der Vater wollte ihm aber die Strafe nicht erlassen. Als nun der Schwarzkünstler sah, daß er diesen durch Bitten nicht zu beugen vermöge, da forderte er von der Jungfrau irgend ein Pfand der Vergebung, und als ihm diese, die gerade nichts anders zur Hand hatte, aus ihrem Täschlein einen seidenen Faden gereicht, warf er solchen in die Luft und schwang sich, indem er die Jungfrau umfaßte, geheime Worte murmelnd, an

diesem mit ihr auf und verschwand vor den Augen der Anwesenden in der Luft.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVIII. C. 1.

123. Der heilige Andreas.

Als in dem Kriege, den Bischof Nicolaus von Thungen gegen die Polen führte, die letzteren die Stadt Braunsberg belagerten, erschien der Schutzpatron des Ermelandes, der heilige Andreas, in der Luft, und führte die Bürger in einem Ausfalle, in welchem Viele von den Polen erschlagen wurden, von den Braunsbergern aber auch nicht Einer verletzt ward, selbst an. Diese Strafe erlitten jene dafür, daß sie so viele Heiligthümer im Ermelande verletzt und entweiht hatten.

Leo Histor. Pruss. p. 329.

124. Strafe der Teufelsbeschwörer.

Unter dem Hochmeister Hans von Tieffen gaben sich in Königsberg ihrer Zwölf zusammen, um dem Teufel ihre Armuth zu klagen und ihn aufzufordern, sie reich zu machen. Sie hießen allesammt Johannes, denn solchen, die diesen Namen führen, mag, wie die Rede geht, der Teufel nichts anhaben. So gingen sie hinaus auf den Glappenberg, der jetzt der Rollberg heißt, und nachdem sie sich in einen Kreis gestellt, beschworen sie mit mancherlei Formeln den Teufel herbei, daß er ihnen dreizehn Schillinge bringen solle, um mit deren Hülfe verborgene Schätze aufzufinden. Der Leibhaftige erschien ihnen denn auch wirklich in mancherlei Weise, drei Stunden hindurch, stets in fremden Sprachen mit ihnen redend; endlich sind vier von den Gesellen hingestürzt, daß sie sofort ihren Geist aufgegeben haben, vier andre rasend geworden, die vier letzten

aber ergriff ein Entsetzen, daß sie fortrannten, und sie hatten nicht eher Rast, als bis sie eine Wallfahrt nach St. Jacob gelobt.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XVIII. Cap. 13. (MS.)

125. Die Schnabelschuhe.

Zu derselbigen Zeit war große Hoffahrt im Lande Preußen, sonderlich mit den Schnabelschuhen, die eines Fingers, selbst einer Spanne, von Manchen sogar einer halben Elle lang getragen wurden. Damals war des Hauptmanns Sohn zu Marienburg vom Teufel besessen. Als man den Teufel ausbannte, auf dem Thor vor der Jungfrau Marien Bild, sagte derselbe: Er wolle gern ausfahren, so man ihm nur vergönnen wollte, in die Schnäbel der Schuhe hineinzufahren. Da kamen sie gar ab, denn forthin wollte niemand mehr spitze Schuhe tragen.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVIII. C. 13. (MS.)

126. Der gute Engel.

Ein preußischer Edelmann, der von einem Zuge nach Deutschland in die Heimath zurückkehrte, traf in einer Herberge zu Elbing gute Gesellen, mit denen er eine fröhliche Zeche hielt. Als er sich nun darauf zu Bette gelegt, kommen zu ihm zwei böse Geister mit Kerzen, Kannen und Gläsern in den Händen, und fordern ihn auf, mit ihnen zu zechen. Der Edelmann weigert sich dessen; da spricht nach langem Hin- und Herreden der Satan zu ihm: Ich hatte geglaubt, daß ich dich mit mir hinweg würde führen können, aber du hast da einen guten Engel, der dich bewahrt; worauf die bösen Geister wieder entschwanden.

Lucas David's Chronik Bd. V. S. 101.

127. Die erhängten Gäste.

Es war zur Zeit des Hochmeisters Friedrich von Meissen ein sehr behender Dieb, der Einem ein Pferd stehlen konnte, wie vorsichtig er auch war. Nun hatte ein Dorfpfarrer ein schönes Pferd, das hatte er dem Fischmeister zu Angerburg verkauft, aber noch nicht gewähret. Da wettete der Dieb, er wollte solches auch stehlen und danach aufhören. Aber der Pfarrer, dem dies zu Ohren kam, ließ es so verwahren, daß jener nicht dazu kommen konnte.

Als der Pfarrer jedoch nach einigen Tagen auf dem Pferde in die Stadt reitet, kam der Dieb auf zwei Krücken in Bettlers Kleidung, und bettelte in der Herberge, wo jener eingekehrt war, und als er merkte, daß der Pfarrer sich zum Weiterritt rüste, eilte er vorauf in das Feld, warf seine Krücken auf einen Baum am Wege und legte sich selbst darunter. Wie der Pfarrer nun ankommt und ihn auffordert, nach Hause zu gehn, da die Nacht eintrete und die Wölfe ihn zerreißen könnten, klagt der Dieb: daß ihm böse Buben die Krücken auf den Baum geworfen und er ohne diese nicht heimzuziehn vermöge. Der Pfarrer will sich sein erbarmen, springt vom Pferde, zieht sein Reitwams aus und steigt auf den Baum, um die Krücken herabzunehmen. Indeß wirft sich der Dieb aufs Pferd und jagt auf selbigem mit sammt dem Reitrock des Pfarrers davon. Die Sache kommt aber vor den Pfleger von Leuenburg, der den Dieb greifen und an den Galgen hängen läßt.

Aber noch nach dessen Tode erzählte man sich viel von seiner Listigkeit und Behendigkeit. Einstmals ritten mehrere Edelleute, die von einem Gelage kamen, bei dem Galgen vorbei, und wie sie gerade von den feinen Stücken des

Diebes schwatzten, rief Einer von ihnen, ein unmaßen wüster Mensch: O du behender und kluger Dieb, du mußt ja viel wissen; komm auf nächsten Donnerstag mit deinen Gesellen zu mir zu Gast und lehre mich auch Listigkeit. Deß lachten die Andern, und noch mancherlei hiervon redend, ritten sie fürder des Weges.

Des Donnerstags aber früh neun Uhr, als der Edelmann, der des Abends vorher sich brav bezecht hatte, noch im Bette lag, kommen die Diebe, so viele dort am Galgen hingen, in dessen Hof mit ihren Ketten, gehen zur Hausfrau, grüßen sie und sagen: wie sie der Junker zu Gast gebeten; sie möge ihn aufwecken. Diese entsetzt sich, geht zu ihrem Manne und erzählt ihm, was für Gäste gekommen wären, worauf der Junker, obwohl heftig erschrokken, aufsteht, sie willkommen und sich setzen heißt, und Essen auftragen läßt, so viel er in der Eile vermag. Unterdeß sagt der Edelmann zu dem gerichteten Pferdedieb: Lieber, es ist deiner Behendigkeit viel gelacht, aber zwar jetzt ist mir nicht lächerlich, doch verwundert mich, wie du so behend bist gewesen, da du doch ein grober Geselle scheinst. Derselbe antwortete: „Der Satan, wenn er sieht, daß ein Mensch Gottes Wort verläßt, kann ihn leichtlich behende machen, sintemal die Wahrheit gesagt hat: wie die Kinder der Welt witziger sind in ihren Geschäften, denn die Kinder des Lichts.“ Als nun die Mahlzeit beendet war, standen die Gäste auf, dankten dem Junker und sprachen zu ihm beim Abschiede: „So bitten wir euch auch aus dem heimlichen Gerichte Gottes an das Holz, da wir um unserer Missethat willen von der Welt getödtet worden, und da sollt ihr mit uns aufnehmen das Gericht zeitlicher Schmach; und dieß soll sein heut über vier Wochen.“ Der Edelmann erschrak sehr, getröstete sich aber doch noch damit, daß er Niemandem etwas genommen, und daß jener Tag

auf Allerheiligen fiel, an welchem man nicht zu richten pflegte. Doch blieb er zu Hause, lud stets Gäste zu sich, um, falls etwas geschehen sollte, Zeugen zu haben: er wäre nicht ausgekommen.

Nun war damals viel Räuberei im Lande, sonderlich von den Reutern Gregor Materneys, des Danzigers, von denen Einer den Hauscomthur Br. Eberharden von Empten erstochen hatte. Deshalb hatte der Comthur den Befehl erhalten, so man Einen von diesen ergriffe, ihn ohne alle Audienz zu richten; der Mörder ward auch ausgekundschaftet und der Comthur setzte ihm mit den Seinen nach. Es war gerade Allerheiligen gekommen, und der Edelmann, der da dachte, daß er nun frei sei und sich gegen den Abend auf das lange Einsitzen etwas erlustigen wollte, ritt in das Feld. Indeß ward sein des Comthurs Volk gewahr, und da es diesen däuchte, es sei des Mörders Pferd und Kleid, ritten sie flugs auf ihn zu und wollten ihn fangen. Der Junker stellt sich zur Wehre, ersticht einen jungen Edelmann, des Comthurs Freund, worüber er ergriffen und gen Leuenburg geführt, auch ohne auf sein Ausreden zu achten, zu seinen Gästen an den Galgen gebracht wird.

Sim. Grunau's Chron. Trct. XIX. C. 6.

128. Valtin Supplit.

In dem Jahre 1520, als der Herr Albrecht der Aeltere, Markgraf zu Brandenburg und der Zeit Hochmeister des deutschen Ordens, mit dem Polen-Könige Sigismund in offenem Kriege lebte, und von diesem in große Enge getrieben war, ließen sich auch plötzlich die Schiffe der Polen auf der See und im Haff sehen, und drohten einen Einfall in Samland. Dort lebte damals an dem Strande ein Freibauer, Namens Valtin Supplit, sehr angesehen un-

ter allen seinen Landsleuten, denn er stammte ab von den alten Priestern des Landes und war auch im Stillen der oberste Weideler oder Priester. Dieser sagte, daß er wohl Rath wisse, den Feind von dem Lande abzuhalten, wenn er nur die Erlaubniß der Obrigkeit hätte. Das wurde dem Markgrafen überbracht, welcher in der großen Noth des Landes zu Allem seine Einwilligung gab. Als dies der Valtin hörte, versammelte er die Bauern aus allen benachbarten Dörfern, dann nahm er einen ganz schwarzen Stier und zwei Tonnen Bier, und begaben sich Alle damit an den Strand. Als man dort ankam, hat er den Stier geschlachtet und abgestreift, und dann zerhauen; das Eingeweide aber nahm er heraus und verbrannte es sammt den Knochen, und das Fleisch wurde in einem großen Kessel gekocht. Dies Alles begleitete er durch seltsame Geberden mit Händen und Füßen, und dabei sprach er viele Gebete zu den alten Göttern des Landes. Darauf wurde das Fleisch und das Bier verzehrt, bis nichts mehr davon übrig war, wobei wiederum viele seltsame Gebete gesprochen wurden.

Einige Tage darauf ließen sich wieder die Schiffe der Polen sehen; sie versuchten zu landen, aber es gelang ihnen nicht, weder mit großen noch mit kleinen Schiffen, noch mit den Boten, obgleich es das beste Wetter war und kein Feind sich ihnen entgegenstellte. Das konnten nun der Markgraf und seine Krieger nicht begreifen. Als aber nach Beendigung des Krieges Mehrere, so in den Schiffen gewesen, nach Samland gekommen, haben sie den Grund angegeben, wie sie nämlich durch seltsame Verblendungen abgehalten worden. Bald war ihnen der Strand wie ein grausamer und entsetzlicher Abgrund vorgekommen, bald wie hohe und unersteigliche Sandberge. So ist es ihnen

überall ergangen, bis sie zuletzt unverrichteter Sache wieder umgekehrt.

Allein seit dieser Zeit ist den Bauern der Gegend das Unglück wiederfahren, daß sie keine Fische mehr in der See haben fangen können, so viel Mühe sie sich deshalb auch gegeben. Das hat sieben Jahre gedauert, und es ist dadurch große Noth in der Gegend entstanden. Da hat endlich Valtin Supplit bekannt, daß dieser Unfall aus seinem eigenen großen Versehen geschehen, da er bei der Opferung des Stiers Alles zurückgewiesen, was sich dem Ufer nähere, und mit großer Unbedachtsamkeit die Fische auszunehmen vergessen habe. Um ihnen nun wieder zu helfen, hat er darauf eine Sau kaufen und wohl mästen, auch zwei Tonnen Bier anschaffen lassen; damit ist er unter Begleitung der Bauern an den Strand gegangen. Alsdann hat er die fette Sau mit vielerlei sonderbaren Gebehrden geschlachtet, sie rein gemacht, und die abgeschnittenen Zitzen in die See geworfen, das andere aber in einen Kessel gethan und zum Trunk wohl gesalzen. Als dies nun gekocht gewesen, haben Alle davon gegessen, auch das Bier getrunken, bis nichts mehr davon übrig geblieben. Darauf sind die Fische wieder gekommen in größeren Haufen denn je.

Der Pfarrer zu Pobethen hat zwar die Sache angezeigt, und Supplit und die Bauern haben Strafe zahlen müssen; allein dies haben sie gern gethan, da sie wieder Fische hatten.

Luc. David Bd. I. S. 118 und 123.
Vergl. Henneberger S. 351.

129. Die entheiligte Christnacht.

Im Jahre 1517 begab sich in der heiligen Christnacht zu Danzig bei den weißen Mönchen ein junger Mönch, Namens Gregorius, mit einem Hunde in die Kirche hinter

den Hochaltar, um den Zehnten, welchen er in Empfang genommen, nachzuzählen. Als er noch hiermit beschäftigt war, kam der Teufel und schleppte ihn, ohne Ansehn des heiligen Gewandes, womit er bekleidet war, unter dem Altare hervor und verbrannte ihm den Arm, mit welchem er das Geld gezählet. So ward Gregorius am folgenden Morgen von den Mönchen, als sie zur Frühmette kamen, gefunden. Der Arm verbreitete einen so unerträglichen Geruch, daß er gänzlich abgenommen werden mußte. Der Hund aber lag todt an des Mönches Seite.

Danziger Chronik Albert Rattenhövers. (MS.)

130. Das Nachtmahl in Thorn.

Am 25sten März 1557, am Tage Mariä Verkündigung, ward in der St. Marienkirche in Thorn zum ersten Male das Nachtmahl des Herren in beiderlei Gestalt ausgetheilt. Dabei ereignete es sich durch eine wunderbare Fügung des Himmels, daß ein Mensch, welcher dreißig Jahre hindurch von Wahnsinn befangen gewesen, vollkommen wieder zu Verstand kam, so daß er sich nachher noch viele Jahre seiner Vernunft recht bedienen konnte.

Zerneka Thornsche Chronik S. 135.

131. Strafe des Kirchenraubes.

Als bei der Kirchenwandelung in Danzig die dortigen Kirchen meist ihres Schmuckes beraubt wurden, hatte auch Jemand einen mit Gold und Seide durchwirkten Altarvorhang entwendet und ihn zum Lailach gebraucht. Aber nicht nur starb er selbst gleich nach dieser That, sondern auch neun andere, die sich nach einander dieser Bettdecke bedienten, wurden ebenfalls von einem jähen Tode weggerafft. Der elfte endlich glaubte die Ursache hiervon in der

Altardecke zu finden, und brachte solche in die Kirche zurück, worauf denn auch kein Unglücksfall sich ferner in dem Hause ereignete.

Leo hist. Pruss. pag. 436.

132. Der Ritt auf dem Teufel.

In dem Lager, das unter Herzog Albrecht dem älteren vor dem Haberberge bei Königsberg im Jahre 1537 von den Söldnern aufgeschlagen war, befand sich ein Landsknecht, den ein Weib aus Erfurt um ihrer Tochter willen, die seine Liebste war, durch den Teufel in Gestalt eines Bockes oftmals holen lassen und nach etlichen Stunden wieder in das Lager geschickt hat. Wenn der Bock den Landsknecht hat abholen wollen, hat selbiger ein groß Geschrei gemacht. Es haben ihn auch die andern Knechte nicht halten können, denn ehe sie es gewahr geworden, ist ein Wind gekommen und hat ihn hinweggeführt. Wenn der Landsknecht wieder zurück gewesen, hat er sich so matt und müde gefühlt, daß er nichts hat sagen können, denn daß er sich zu Erfurt befunden und man ihn mit süßem Weine dort gestärkt habe.

Henneberger Erklärung S. 220.

133. Das Schmerlenfließ.

Herzog Albrecht der ältere hatte einmal in einem geringen Fließlein unfern Königsberg, so jedermann frei und gemein war, fischen lassen, wobei man so viel Schmerlen gefangen, daß sich männiglich verwundert hatte. Weil nun dieser Fisch für einen großen Leckerbissen galt, so ward, damit solcher immer für die fürstliche Tafel hinreichend da wäre, das Fließlein verboten. Aber sofort vergingen auch die Fische, daß, wenn man hernach Schmerlen für den Her-

zog hat fangen wollen, zwei einen ganzen Tag haben fischen können, und doch kaum für eine Person genug gehabt; und was man fing, waren obenein meistens Stechbüttel.

Aehnlich sind auch an andern Orten die Fische plötzlich vergangen; so haben, als über die Befischung eines Baches einmal Streit entstanden und daraus ein Todtschlag erfolgt, in dem Theile, um den der Hader sich erhoben, nachher niemals wieder Fische gefangen werden können, während ober- und unterhalb deren genug waren. An einem andern Orte vergingen alle Krebse, weil der Herr die Unterthanen anhielt, alle Krebse an ihn und für ein Geringes zu verkaufen.

Henneberger Erklärung S. 344.

134. Stasy die Weidlerin.

Im Jahre 1569 ward zu Königsberg ein Weib, Stasy genannt, wegen Weidelei (Zauberei) gefänglich eingezogen. Außer vielen andern bösen Stücken hat selbige auch mit dem Teufel zugehalten. Dieser hat sie denn auch, als ein feiner, schlanker Geselle, in schönen Gewänden, mit geschlitzten Hosen und Wams bekleidet, noch oft im Gefängnisse besücht und ist von ihr Junker Jacob genannt worden. Die Frucht dieses Umganges war ein gräßlicher Wechselbalg, so die Stasy, nachdem sie schon lange Zeit im Verließ gewesen, geboren und bei dem alle Glieder verkehrt waren. Daß selbiges ein Kind des Teufels gewesen, hat die Stasy selbst bekannt. Gefragt, wie dieser sich gegen sie benommen, sagte sie, eben so wie ihr früherer Ehemann, nur daß dieser warm, jener aber eiskalt gewesen. Die Zauberin ward am 5. Mai 1570 verbrannt, ohne daß ihr Buhle sie vom Tode gerettet hätte.

Henneberger Erklärung S. 188.

135. Der Irrlehrer Osiander.

In der Altstädtschen Pfarrkirche zu Königsberg befindet sich auf der Erde, unweit des Altars, der Grabstein des Doctors der Theologie Andreas Osiander, welcher zu Königsberg am 17. October 1552 verstorben ist. Derselbe war in seinem Leben ein großer Irrlehrer gewesen, und hatte in vielerlei Streit gelebt mit den Gottesgelahrten seiner Zeit. Derohalben, obgleich er bei großer Versammlung des Volks und unter Begleitung des Markgrafen Albrecht und dessen ganzen Hofstaats begraben wurde, hörte man doch einige Tage nach seinem Begräbnisse, der Teufel habe ihm den Hals umgedrehet und seinen Körper ganz zerrissen. Daher der Herzog durch solch Gerücht bewogen ward, den Körper durch das Altstädtische Gericht besichtigen zu lassen, um die Plauderer Lügen zu strafen. Aber als der Sarg geöffnet wurde, fand man die Leiche Osianders nicht darin, dagegen den Leichnam eines anderen Menschen, welcher im Leben Nickel Balthasar geheißen; darüber entsetzten sich Alle; aber den Stein deckte man wieder über die Gruft.

136. Das Erdbeben in Thorn.

Am 9ten Januar des Jahres 1572 nahm die Weichsel bei Thorn plötzlich eine blutige Farbe an, die sie auch drei Tage beibehielt. Um neun Uhr des Abends aber entstand ein furchtbares Erdbeben und es erhob sich eine Windsbraut, wie sie nie vorher erlebt worden. Damit war ein so heftiger Wolkenbruch verbunden, daß die Regenfluthen einen großen Theil der Stadt niederwarfen, neunzehn Joch von der Weichselbrücke fortrissen, und an dreihundert Menschen im Wasser ertranken. Aber auch die andern beiden Elemente schienen in Aufruhr gerathen zu sein, denn es

hagelte zehnpfündige Steine, die viele Leute tödteten, und ein Feuerstrahl kam vom Himmel und brannte das Kornhaus nieder.

Sebast. Münster Cosmograph. Bd. I. S. 1290.

137. Die Lösung aus der Haft.

Im Jahre 1576 ward zu Waldau bei Königsberg ein junger Knecht wegen Diebstahls eingezogen; nach wenigen Tagen war er aber, wie dies mit ihm schon öfters geschehen, ohne daß irgend eine Verletzung des Schlosses oder der Thüre wahrzunehmen war, aus dem Gefängniß entschwunden. Als er jedoch in Folge neuer Diebereien wieder ergriffen worden, bekannte er: daß ihn seine Mutter schon in seiner Jugend gelehrt, wie er mit gewissen Zauberworten den Satan zu sich rufen und diesem befehlen könne, zu ihr zu gehn und ihr kund zu thun: daß, und wo er im Gefängnisse sei; wo sie denn kommen würde und ihn entledigen. Solches sei denn auch oft geschehen; seine Mutter sei in der Gestalt eines Raben erschienen, habe vernehmliche Worte mit ihm geredet und ihn aus dem Verließe geführt. Auch gestand er, daß seine Mutter ihm ein Kraut gegeben, vor dem, wenn er sie damit berührt, verschlossene Schlösser aufgesprungen; dies habe er aber, trotz der Warnung, es gut zu bewahren, als er einst mit einer Magd der Liebe gepflegt, verloren.

Henneberger Erklärung S. 468.

138. Der blutschwitzende Topf.

In der Stadt Seeburg und zwar in der Vorstadt gen Guttstadt, wohnte ein Haffner, Namens Michal Risch. Dieser hatte sich am Vorabend des Festes St. Lorenz des Märtyrers im Jahre 1577 Rettig mit Milchrahm zur

Speise bereitet, und, da ihn seine Ehefrau ermahnte, die Fasten zu halten, antwortete er ihr: der heilige Lorenz, der nicht arbeitet, mag fasten. Aber kaum hatte er solche gottlose Worte gesprochen, als die hellen Blutstropfen aus dem Gefäße herausquollen, während die weiße Farbe der Milch drinnen ungetrübt blieb. Obwohl der Topf mit einem Tüchlein ganz rein abgewischt ward, so drangen doch immer neue Tropfen hervor, und dies hielt mehrere Tage an, wie sich davon alle Bürger der Stadt Seeburg überzeugt haben, von denen viele zur Zeit des Guttstädter Domdechanten Löwe, der dieses Wunder in einem langen Gedichte berichtet hat, noch am Leben waren.

Leo histor. Pruss. p. 469.

139. Der Bauer aus Plibischken.

Anno 1577 um Mariä Empfängniß ist zu Plibischken, eine Meile Weges von Taplaken, ein Bauer aus dem Kruge, in welchem er schrecklich und gräulich auf seinen Pfarrherrn geschimpft, nach Hause gegangen. Als er aber vor seine Wohnung gekommen, hat ihn der Teufel mit gräßlichem Geschrei hinweggeführt, und als man ihn nach einigen Tagen im Gestrüppe gefunden, ist sein Leib so zerrissen gewesen, daß man ihn nur an den Kleidern, die hin und wieder an den Sträuchern zerzaust gehangen, hat wieder erkennen können.

Henneberger Erklärung S. 349.

140. Der Schatz bei Elbing.

Im Jahre 1579 hatte sich zu Elbing ein Schwarzkünstler, Namens Kilian Schmid, in den Eichwald begeben, und allda den Teufel heraufbeschworen, daß er ihm einen Schatz verschaffe. Der Teufel erschien auch, zuerst in der Gestalt eines großen gräulichen Bären, setzte sich

dann auf einen Baum und krähte wie ein Hahn, und sang zuletzt mit menschlicher Stimme, schüttete auch vom Baum aus den Schatz auf den Schwarzkünstler hinab. Als die Geldstücke denselben aber berührten, verwandelten sie sich in lauter Schwären, die seinen Leib über und über bedeckten, so daß er krank von der Stelle gebracht werden mußte und erst nach langer Zeit allmälig genas.

Henneberger Erklärung S. 127.

141. Der verschüttete Milchtopf.

Im Dorfe Georgenau, unfern von Friedland, ist vor Zeiten ein frommer Bauer, Martin Lemke genannt, der auch ein Kirchenvater und guten Vermögens, gewesen; der hat's einmal versehen und sich voll getrunken und trunkener Weise einen Topf mit Milch, doch nicht mit Willen, verschüttet; das hatte ihm der Teufel so hoch aufgemutzet, und so eine grausame Sünde daraus gemacht, denn er hätte Gottes theure Gabe, deren er nicht würdig gewesen, schändlich zunichte gemacht, darum er verloren müßte sein, daß man auch genugsam an ihm zu trösten gehabt hatte. Darum man sich vor Sünden hüten soll. Denn kann Meister Hämmerlein eine so gar geringe Sünde, welche doch nicht muthwillig noch vorsätzlich geschehen, sondern nur eines Versehens gewesen ist, so gräulich machen, was sollte er es denen schenken, so muthwillig und vorsätzlich in Sünden fortfahren.

Henneberger Erklärung S. 168.

142. Die gestörten Schatzgräber.

Zu Dromitten im Waldauschen Gebiete hatten sich einst vor etwa drittehalbhundert Jahren einige Gesellen zusammengethan, um in der Osternacht einen Schatz, welcher

in dem Garten eines Nachbars lag, zu heben. Als sie nun schon bis zum Schatze hinabgegraben hatten, erblickten sie plötzlich am Zaun die Gestalt des Gartenbesitzers mit einem Feuerrohre auf der Schulter, gleich als wenn er nach ihnen schießen wollte. Darüber erschrecken sie heftig, fürchtend, er werde sie kennen und bei der Obrigkeit angeben, ergreifen die Flucht und laufen in das Haus Eines, der mit von der Gesellschaft war. Der, welcher durch den Zaun gesehen, war aber der Teufel selbst, welcher nur die Gestalt des Nachbars angenommen. Er folgte ihnen denn auch in das Haus nach und nahm dort eine schreckliche Hantierung vor, indem er sie immer von einer Bank auf die andere warf und grausam zurichtete. So ging's die ganze Nacht hindurch bis zum ersten Hahnengeschrei, wo er plötzlich verschwand.

Henneberger Erklärung S. 468.

143. Des Teufels Buhlin.

Im Jahre 1587 war im Städtlein Domnau eine Gärtnerin. Selbige stand eines Tages sehr früh auf, zog sich an und ging, nachdem sie ihrem Manne Lebewohl gewünscht, von dannen. Dem Manne fiel dies auf; deshalb erhob er sich auch bald vom Lager, nachzusehen, wo seine Frau geblieben sei; aber alle Mühe, diese aufzufinden, blieb fruchtlos. Da ging der Mann zuletzt gen Rößel zu einer Wahrsagerin, daß sie ihm verkünde, wo sein Weib geblieben sei. Diese fragte ihn: ob er nicht wisse, wie es um seine Frau gestanden, wie sie sich verhalten, daß sie mit dem Teufel Buhlschaft getrieben, und wie dieser sie am Weihnachtsabend um den Ring und das Rathhaus geführt habe; jetzt möge er nur nach Hause gehen, sein Weib sei schon da. Und also war es; denn sie war in dem Unter-

teiche nicht weit vom Lande auf den Knieen sitzend, ertrunken gefunden.

Henneberger Erklärung S. 111.

144. Der ungerathne Sohn.

Im Städtlein Passenheim war unter Herzog Albrecht dem Jüngeren ein ungerathner Bube, der gar oft seine leiblichen Eltern, obwohl sie viel Gutes an ihm gethan, gröblich gemißhandelt. Endlich aber bekommt selbiger eine so scheußliche Krankheit, daß er bei lebendigem Leibe vermoderte, und niemand, auch sein eigen Weib nicht, bei ihm aushalten konnte und man ihn in eine abgesondert gelegene Brachstube hat bringen müssen. Wie er denn dort schon fast todt gelegen, sind unter ihm unzählige Schlangen gewachsen, die um und über ihn hergekrochen. Unter diesen ist eine ungeheuer große Schlange gewesen, die ihm die rechte Hand, mit der er Vater und Mutter zu schlagen gepflegt, zerbiß und zerstach, welches viele Leute, die ihn besucht, gesehen, er auch selbst anderen erzählt, und dabei gesprochen, daß ihn deshalb Gott so schrecklich strafe, weil er seine Eltern geschlagen und mit seinem Muthwillen und Ungehorsam betrübt. Nachdem er also jämmerlich unter den Schlangen verstorben, sind diese alsbald verschwunden und hernach nie wieder gesehen worden.

Henneberger Erklärung S. 345.

145. Der Versucher.

Im Jahre 1587 hatte ein Schneidergesell, Casper Freudenreich, auf dem Roßgarten zu Königsberg mit zwei Schuhknechten am Samstage in seiner Meisterin Hause des Abends gezecht. Als er nach zehn Uhr vor die Thür gegangen, kommt der Teufel zu ihm in Gestalt eines Pfer=

des oder Bockes, und sagt dem Schneider, er müsse nun mit ihm, worauf dieser geantwortet, wie Gott will! Darauf läßt der Teufel den Gesellen aufsitzen und führt ihn zuerst auf den Löbenichtschen Glockenthurm zur Fahne; dann auf den Domthurm im Kneiphof, von dort auf den Haberbergischen Kirchhof, wo er ihn unter einer Linde niedersetzt, ein Gespräch mit ihm hält, und ihm eine neue Münze und ein vergoldetes Buch zeigt, wobei er ihm anbietet, ihm dies zu schenken, das Geld aber ihm mit Scheffeln zuzumessen und ihn zum reichen Manne zu machen, wenn er sich ihm ergeben wollte. Dem Casper war es anfangs so, als wenn ihm der Mund verbunden wäre, und er nicht sprechen könne, bis er ein Kräutlein unter der Linde ausgerauft und daran gerochen, wo er denn dem Teufel, der auf dem Kirchhofe die Gestalt eines schwarzen Mannes mit großen brennenden Augen wie breite Schlöffel gehabt, geantwortet: Weiche von mir, du böser Geist, du hast keinen Theil an mir. Als nun dieser sah, daß er den Gesellen zu seinem Willen nicht bereden könne, hat er ihn zum vierten Male über die Stadt Königsberg geführt, und hinterm Kreuzesthor, da wo jetzt der Roßgärtensche Markt ist, nicht weit von der Meisterin Hause hart niedergesetzt. Als darauf Casper sich aufrafft und nach Hause will, kommt ein weißer Mann zu ihm, geleitet ihn eine Strecke und sagt ihm dann beim Abschiede: er solle die Magd im Hause vermahnen, daß sie der Frau das Biergeld nicht also abzwacke; sonst werde es ihr schlecht gehen. Der Gesell ist aber hernach so matt und kraftlos gewesen, daß er umgesunken und etliche Tage krank gelegen.

Henneberger Erklärung S. 194.

M. Laurent. Cursor in einer besonderen Druckschrift über diese Geschichte.

146. Das Gelag des Teufels.

Im Jahre 1585 befand sich in Königsberg bei dem Schuster Franz Cyrus ein Lehrjunge, Martin Ferber aus Saalfeld, etwa von neunzehn oder zwanzig Jahren. Zu dem kommt in seines Meisters Haus am 13ten März der leibhaftige Satan, zwei große brennende Augen im Kopfe, und ruft dem Jungen zu: Schläfst du? worauf dieser geantwortet: Nein! Meister seid ihr's? worauf der Teufel gesagt: ja ich bin's. Vor seiner Stimme, die wie aus einem hohlen Topfe geredet, hat sich der Junge so erschrokken, daß er den Kopf unter die Bettdecke gesteckt und gesagt: Berathe Herr Jesu, du Sohn Davids.

Nach einer halben Viertelstunde hat der Teufel sich wieder merken lassen, dem Jungen die Bettdecke vom Kopfe gerissen und ihn gefragt: ob er ihm angehören wolle, und als der Junge, dem vor Entsetzen schier die Sprache vergangen, hierauf nichts geantwortet, weiter gesagt: daß er sich folgenden Tages vor der Stadt einfinden solle, wo er bei ihm sein würde. Er sollte aber hiervon Niemandem etwas vertrauen.

Dieser hat aber dennoch am folgenden Tage, was sich zugetragen, seinem Meister erzählt, worauf selbiger gegangen, um einen Prediger zu holen. Als nun der Junge aber nachgeht und bei der Kneiphöfschen Badstube auf das Bollwerk kommt, tritt ihm der Teufel in Hosen und Wams, aber mit Hahnenfüßen entgegen, ruft ihm zu: Kömmst du? faßt den Jungen, der nichts antworten können, und führt ihn über den Pregel nach dem Kneiphöfschen Aschhof in einen auf der rechten Seite den Wiesen gegenüber liegenden Garten und dann ein Thürmchen hinauf, wo sie in einem runden Gemache einen Haufen Teufel, alle mit Ho-

sen und Wams von Sammt bekleidet und mit goldenen Ketten angethan, um einen runden Tisch sitzend finden. Auf diesem lag eine schwarze Decke, darauf eine aufgehäufte Schüssel mit Braten gestanden, und umher viele lange Gläser. Die, welche da saßen, ließen es sich mit Essen und Trinken wohl sein. Ein Sackpfeifer war auch da, welcher ihnen aufspielte. Der Lehrjunge mußte sich zu seinem Führer setzen und mit essen und trinken. Wenn er sein Glas nicht hat austrinken wollen, hat jener es ihm eingezwungen. Die, welche dort waren, haben auch viel mit einander geredet, es hat aber wie durch hohle Töpfe geklungen. Endlich ist das schwarze Tischtuch verschwunden und statt dessen hat auf dem Tische ein Haufen Goldstücke gelegen, worauf der Führer den Jungen aufgefordert, davon zu nehmen, wenn er sein wollte sein, der aber geantwortet: „er wolle nicht." Als nun die übrigen von dem Golde genommen und sich ans Würfelspiel gemacht und weidlich mit den Bechern geklappert, da sucht Martin sich davon zu machen. Der Führer folgte ihm aber nach, sprechend: wo willst du hin? du kannst doch nicht hinaus kommen; worauf jener geantwortet: „Gott hat mir hineingeholfen, der wird mir wieder heraushelfen." Darauf ist der Satan ergrimmt und hat ihn die hohe Wendeltreppe kopflings hinabgestürzt.

Als Martin nach dem schweren Falle wieder etwas zu sich gekommen und gerufen: „Jesu, du Sohn Davids, errette und erlöse mich aus des Teufels Gewalt!" da tritt ein schöner blondgelockter Jüngling in weißem Gewande zu ihm und fragt ihn: was er da mache, wer ihn dorthin beschieden und wie er hineingekommen, worauf der Junge geantwortet: „das weiß ich nicht, unser Herr Gott weiß es am besten." Der Jüngling sprach hierauf: du sollst nicht mehr hineinkommen, da du gewesen bist; führte ihn über

die Planken und Gräben auf einen Düngerhaufen, wo er ihm das Koller, das nicht sonderlich groß gewesen, abgelöset und dabei gesagt: Ich nehme es nicht deiner Hoffahrt willen, sondern Andern zum Spiegel, welche die Koller drei- und viermal größer tragen und große Todsünde damit begehen, zeigte ihm dann den Thurm vom grünen Thore und hieß ihn sich danach richten, wo er sich denn wohl nach Hause finden würde, und befahl ihm noch zuletzt, Andre zu vermahnen: die großen Koller, die wälschen Bäuche und Hosen und die französischen Mützen abzulegen, sonst sie der allmächtige Gott schwer strafen würde, auch den Herren anzuzeigen, daß sie daneben den wucherlichen Handel abschaffen und sich denen von Danzig nicht gleichstellen sollten, die auch ihrer Strafe zu seiner Zeit nicht entgehen würden.

Als nun Martin beim Nachhausegehen zwischen die Speicher gekommen, tritt der vorige Teufel in der früheren Gestalt wieder zu ihm, fragt ihn: wo er hin wolle, und als jener geantwortet: „Nach Hause" sagt er ihm: du kannst nicht nach Hause, du hast mit mir gegessen und getrunken, du mußt bei mir bleiben; doch willst du mein sein, so will ich dir wieder nach Hause helfen. Als aber der Junge geantwortet: „Unser Herr Gott hat mir aus dem Garten geholfen, der wird mir auch zu Hause helfen", da ist der Teufel verschwunden. Als Martin nun endlich nach Hause gekommen, hat er um seinen Arm eine schwarze Binde gehabt, von der er nicht gewußt, wie er dazu gekommen, die demnächst verbrannt worden ist. Der Junge ist sechs Tage lang verwirrt gewesen und hat drei Tage krank gelegen; die Glieder sind ihm wie zerschmettert gewesen; essen hat er fast gar nicht können.

Danach hat er nach Empfang des heiligen Nachtmahls vierzehn Tage ziemliche Ruhe gehabt. Am 3ten

April aber erschien ihm der Teufel von neuem, und wollte ihn wieder mit sich fortnehmen, ist aber, als Martin ihn angeredet: „Bist du Jesus Christus, Gottes Sohn, so will ich mit!“ — wiederum verschwunden. Von da ab ist der Gesell, obwohl er noch lange große Beängstigungen empfunden, unangefochten geblieben.

M. Laurentius Cursor in einer besonderen Druckschrift über diese Geschichte.

Henneberger Erklärung S. 254 fgg.

147. Der Kirchendieb.

In dem Dorfe Mahnsfeld bei Königsberg war vor Zeiten ein Kirchenvater, der bei seinem Leben der Kirche an Gold, Silberwerk und anderem viel entwendet hatte, und der zur Strafe dafür nach seinem Tode als Gespenst umherwandeln mußte. Auch sein Weib, das um den Diebstahl gewußt, hat, als sie gestorben war, und zum Kirchhofe geführt ward, mit vernehmlicher Stimme gerufen: wo soll ich nun bleiben? Das entwendete Gut aber ist überall wo es hingekommen, in lichte Flammen aufgegangen, so Haus und Hof verzehrt, außer an einem einzigen Orte, wo nur wenig davon gewesen. Das Kirchensilber selbst ist jedoch weder geschmolzen, noch sonst vom Feuer beschädigt worden.

Henneberger Erklärung S. 265.

148. Die Schmodittenschen Mägdlein.

Vor mehr denn zweihundert Jahren hatte einst in dem Dorfe Schmoditten bei Pr. Eylau ein Bauer Sonnabends wilde Birnen schütteln lassen. Da die Nacht aber eingebrochen, bevor er alle hatte auflesen können, so schickte er am andern Morgen ein Mägdlein heraus, um die noch übrigen zu sammeln. Das kam jedoch nicht heim und

fruchtlos blieb auch alle Mühe, es aufzufinden; erst nach mehreren Tagen fand man es unter einem Busche sitzend. Da erzählte es, wie es an einem Orte gewesen, wo sich viel stattliche Leute befunden, die mit Hahnenfedern geschmückt gewesen, und die gegessen, getrunken und allerlei Kurzweil getrieben hätten. Ihr Trank aber sei pechschwarz gewesen, und aus den Gefäßen, darin Speise und Trank, wären beständig Flammen herausgeschlagen. Obwohl nun das Mägdlein zu verschiedenen Zeiten ernsthaft zur Wahrheit ermahnt ward, ist es doch stets in seinen Aussagen sich gleich geblieben.

Nicht lange darauf verschwand auch aus einem benachbarten Hofe plötzlich ein anderes Mägdlein. Als dasselbe nach einiger Zeit sich wiederfand, erzählte es gleichfalls wunderbare Dinge, wie es fortgeführt und wiedergebracht wäre, erklärte auch: daß dies geschehen sei, damit die Leute sich bessern möchten, und gab nebenbei mancherlei Wahrzeichen für die Richtigkeit seiner Erzählung.

Henneberger Erklärung S. 435.

149. Strafe des Fluchens.

Im Jahre 1622 am elften Juni entliefen dem Dienstjungen des Schulzen aus Klattendorf die zwei Pferde, welche er zu hüten hatte. Da er sich eine Zeitlang vergeblich gemüht, sie wieder zu greifen, so fing er entsetzlich an zu fluchen; aber in demselben Augenblicke fuhr ein Blitzstrahl vom Himmel, der ihn nebst den zwei Pferden erschlug. Sobald dies geschehen, ist der Himmel sofort wieder klar geworden, so daß sich deutlich gezeigt: wie der Blitzstrahl nur herabgesendet worden, um die Ruchlosigkeit des Knaben zu bestrafen.

Hartwich Beschreibung der Werder S. 529.

150. Die Mönchgespenster.

Im Jahre 1640, im Monate August, demselben, in welchem der große Churfürst die Herrschaft überkam, hat man in mehreren Churfürstlichen Aemtern Gespenster in Gestalt schwarzer und weißer Mönche, und zwar am hellen Tage gesehen. Sie erschienen in Haufen zu zweihundert Mann und scharmützelten mit einander. Die, welche sie beiderseits anführten, waren um zwei Köpfe größer als die übrigen. Zwei Jahre darauf ist im Anfange des Monats Juni um Mitternacht ein Gespenst in Gestalt eines Jesuiten in Königsberg erschienen. Selbiges ist den ganzen Steindamm hinaufgegangen, hat etliche Male überlaut Wehe, Wehe! geschrieen, aus einem Topfe Asche umhergestreut und an ein Haus Blut angesprengt, welches letztere noch lange Zeit, wie sich männiglich davon überzeugt, zu sehen gewesen ist.

Theatr. Europaeum ad ann. 1640. p. 161 sqq.; ad ann. 1642. p. 420.

151. Die fromme Magd in Königsberg.

Im Jahre 1633 am 24sten September Nachmittags zwischen drei und vier Uhr trug sich zu Königsberg in Preußen die folgende wunderbare Begebenheit zu. Es wohnte allda bei dem wohlweisen und ehrenfesten Herrn Michael Jrving, Gerichtsverwandten, eine Dienerin, Namens Barbe, von Gut aus dem Schestschen gebürtig. Dieselbe Magd war fromm und gottesfürchtig. Als sie nun zu der gedachten Zeit und Stunde auf die Schlafkammer gegangen, das Bette zu machen, ist ihr daselbst plötzlich ein Grauen angekommen, und wie sie sich umgesehen, hat sie einen Jüngling erblicket, in weißen Kleidern und anzusehen

wie ein Engel Gottes. Der hat zu ihr geredet, sie solle sich nicht fürchten, sondern mit ihm gehen an den Ort, da man betet und singet. Sie hat sich zwar entschuldigt, daß sie nichts um, auch keine Schuhe hätte, er aber hat sie umfasset und hinweggeführet zum Fenster hinaus, durch die eisernen Traillen, auf einen Wagen, davor vier weiße Pferde gespannt gewesen. Auf diesen hat er sie gesetzet, und sie ist nun, ohne daß sie unterwegs hat sehen oder hören können, weil alles nur ein Augenblick gewesen, gefahren zu Gott dem Herrn, welcher da gesessen in weißen Kleidern mit einem weißen Haupt und Bart. Um ihn haben gestanden viele Engel und auch andere fromme Christen, die haben vor sich auf den Tischen Bücher liegen gehabt und daraus gesungen. Die Magd hat sich sehr gefürchtet, aber Gott der Herr hat durch den Engel, welcher sie geführet, ihr sagen lassen, sie solle guter Dinge sein, wäre sie doch sein Kind und glaubte an Jesum Christum; sie solle auch wieder in die Welt gebracht werden, weil ihre Herrschaft sich um sie bekümmere. Derselben Herrschaft solle sie anmelden, daß sie von allen Kanzeln in Königsberg verkündigen lasse, daß die Leute von der Hoffahrt abstehen, insonderheit von den Krummflechten und den großen Drathkollern und den hohen absätzigen Schuhen mit den großen Brillen darauf; wo nicht, so werde er sie hart und schrecklich strafen; darauf hat derselbige Engel am 26sten September um 3 Uhr gegen Morgen, also nach 36 Stunden, sie zu demselben Fenster hinein durch die eisernen Traillen zurückgebracht, nachdem die Herrschaft sie viel, aber vergeblich überall gesucht gehabt.

Str. Stimer wahrhaftiger Bericht von der Magd im Löbenicht u. s. w. Königsberg. 1633. 4to.

Acta Borussica I. 601.

Hartknoch preuß. Kirchenhist. S. 584.

152. Rettung der Stadt Thorn.

Am 16ten Februar des Jahres 1629 wollte der schwedische Obrist Hermann Wrangel die Stadt Thorn in der Eil überrumpeln, und solches wäre ihm auch geglücket ohne den folgenden merkwürdigen Vorfall: An demselbigen Tage sollte nämlich vor der Stadt Thorn ein Dieb gehangen werden, welchem viel Volks aus der Stadt gefolget; als nun der Henker den Dieb an dem Galgen in die Höhe gezogen, da siehet dieser um sich, und wird von weitem des Feindes gewahr, fängt also an zu rufen, daß er den Feind sehe. Da fängt alles Volk an zu laufen und mit ihm auch der Henker und der Dieb, den jener von der Leiter fallen lassen. Und wie sie eben in der Stadt waren, da kam auch der Feind hinter ihnen her; aber er fand sie schnell vorbereitet und gerüstet, und hat müssen unverrichteter Sachen abziehen. Dem Diebe haben sie das Leben geschenket.

Zernecke Thornsche Chronik S. 277.

153. Der Thornsche Poltergeist.

Im Jahre 1655, Donnerstags vor Quadragesimä, hat sich in dem Hause eines Kaufmanns in Thorn, Hans Goldner, der am neustädtischen Ringe wohnte, ein seltsames Poltern erhoben. Es begann mit einem heftigen Lärm und Werfen, bald wurden aber selbst am hellen Mittage die Speisen vom Tisch, die Gläser und Schüsseln von den Schränken geschleudert und zerbrochen, die Fenster mit Steinen zerschmettert und allerlei anderer Unfug angerichtet. Endlich ward sogar dem dreizehnjährigen Sohne des Besitzers mancherlei Schmerz zugefügt. Der Poltergeist erschien ihm bald in der Gestalt eines Bockes oder Rehs, bald eines Vogels oder andern Thieres, warf ihn zur Erde

nieder und that ihm anderes Unbill an. Nachdem der Geist so drei Monate hindurch gewirthschaftet, gelang es endlich durch fleißiges Fürbitten in der Kirche und inbrünstiges Gebet der Hausbesitzer, die Ruhe einigermaßen wieder herzustellen. Man hatte die Hausmagd in Verdacht, dies Poltern veranlaßt zu haben, indem sie mit einem Windelbande allerlei Gaukelei vorgehabt haben sollte. Sie ward auch gefänglich eingezogen, aber da man sie, obwohl von dieser Zeit an der Lärm ganz aufgehört, nicht überführen konnte, und sie auch selbst in der Tortur nicht bekennen wollte, so mußte sie wieder auf freien Fuß gestellt werden.

Zerneka Thornische Chron. S. 335.

154. Das Blutwunder zu Rudau.

In der Kirche des Dorfes Rudau in Samland befindet sich ein Kelch, der wegen des folgenden Wunders gar hoch in Ehren gehalten wird. Als am Sonntage Reminiscere des Jahres 1615 der Pfarrer in der Kirche das Abendmahl ausgetheilet, und bereits fünf Personen von dem Weine in dem Kelche getrunken, ist der Sechste zum Altar getreten, ein Knabe von funfzehn Jahren, der zum ersten Male zum Tische des Herrn gegangen.

So wie dieser aber den Kelch an den Mund gesetzt, ist aus dem gesegneten Wein, ehe er davon genossen, an der Seite, da der Knabe hat trinken wollen, von unten eine Ader dunkelrothes Blut hervorgequollen, welches sich in den halben Kelch verzogen. Dieses hat gedauert ungefähr ein Vater unser lang, und ist darauf der Wein wieder ganz klar und hell geworden. Der Pfarrer, der solches mit Schrecken gesehen, hat zum Wahrzeichen ein Tüchlein, womit er nach dem Abendmahl den Kelch auszuwischen pflegte, in den Wein getaucht, und es ist blutroth geworden und geblieben. Dasselbe wird ebenfalls zu

Rudau annoch aufbewahret. Daß der Knabe ein großer Sünder gewesen, hat man nicht erfahren, und keines Menschen Sinn hat es bisher ergründen können, was der allmächtige Gott mit diesem Wunder hat anzeigen wollen.

Gall. A. Pauli, de prodigio, quod in transfig. calice Euchar. in pago Borussiae Rudau accidit, Gryph. 1717, Jenae 1720. 4. Erl. Preuß. I. S. 520.

155. Der alte Dessauer in Litthauen.

Der König Friedrich Wilhelm hatte einmal seinen General, den alten Fürsten von Dessau, nach Litthauen geschickt, um dort große Leute für die Garde zu suchen. Bei dieser Gelegenheit hatte der alte Dessauer das Land kennen gelernt, und als nun einige Zeit darauf der König einstmals sagte, er habe doch viele Provinzen in seinem Lande, mit denen er nichts anfangen könne, dazu gehöre unter andern Litthauen, da meinte der alte Dessauer, das hieße doch wohl dem Lande Unrecht gethan, und er beschrieb nun dem Könige, was es in Litthauen Schönes und Gutes gebe. Dadurch wurde der König aufmerksam auf das Land und er that für dasselbe viel Gutes. Zur Dankbarkeit aber schenkte er dem Fürsten die Herrschaft Norkitten in Litthauen. Der alte Dessauer war bekanntlich ein guter Wirth, und er machte auch in seiner neuen Herrschaft allerlei neue vortheilhafte Einrichtungen. Unter andern ließ er in dem Dorfe Bubeinen eine neue Mühle bauen. Als diese bald fertig war, kam eines Tages ein Litthauischer Müllergeselle herbei, welcher bat, an der Mühle arbeiten zu dürfen. Das wurde ihm aber abgeschlagen, weil der Fürst bloß Dessauer arbeiten ließ, und glaubte, daß die Litthauer nichts könnten. Darüber wurde der Gesell sehr entrüstet, und er schwor, daß man ihn noch zurückholen werde. Der Müllergesell war ein großer Zau-

beiter, und er brachte es nun zu Wege, daß an der Arbeit gar nichts mehr voran gehen wollte, und die Mühle nicht fertig werden konnte, mochte der Mühlenmeister auch schimpfen so viel er wollte, und mochten die Arbeiter auch schwitzen von des Morgens früh bis Abends spät. Da sah der Meister endlich ein, wem er dies zu verdanken habe, und er rief den Litthauischen Gesellen zurück, und es wurde dann die Mühle ohne besondere Beschwerde bald fertig, daß es die schönste Mühle im Lande war. Wie nun aber der Gesell seine Bezahlung forderte, da wies ihn der Fürst schnöde ab, und der Gesell bekam nun nichts, denn der Fürst war selbst ein Zauberer, dem daher in seinem Schlosse der Gesell nichts anhaben konnte. Daß der alte Dessauer ein Zauberer war, ist ganz gewiß, denn es konnte ihm keine Kugel etwas anhaben; auch ist es bekannt, daß er einmal, als er tief im Sommer von Memel nach Königsberg reisete, mit seinem Wagen und sechs Pferden davor mitten über das Haff reisete und das Wasser so fest hielt, als wenn es im strengsten Winter wäre. Der Gesell war aber doch ein größerer Zauberer als der Fürst. Als dieser nun einige Zeit darauf nach Königsberg reisen mußte, da reisete ihm der Gesell dahin nach, der wohl wußte, daß er dem alten Herrn überall, nur nicht in dessen Schlosse, Meister war.

Als er in Königsberg ankam, und vor dem Königlichen Schlosse vorbeiging, lag der Fürst gerade im Fenster, und rauchte aus einer großen Pfeife Taback. Der Gesell stellte sich vor ihn und forderte seinen Lohn für den Bau der Mühle. Der alte Dessauer aber lachte ihn aus. Da zauberte der Gesell ihm auf einmal ein Elendsgeweih an den Kopf, das mit jedem Augenblick größer und größer wurde. Anfangs merkte der Fürst nichts davon, als aber die Leute auf der Straße verwundert stehen blieben und

ihn ansahen, da faßte er sich an den Kopf und fühlte nun das große Geweih. Er wurde darüber sehr erschrocken, und wollte in die Stube zurückgehen, aber das Geweih war zu groß, und er konnte den Kopf nicht aus dem Fenster ziehen. Da lachte nun der Litthauische Gesell, bis der Fürst durch einen Offizier ihm das Geld auszahlen ließ, so viel der Gesell forderte, worauf denn das Geweih von seinem Kopfe verschwand. Seitdem hat der alte Dessauer sich mit keinem Litthauer mehr in Zauberkünste eingelassen.

156. Die Braut des Fingerlings.

Bei dem ehemaligen Städtchen Leuenburg, das zwar jetzt nur ein Dorf ist, dessen Bewohner sich aber zur Erinnerung an die Vorzeit noch jetzt Bürger nennen, liegt das Schloß Prassen, der Stammsitz des sonst freiherrlich, jetzt gräflich Eulenburgschen Geschlechts. Hier haben vordem die Fingerlinge, Barstucken oder Erdmännlein ihren Wohnsitz gehabt. Einst erschien vor dem Freiherrn von Eulenburg eine Gesandtschaft derselben und warb für ihren König um seine Tochter, ein Mägdlein von überaus großer Schönheit, im Falle der Gewährung verheißend: daß, so lange sie ungestört dort hausen würden, das Geschlecht der Eulenburgs auf jede Weise reich gesegnet werden solle. Zum Zeichen dessen überreichten die Abgesandten einen Fingerreif mit der Anmahnung, solchen wohl zu bewahren, da, sobald er verloren gehe, das Glück vom Hause scheiden werde. Als nun der Freiherr in den Antrag willigte, baten die Abgesandten weiter, daß die Braut an dem anberaumten Vermählungstage in ein von ihnen bezeichnetes Zimmer geführt werde, wo ihr Herrscher dieselbe dann in Empfang nehmen wolle; doch forderten sie auch, daß niemand ihr Thun belausche, weil sie sonst das Schloß ver-

lassen müßten. An dem festgesetzten Tage wurde nun die Jungfrau in jenes Zimmer geführt; am folgenden Morgen war sie verschwunden und nie ist wieder etwas von ihr gesehen. Die Fingerlinge sind aber noch oft nachher erschienen, und haben sich dasselbe Gemach, das deshalb auch nie anders benutzt ward, zu ihren Lustbarkeiten erbeten.

Einst, als einer der Besitzer des Schlosses an der Tafel saß, rief diesem eine feine Stimme, die hinter dem Ofen vorzukommen schien, zu, er solle nach dem gedachten Zimmer gehn und dort hineinrufen: Höre Rothöhrchen, Gehlöhrchen ist todt! Als er dies verrichtet, antwortete ihm dort eine andere unsichtbare Stimme: So, ist he todt?

Jener Ring wird noch in dem Familienarchive aufbewahret; die Fingerlinge aber sollen, weil sie einst bei einem Festmahle belauscht worden, fortgezogen sein.

157. Der Spuk im Schlosse zu Schlodien.

Das Schloß zu Schlodien, Stammsitz eines Hauptzweiges der Grafen zu Dohna, in dem schönen Oberlande belegen, behauptet unter den Landsitzen Ostpreußens eine der ersten Stellen. In seinem Innern aber soll es umgehn. Es hat dort nämlich einst Eine aus jenem Geschlechte gewohnt, welche von solcher Habsucht besessen war, daß sie noch auf dem Todtenbette ihren Gatten wegen des Testamentes beunruhigte. Zur Strafe dafür hat sie selbst keine Ruhe im Grabe. In dem Zimmer, wo der Gatte starb, und wo sich noch jetzt das große Doppelbette befindet, dessen sich die Ehegatten bedient haben, zeigt sie sich insbesondere nächtlich, und wenn man sie auch nicht sieht, so hört man doch das Rauschen ihrer schwerseidenen Gewänder. Wenn die Gräfin aber umgegangen ist, so folgt bald darauf stets ein Todesfall in der Familie.

158. Das Licht in der Kirche zu Jaeskendorf.

Jaeskendorf, im Oberlande, ausgezeichnet schön an einem meist von waldbedeckten Höhen umgebenen See gelegen, ist jetzt der Sitz eines Zweiges der gräflichen Familie von Finkenstein. Wenn in der letzteren ein Todesfall bevorsteht, so wird dies immer dadurch vorher verkündigt, daß sich auf dem Altare der dortigen Kirche eine Kerze von selbst anzündet. So sah der Pfarrer noch vor wenigen Jahren, als er an einem Wintermorgen vor Tagesanbruch aufstand, von seiner der Kirche gegenüber liegenden Wohnung aus, daß diese erleuchtet sei. Da er einen Einbruch vermuthete, so schickte er sogleich den Küster hinüber. Letzterer fand jedoch Niemanden in der Kirche, wohl aber ein Licht auf dem Altare brennen, was um so wunderbarer schien, als die Thür verschlossen und Tags zuvor kein Gottesdienst gewesen war. Bald darauf kam die Nachricht, daß die Schwester des Besitzers in Königsberg verstorben sei.

159. Der Schloßvoigt bei Tilsit.

In der Nähe der Stadt Tilsit, hart am Ufer der Memel, erhebt sich ein runder Berg, der Schloßberg genannt. Auf demselben hat vor alten Zeiten ein Schloß gestanden, von dessen Entstehung, Bestimmung und Untergange man jedoch keine Kunde mehr hat. Es muß aber sehr fest und groß gewesen sein; denn es liegt auf dem höchsten Punkte der Gegend, und noch sieht man deutlich die Spuren des großen Grabens und der doppelten Wälle, die es umgeben haben. Ganz oben auf dem runden Berge, und gerade in dessen Mitte, sieht man ein breites, dunkles Loch, dessen Tiefe unergründlich sein muß, denn auch mit

dem längsten Seile kann man den Boden nicht erreichen, und niemals hört man etwas zum Grunde kommen, was man hineinwirft. Der Sage nach soll das Schloß einmal plötzlich versunken, und das Loch der Schornstein des versunkenen Schlosses sein; und tief unten in dem Berg, in dem Gemäuer des Schlosses, sollen unermeßliche Schätze verborgen liegen. Ein Castellan bewacht sie, ein altes Männchen mit schneeweißen Haaren. Unter welchen Bedingungen die Schätze zu heben sind, ist noch keinem Menschen kund geworden, obgleich der Castellan schon einige Male gesehen ist. Das letzte Mal hat man ihn vor noch nicht langen Jahren gesehen. Mehrere Hirtenknaben aus dem Tilsiter Kämmereidorfe Preußen hüteten auf dem Schloßberge das Vieh. Sie standen an dem tiefen Abgrunde in der Mitte des Berges, sahen in die dunkle, bodenlose Tiefe hinab, und erzählten sich von den Schätzen, die da unten liegen. Da fiel es ihnen ein, sie müßten etwas davon haben, und sie holten nun ein langes Seil herbei, daran banden sie den jüngsten unter ihnen, so sehr der Knabe, welcher große Furcht hatte, sich auch wehrte und schrie, und ließen ihn die Tiefe hinunter. Das Seil war so lang, wie der Thurm auf der Deutschen Kirche in Tilsit und noch länger, wohl noch einmal so lang, aber es hing noch immer straff und schwer, und das war ein Zeichen, daß der Knabe noch nicht auf dem Grunde war, obgleich sie schon lange sein Schreien nicht mehr hören konnten. Auf einmal wurde es leicht und krümmete sich. Jetzt war er auf dem Grunde; die anderen Knaben riefen hinunter, aber sie bekamen keine Antwort; sie legten das Ohr an den Rand des Abgrundes; aber sie hörten nichts, da unten war Alles still. Sie warteten lange, endlich zogen sie das Seil wieder in die Höhe, allein es war und blieb leicht, und als das Ende oben wieder ankam, war

es leer. Da wurde ihnen entsetzlich angst und sie liefen davon, und als sie am andern Morgen das Vieh wieder austrieben, da wagten sie nicht zum Schloßberge zu gehen. Aber wie sie noch die Straße entlang trieben und zweifelhaft waren, wohin sie sich wenden sollten, da kam in vollen Sprüngen der Knabe ihnen entgegen, den sie todt glaubten. Alle seine Taschen, seine Mütze, seine Hände waren voll Gold, und er erzählte ihnen voller Freude, wie er an dem Stricke, mit dem sie ihn in den Abgrund des Berges hinuntergelassen, tief unten in eine große Küche gekommen sei, wo ein heller Schein gewesen von allem dem goldenen und silbernen Küchengeschirr, welches dort beisammen gelegen. Auf einmal sei ein altes, graues Männlein zu ihm gekommen, das habe ihn freundlich angeredet, er solle keine Furcht haben, ihn von dem Stricke losgebunden, und ihn nun durch eine Menge Gemächer geführt, von denen eins schöner gewesen als das andere, und die alle voll Gold gelegen. Und wie er nun müde geworden, da habe das Männlein ihn zu einem Bette geführt, auf dem er die Nacht geschlafen. Am andern Morgen aber, als er aufgewacht, habe das Männlein wieder vor ihm gestanden und ihm die Taschen und die Mütze und die Hände voll Gold gesteckt, so viel er habe tragen können, und dabei gesagt: das verehrt Dir der Schloßvogt; dann habe das Männlein von der Seite ein enges Thor geöffnet, und ihn durch dasselbe gehen geheißen, und wie er hinaus getreten, sei er im Thal gewesen; das Thor und der Schloßvoigt aber waren verschwunden.

Als das die Andern hörten, und als sie dabei den Reichthum ihres Gefährten sahen, da gedachten sie auch dergleichen zu erwerben, und sie priesen den alten Schloßvoigt und eilten alle zu dem Berg, und es wollte Jeder an dem Seile früher hinunter gelassen werden, als der

Andere. Zuletzt warfen sie das Loos, und wen es trifft, der bindet sich selbst das Seil um den Leib und die Andern lassen ihn hinunter. Das Seil bleibt lange straff und schwer. Endlich wird es leicht und schlaff. Sie ziehen es in die Höhe, es ist leer. Sie gehen vergnügt nach Hause, und denken, der Hinabgelassene werde am andern Morgen wieder kommen. Allein er kam nicht, und sie sahen und hörten nie wieder etwas von ihm. Da hat auch keiner mehr den Muth gehabt, in die Tiefe hinunter zu steigen.

160. Der Opferstein vom Rombinus.

Schräge der Stadt Ragnit gegenüber an der andern Seite der Memel erhebt sich hart an dem Ufer des Stroms ein ziemlicher Berg, mit vielen Spitzen und Löchern und bewachsen mit Fichten. Der Berg heißt der Rombinus. Hier war vor Zeiten der heiligste Ort, den die alten Litthauer hatten, denn dort war der große Opferstein, auf welchem ganz Litthauen dem Ersten seiner Götter, dem Perkunos, opferte; von dort aus wurde Heil und Segen über das ganze Land verbreitet. Der Opferstein stand auf der Spitze des Berges. Der Gott Perkunos hatte ihn selbst sich dort hingelegt. Unter dem Stein war eine goldene Schüssel und eine silberne Egge vergraben; denn Perkunos war der Gott der Fruchtbarkeit; darum begaben auch bis in die späteste Zeit die Litthauer sich zum Rombinus und opferten dort, besonders junge Eheleute, um Fruchtbarkeit im Hause und auf dem Felde zu gewinnen. Es war eine alte Sage, daß das Glück nicht von dem Lande weichen werde, so lange der Stein noch stehe und der Berg unter demselben; der Berg aber werde zu Grunde gehen, wenn einmal der Stein von ihm genommen würde. Da begab es sich nun im Jahre 1811, daß in

dem Dörflein Barten, welches nordöstlich am Fuße des Rombinus liegt, ein Müller Namens Schwarz zwei neue Windmühlen anlegen wollte, wozu er zwei Mühlensteine haben mußte. Er besah sich den Opferstein auf dem Rombinus, und er glaubte ihn zureichend, daß er die beiden Steine daraus könne hauen lassen.

Der Müller war ein Deutscher. Weil er nun wußte, daß die Litthauer im Guten den Stein nicht hergeben würden, ging er zum Landrath des Kreises, und erhielt von diesem einen schriftlichen Befehl, daß er den Stein nehmen könne. Die Bauern in den benachbarten Dörfern erhoben zwar ein großes Geschrei, als er anfangen wollte, den Stein wegzunehmen; aber dem Befehle des Landraths mußten sie gehorchen. Dennoch dauerte es lange, ehe der Müller Schwarz zu dem Steine kommen konnte; denn es wollte sich kein Arbeiter zu dem Wegnehmen finden; die Leute fürchteten, es möge ein Unglück geschehen, wenn man es wage, das letzte Heiligthum der Götter im Lande anzutasten. Endlich fand der Müller drei Arbeiter, starke und muthige Gesellen, welche für großen Lohn bereit waren, den Stein zu sprengen und in die Mühle nach Barten zu schaffen. Die Leute waren nicht aus der Gegend, sondern Einer von ihnen war aus Gumbinnen, der Andre aus Tilsit und der Dritte aus dem Dorfe Preußen bei Tilsit. Mit diesen Dreien begab sich der Müller auf den Rombinus, und sie fingen an zu arbeiten. Als nun aber der Mann aus dem Dorfe Preußen den ersten Schlag nach dem Opfersteine that, flog ihm ein Stück davon ins Auge, daß er noch desselbigen Tages auf beiden Augen blind wurde. Der Mann lebt noch in Tilsit und ist blind geblieben bis auf diese Stunde. Darauf fing der Geselle aus Tilsit an zu hauen; aber nach dem zweiten Schlage zerbrach er sich den Arm, daß er nicht weiter arbeiten

konnte und nach Hause zurückkehren mußte. Dem Gesellen aus Gumbinnen gelang es endlich, den Stein zu sprengen und in die Mühle zu schaffen. Aber als der am dritten Tage nachher in seine Heimath zurückkehrte, wurde er unfern von Gumbinnen plötzlich krank; er mußte liegen bleiben, und starb auf dem Wege, bevor er noch sein Haus erreichte.

So rächte der Gott Perkunos die Wegnahme seines Opfersteines, an dem er mehr als tausend Jahre verehrt war. Die goldene Schüssel und die silberne Egge hat man nicht gefunden, obgleich genug danach gesucht ist.

Seitdem der Stein fort ist, frißt der Memelstrom von unten in den Rombinus hinein, und oben auf dem Berge wehet der Wind den Sand auseinander, so daß bald die Stelle nicht mehr ist, wo einst der berühmte Opferstein war. Dann wird, sagen die Litthauer, großes Wehe über das Land kommen.

Mündliche Ueberlieferung; vergl. aber auch
Leo histor. Pruss. p. 19.
Henneberger S. 389.
Act. Boruss. I. pag. 216.

Das Obige wurde niedergeschrieben im Jahre 1834. Seitdem, nämlich im Anfange des Monates September 1835, hörte man in einer Nacht ein großes, weit schallendes Getöse, welches vom Rombinus herkam. Am andern Morgen fand man einen großen Theil des Berges eingestürzt; in dem vorbeifließenden Memelstrome war dagegen eine große Erdzunge entstanden. Das Wunderbare dabei war: daß ein Weg zwischen dem eingestürzten Berge und der Memel ganz unversehrt geblieben war, der Berg also ganz in die Tiefe hinein gestürzt zu sein, und das Erdreich dort unten nach dem Strome zu gedrängt zu haben schien, so daß es unter dem Wege fort in dem Strome wieder

zum Vorschein kam. Die dadurch in der Memel gebildete Erdzunge besteht größtentheils aus harter, zerrissener Thonerde, und ist überall mit vielerlei Muscheln vermischt. Der Theil des Berges, auf dem der Opferstein gestanden, ist für jetzt noch verschont geblieben. Die Litthauer fürchten aber jetzt wieder doppelt, daß auch er bald einstürzen und dann die unglücksvolle Prophezeihung in Erfüllung gehen werde.

161. Die weiße Frau auf der Baierburg.

An dem Ufer des Memelstromes, gegenüber den alten Mauern des Ordenshauses Christmemel, erheben sich einige schroffe Anhöhen, mit niedrigem Gestrüppe bedeckt. In alten Zeiten stand hier eine Burg des deutschen Ordens, die Baierburg genannt. Die Burg ist lange zerstört, aber man sieht noch an wenigen Mauerstücken, die aus der Erde hervorragen, und an den Gräben, welche sich um dieselben ziehen, wie die Burg beschaffen, und wie sie gar groß und fest gewesen. Sie ward gebauet im Jahre 1337 von dem Herzog Heinrich von Baiern, der mit starker Heeresmacht dem Orden zu Hülfe gezogen war, und war zu einer Schutzmauer gegen die heidnischen Litthauer bestimmt. Von dem Herzog erhielt sie den Namen die Baierburg. Sie sollte der vornehmste Platz in der Gegend werden, und nach dem Willen des Herzogs sogar der Sitz eines Erzbischofs. Allein sie stand nur wenige Jahre, und ihre Bestimmung konnte sie nicht erreichen.

Der Hochmeister des Ordens nämlich legte vierzig Ordensritter in die Burg, denen er einen Comthur gab. Die Ritter aber dachten wenig an Gott und ihr Gelübde, und anstatt dem Gebete und ihrer Pflicht sich zu widmen, ergaben sie sich dem Spiele und dem Trunke und aller Ueppigkeit. Da geschah es einmal, daß sie auf einem Zuge

gegen die Litthauer eine edle Jungfrau geraubt hatten, welche sehr schön und tugendhaft und eine Christin war; anstatt nun dieselbe den Ihrigen zurückzugeben, wollten sie sie vielmehr zu ihren Sünden und Lastern mißbrauchen, und sie zwangen sie, an ihren sündhaften Gelagen Theil zu nehmen. Die Jungfrau ermahnte sie öfters, von ihren Sünden abzustehen; allein sie hörten nicht auf sie und spotteten ihrer. Als nun eines Tages die Ritter alle wieder bei einem großen Gelage saßen und ihren Lastern fröhnten, da erhob die Jungfrau, die die vielen Gräuel nicht mehr ansehen konnte, ihre Stimme zu dem Herrn, und flehete ihn an, den Sünden ihrer Peiniger und ihrem eigenen Elende ein Ende zu machen. Und auf einmal öffnete sich die Erde und verschlang die Burg mit den Rittern und mit Allem, was darin war. Auch die Jungfrau fand ihren Tod mit den Uebrigen; allein zum Zeichen, daß sie der ewigen Seligkeit theilhaftig geworden, erscheint sie seitdem öfters in glänzenden weißen Kleidern, weshalb sie auch die weiße Frau genannt wird, und ist der Schutzgeist der Gegend; sie thut den Leuten Gutes und wehret Unglück und Verderben von ihnen ab. So sind es noch keine hundert Jahre, als einstmals ein kleines Kind in den Abgrund fiel, der sich an der Stelle befindet, wo früher die Burg gestanden. Niemand konnte in die unergründliche Tiefe sich hinunter wagen, und die armen Eltern mit ihren Nachbarn standen voll Entsetzen umher, aber ohne Rath und ohne Hülfe. Da erhob sich auf einmal aus dem schwarzen Abgrunde die weiße Frau, welche in ihren Armen das unversehrte Kindlein hielt und es den freudigen Eltern zurückgab; ehe diese ihr danken konnten, war sie verschwunden. Auch verwahrt sie unten in dem Abgrunde die großen Schätze, welche die Ritter den Litthauern abgenommen und dort aufgehäuft hatten. Sie möchte sie gern austhei-

len an die Leute in der Gegend, aber ein schwarzer Teufel, der ihr da unten gegenüber sitzt, hindert sie noch daran. Einst wird aber die Zeit kommen, daß die weiße Frau über ihn den Sieg davon tragen wird, und dann wird sie alle die vielen Schätze den Menschen geben.

162. Der Leichenbesuch.

In vielen Städten Litthauens sind besondere Kirchhöfe für die deutschen und für die litthauischen Gemeinden. Auch in der Stadt Ragnit ist es so; früher war daselbst für das Kirchspiel nur ein Kirchhof, jetzt sind aber zwei da. Der deutsche liegt südwestlich von der Stadt, der litthauische liegt östlich von derselben. Aber die Leichen der beiden Kirchhöfe, wenn sie sich im Leben gut gekannt haben, kommen oft des Nachts zusammen, besonders wenn es stürmisches Wetter ist. Dann sieht man sie zu hundert und tausenden von einem Kirchhofe zu dem andern fliegen, von dem litthauischen zu dem deutschen, und auch von dem deutschen zu dem litthauischen. Ein Jeder kann sie nicht sehen, sondern nur solche Leute, die in der Mitternachtstunde eines Sonntags geboren sind; die Leichen fliegen durch die Luft, aber nicht gar hoch über der Erde und in ganz gerader Linie von dem einen Kirchhofe zu dem andern. Daher ist denn auch in der graden Richtung von den beiden Kirchhöfen gar kein Gegenstand zu sehen, der sie in ihrem Fliegen aufhalten könnte, kein Haus, kein Baum, keine Hecke, keine Mauer, noch sonst etwas. Vor einigen Jahren zog einmal ein Fremder nach Ragnit, der bauete sein Haus an das südliche Ende der Stadt; es war ein recht hübsches und festes Haus. Aber so wie die erste stürmische Nacht kam, fiel das Haus ganz in einander, mit Dach und mit Mauern. Alte, schon halb verfallene Häuser in der

Nachbarschaft waren ohne allen Schaden geblieben. Darüber schüttelte zwar Mancher den Kopf, und sah das Haus mit besonderem Gesichte an, allein der Fremde ließ es wohlgemuth wieder aufbauen. Doch es dauerte nur wenige Tage, da kam wieder in einer Nacht ein Sturm und warf das Haus noch einmal um. Da kam ein alter Mann zu ihm, der war in der Mitternachtstunde von einem Sonnabend auf Sonntag geboren. Der sagte zu dem Fremden, sein Haus werde nimmer stehen bleiben, denn es stehe in der geraden Linie zwischen dem litthauischen und dem deutschen Kirchhofe, und liege den Geistern im Wege, wenn sie einander besuchen wollten. Da ließ denn der Fremde das Haus etwas an der Seite wieder aufbauen, wo es noch steht, ohne jemals wieder Schaden genommen zu haben. — Zum Wahrzeichen steht auch noch eine Scheune am südlichen Ende der Stadt Ragnit, deren Spitze erstreckt sich so eben in die gedachte grade Linie hinein, daher kommt es denn, daß auf dieser Spitze sich niemals das Dach halten will; wenn der Herr der Scheune hundertmal im Jahre es wieder zurecht machen läßt, so ist es doch, so oft des Nachts ein Sturm ist, jedesmal grade so weit niedergerissen, als es in die Linie hineingeht und den Geistern in ihrem Wege liegt.

163. Die Stadt Gumbinnen.

Der Name der Stadt Gumbinnen, die vor wenig über hundert Jahren noch ein kleines Dorf war, kommt von dem litthauischen Worte: Gumba, Krümmung, her. Der Ort bestand nämlich in den ältesten Zeiten aus zwei Krügen und einigen Bauerhöfen. In diesen Krügen wurde aber sehr schlechtes und ungesundes Bier verschenkt, so daß die, welche es genossen, davon Leibschmerzen bekamen und sich wie Würmer krümmten. Andere leiten den Namen

daher, daß der Fluß Pissa dort viele Krümmungen macht, noch Andere von einer mächtigen Linde mit einem starken Auswuchse, von welcher die heidnischen Urbewohner geglaubt hatten, daß sie also von ihren Göttern gezeichnet sei, auf daß sie ihnen unter derselben ihre Opfer brächten.

Beiträge zur Kunde Preuß. Bd. II. S. 114 fgg.

164. Der Name Stalluppönen.

Die Stadt Stalluppönen hat ihren Namen von folgendem Umstande: Es befinden sich dort mehrere kleine Teiche und Dämme. Bei einem von diesen hat vor Zeiten eine dicke Eiche gestanden, und darauf soll oben ein Tisch befestigt gewesen sein, an diesem haben die alten vornehmen Preußen ihre Zusammenkünfte und Mahlzeiten gehalten, während das geringere Volk unten an der Erde, ebenfalls an Tischen gesessen, und bei dem fröhlich gewesen, was ihnen die Vornehmen von oben herab zugeworfen. Weil nun in der alten Sprache Stahletz ein Tisch und Uppön ein Teich heißt, so ist daher der Name entstanden.

165. Der Kamsvikus.

Unfern Insterburg an dem rechten Ufer der Angerapp, nicht weit von deren Vereinigung mit der Inster, erhebt sich jäh ein ziemlich bedeutender Berg, der Kamsvikus. Er besteht aus einem fast felsenharten Erdreich; niedriges Gestrüpp bedeckt ihn; noch finden sich Ueberbleibsel einstiger Bewährung. Schon vor der Ankunft des Ordens hat hier eine Burg gestanden, deren Besitzer ihr und dem Berge den Namen gegeben haben soll. Diesen Kamsvikus schildert die Sage als einen harten und wüsten Mann, der seine Unterthanen auf das grausamste behandelte. Zuletzt ließ seine eigne Gattin ihn fesseln und lebendig in den Ge-

wölben des Schlosses einmauern. Aber sie selbst trieb es noch ärger: noch wüster und frevelvoller war das Leben auf der Burg; noch grausamer verfuhr sie gegen das Volk. Da sollen endlich die Götter, erzürnt, die ganze Burg haben versinken lassen. Aber die Besitzerin, obwohl so begraben, fand doch keine Ruhe. Sie ward verdammt, in der Gestalt einer schwarzen Kuh umzugehn. Ihr Gatte, als schwarze wilde Katze, treibt sie vor sich her. Andere erzählen, sie werde von einem schwarzen Ritter verfolgt, der beständig über ihr die Geißel schwinge. So will man beide oft zur Mitternacht durch das Dickicht streifen gesehen haben.

Der Sohn des Kamsvikus soll sich des Volkes oft gegen die Grausamkeit seiner Eltern angenommen, dies ihm aber einst das Leben gekostet haben. Aus Dankbarkeit ward ihm ein Denkmal errichtet. Ein Kreuz von Eisen, das man später gefunden hat und jetzt in der Kirche zu Insterburg aufbewahrt, wird für dies Denkmal gehalten. Als seine Grabstätte wird ein fünfundzwanzig Fuß langer und vierundzwanzig Fuß breiter Stein am Fuße des Berges bezeichnet.

Noch leben im Munde des Volks litthauische und deutsche Lieder, die seinen Edelmuth und seinen Tod besingen.

166. Die Einäugigen zu Narpischken.

Unweit der Stadt Insterburg liegt ein Dörflein mit Namen Narbischken oder Narpischken an einem kleinen Flüßchen, die Golbe genannt. Dieses Flüßchen haben die alten Preußen besonders in Ehren gehalten, und ihm Ehrfurcht bezeuget. Dieß thaten die Bewohner des Dorfes auch noch lange nachher, als sie schon Christen geworden waren. Da begab es sich merkwürdiger Weise, daß zu

einer Zeit in dem Dorfe viele Menschen einäugig wurden. Dieses hielt lange Zeit an, denn noch vor zweihundert Jahren fand man in dem Dorfe viele einäugige Leute.

Henneberger Erklärung S. 327.
Adlerhold höchst gepriesenes Preußen Th. I. Cap. 3. Nr. 41.

167. Die Kirche zu Engelstein.

Eine Meile von Angerburg liegt das Dörflein Engelstein mit einer Kirche darinnen. Anfangs standen das Dorf und die Kirche nicht an diesem Orte, sondern eine halbe Meile weiter an den See Rösau. Es hatten nämlich die ersten Stifter des Engelsteins von dem Orden ein Stück Wald von 64 Huben gekauft. Wie sie nun denselben ausrodeten, da fanden sie mitten im Walde eine lichte Stelle, die da gleich einer Kirche ausgesehen. Sie war 36 Fuß lang und 24 breit, und eine Sacristei war daran, so 12 Fuß in der Länge und 9 Fuß in der Breite hatte. Die Wände der Kirche und der Sacristei waren ganz von uralten großen Bäumen gebildet. Da erkannten die Engelsteiner, daß sie hier ihre Kirche bauen und sich niederlassen sollten, sie brachen daher ihre Wohnungen und die Kirche an dem See ab, und trugen sie hierher in den Wald hinein, da wo sie noch jetzt stehen.

Erläutert. Preußen Th. II. S. 230 fgg.

168. Der Glomssack zu Memel.

An der äußern Festungsbrücke zu Memel befand sich früher ein Glomssack, von Metall gegossen, welcher zwei Centner schwer war, und zum Aufziehen und Niederlassen der Brücke diente. Derselbe hatte folgenden Entstehungsgrund: Als nämlich Erich König von Schweden einsmal das Schloß Memel belagerte, hat sich die inliegende Mannschaft so tapfer und so lange gehalten, daß zuletzt gar kein Pro-

viantvorrath mehr da war, außer einem einzigen litthauischen Glomskäse. Da beriethen die Belagerten unter einander, was zu thun, und sie kamen endlich überein, den Käse in das Lager der Feinde zu werfen, und diese dadurch glauben zu machen, daß sie noch vielen Vorrath hätten. Sie thaten also, und täuschten den Feind dadurch wirklich, denn dieser verzweifelte nun, die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen, wenn die Belagerten noch so schöne Käse muthwillig fortwerfen könnten, und er hob die Belagerung auf und zog ab. Darauf man denn zum steten Andenken diesen Glomssack gegossen und dort aufgehangen, nach welcher Seite der Käse über die Mauer geworfen war.

Erl. Preuß. Th. IV. S. 240.

169. Die singende Meeresjungfrau.

Zu Nidden an dem Gestade des kurischen Haffs wohnt in dem Wasser eine Jungfrau, welche mit süßen Klängen den Wanderer zu sich heranlockt, die Schönheit ihres Aufenthalts rühmt, und ihm, wenn er ihr folge, ein Leben voller Freuden und das Glück der Liebe verheißt. Wenn nun aber der Gelockte, bethört von den Verheißungen und dem zauberischen Gesange, sich in die Fluth stürzt, um nach dem Eilande, auf welchem er die Jungfrau vor sich zu sehen glaubt, hinüber zu schwimmen, so öffnet sich plötzlich der Abgrund und verschlingt den Schwimmer nebst der Insel. Schon viele Opfer hat die Jungfrau so zu sich hinabgezogen.

Rhesa Prutena S. 74.

170. Das Teufelswerder.

In der Mitte des Spirdingsees liegt ein kleines Eiland, das Teufelswerder. Es besteht aus einem steilen und

ziemlich hohen Berge, und begreift etwa drittehalb preußische Hufen in sich. Der Boden ist fast durchweg sandig und wird beinahe gar nicht zum Ackerbau benutzt. Den Bewohnern des gegenüberliegenden Dorfes Eckersberg zeigt es, je nachdem es näher oder entfernter scheint, die bevorstehenden Veränderungen des Wetters an. Diese Insel ist von bösen Geistern bewohnt, woher sie denn auch ihren Namen erhalten. Bald zeigen dieselben sich in Gestalt von Löwen, bald von schwarzen Hunden, bald unter andern Formen, necken die Menschen, die in die Nähe kommen, und fügen ihnen allerlei Schaden zu. Der Geschichten, die die Umwohner des Sees und vor allen die Bienenbeutner, die ihre Beuten auf dem Werder halten und Sturmes halber oft drei und mehr Nächte darauf festgehalten werden, hiervon zu erzählen wissen, sind unzählige. Besonders aber haben die Gespenster es auf die Fischer abgesehen, denen sie bald die Netze zerreißen, bald große Schätze zeigen, die, wenn jene sie nach langer Mühe endlich heben wollen, plötzlich verschwinden oder sich in unbrauchbare Dinge verwandeln.

Henneberger Libell. de fluminibus etc. fol. 21.
Merkwürdigkeiten des Spirdingsees § 7. sqq. (in den wöchentlichen Königsberg. Nachrichten de 1749. Nr. 37.)

171. Die Rählsche Säule.

Zwischen Angerburg und dem Dorfe Rähl steht auf freiem Felde ein funfzehn Fuß hoher und sechs Fuß breiter, von Ziegelsteinen ins Gevierte gemauerter und oben spitz zulaufender Pfeiler. Mitten in demselben ist auf jeder Seite eine Blende, etwa einen halben Ziegel tief. Vordem stand an dieser Stelle ein kleines hölzernes Haus. In selbigem kamen im Jahre 1564, am Tage der unschuldigen Kindlein, zwei Knechte und zwei Mägde zusammen, und

verschlossen sich, um sich in sündlicher Lust zu vergnügen. Da ist aber der Teufel hinzugekommen, hat ihnen die Hälse gebrochen, die Angesichter auf den Rücken gekehrt und einer Magd, Rosa geheißen, den Leib dermaßen verbrannt, daß weder Fleisch noch Eingeweide von den Beinen bis zur Brust geblieben. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ Herzog Albrecht der ältere den erwähnten Pfeiler errichten, die Geschichte daran abmalen und in einer Inschrift die Veranlassung kund thun. Das Haus, in dem der Vorfall sich zugetragen, wollten die Bauern aus Rähl, da es sie verdroß, daß die Leute von weit und breit herkamen um es in Augenschein zu nehmen, abbrechen; aber alle Mühe, die sie deshalb anwendeten, ist umsonst gewesen. So hat das Häuslein noch lange nachher gestanden, und zum Wahrzeichen haben die Werkzeuge daneben gelegen, mit denen man es hat zerstören wollen.

Heilsbergers Chronik ad ann. 1564. (Ms.)

Vera historia de calamitoso et horrendo quatuor personarum interitu furoribus diabolicis e medio sublatorum, quae accidit in pago Raehl Borussorum; conscripta à Vinc. Barfus. Dantisci 1593.

Histor. patriae de Columna Relnensi specim. I. (in den Königsb. Intellig. Bl. de 1744. Nr. 48). spec. II. (in den wöchentlich. Königsb. Nachrichten de 1748 Nr. 49) v. L. R. v. W(erner).

172. Die Messer im Dome zu Königsberg.

In der Sacristei der Domkirche zu Königsberg befinden sich noch zwei Messer, die der Teufel zwei Personen, die sich ihm ergeben hatten, zugestellt, um sich oder Andre zu ermorden, so wie die Handschrift dieser beiden Menschen, zu deren Rückgabe den Teufel das kräftige Gebet der Geistlichen vermocht haben soll.

Baczko Beschreibung v. Königsberg S. 123. (2te Aufl.)

173. Die wunderbare Münze.

In dem Münzkabinet der Bibliothek zu Königsberg befindet sich eine schwere goldne Denkmünze, welche 25 Ducaten Werth hat. Auf derselben ist von der Einen Seite ein erhabnes Brustbild mit der lateinischen Umschrift: Effigies Hieronymi Scoti Ploc., auf der andern Seite stehet die Jahreszahl 1580. Diese Münze rührt her von einem berühmten Zauberer, Namens Hieronymus Scott, welcher mehrere Jahre in Preußen herumgereiset. Als derselbe nämlich einmal bei dem Herzoge in Preußen an der Tafel gewesen, und das Gespräch auf das Goldmachen gekommen, hat gedachter Scott in Gegenwart vieler Herren ein Stück neben ihm liegenden Brodtes genommen und daraus sofort diese große Münze gemacht zu Aller Verwunderung! Er hat sie auch dem damaligen preußischen Kanzler Christoph von Rappen geschenkt, welcher mit bei der Tafel gewesen. Aus dessen Familie ist sie hernach in die Familie von Wallenrodt gekommen, und von da in die Bibliothek.

Erläut. Preußen, Th. III. S. 652.

174. Die wandernde Traube zu Königsberg.

In der Schloßkirche zu Königsberg, nicht weit von dem königlichen Stuhle, siehet man oben am Gewölbe eine Weintraube von Kalk. Dieselbe hat der Maurermeister, so bei Erbauung der Kirche gewesen, nach vollendeter Arbeit dort angebracht, zum Wahrzeichen, daß ihm von den ganzen Verdienst nichts übrig geblieben, sondern er denselben ganz vertrunken. Dafür soll aber der Maurermeister nicht eher selig werden können, als bis die Traube ganz von ihren Platz abgefallen ist. Einstmals, im Jahre 1647

am 16ten Februar, ging sie mitten während der Predigt los, und man sah sie sich herunterlassen vom Gewölbe, und eine gute Handbreit von der Mauer in freier Luft baumeln. Darob fürchteten sich viele Leute, und die, so darunter gesessen, standen auf und gingen an einen andern Ort, meinend, die Traube werde jeden Augenblick ganz herunterfallen. Allein sie fiel nicht, sondern blieb schweben, und am andern Morgen wurde sie, ohne daß eines einzigen Menschen Hand sie angerührt hatte, an ihrem Ort wieder fest gefunden.

Erläut. Preuß. I. p. 638. und mündlich.

175. Das Kreuzthor zu Königsberg.

Am Ende der Burgfreiheit zu Königsberg, da wo der Roßgarten anfängt, befand sich ehedem ein Thor, das Kreuzthor genannt, welches im Jahre 1705 abgebrochen ist. Neben diesem Thore, im Winkel zur rechten Hand, stand vor alten Zeiten ein Kloster, zum heiligen Kreuz genannt, in welchem gar fromme Mönche waren. Bei einer Gelegenheit wurden die Mönche vertrieben, und es wurde aus dem Kloster ein Gießhaus gemacht, welches jedoch später an einen andern Ort nicht weit vom Holzgarten verlegt worden. Jenes Kreuzthor war früher immer besonders verschlossen, seitdem aber die Mönche vertrieben waren, ist es vom bösen Feinde besessen worden, also daß man es niemals hat zuhalten können, sondern wenn man es zugeschlossen hatte, fand man es gleich wieder offen. Daher man es zuletzt ganz weggebrochen hat.

Erläut. Preuß. I. 369. und mündlich.

176. Der heilige Brunnen zu Königsberg.

Nicht weit von der Roßgärtischen Kirche zu Königsberg ist eine schöne und reiche Quelle, der heilige Brunnen

genannt. Diese besaß ehemals eine große wundersame Heilkraft, so daß viele preßhafte Leute dadurch zur Gesundheit gelanget, und derowegen angefangen wurde, das Wasser häufig zu gebrauchen. Als dies die Eigenthümerin des Brunnens ersah, Dorothea Gevadrov, eine reiche und ausnehnend geizige Wittwe, da ließ sie den Brunnen verbäuen, um von denen, die das Wasser gebrauchen wollten, Geld zu nehmen. Aber auf einmal hatte jetzt das Wasser seine Wunderkraft verloren, und es konnte niemand mehr davon genesen. Da bereuete die Frau ihre gehabten Unkosten, und sie wurde wieder arm und elend.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 545. und mündlich.

177. Die sonderbare Leiter an dem Dome zu Königsberg.

Wie stark man in alten Zeiten das Mauerwerk gearbeitet, davon hat man ein Wahrzeichen an der Domkirche zu Königsberg, wenn man von der Akademie nach dem alten Collegium zu gehet. Daselbst ist an der Kirchenmauer Ein Ziegel an den andern gelegt, so daß man auf demselben stehen kann. Dieses hat aber folgenden Grund: Als man den Arbeitsleuten, welche die Kirche baueten, das Essen hat hinaufreichen wollen, und es an einem Gerüste fehlte, auf welchem man zu den Leuten heransteigen könnte, hat der Maurer etwas Kalk an die Mauer geworfen, und einen andern Ziegel darauf geleget, welcher alsbald dergestalt angeklebet, daß von Stund' an Einer hat aufsteigen und den Arbeitsleuten das Essen hinaufreichen können.

178. Das Bild der Eva zu Königsberg.

In der Altstädtischen Pfarrkirche zu Königsberg befindet sich, an dem fünften Pfeiler nach Süden hin, das Grabmal Johannes Maicherns, eines Preußischen Kammer-

meisters, welcher im Jahre 1665 gestorben. Auf diesem Grabmale ist eingehauen der Fall Adams, mit welchem Bildniß sich im Jahre 1691 am 23sten Sonntage nach Trinitatis folgende wunderbare Begebenheit zutrug. An dem gedachten Tage wurde daselbst in der Kirche zum ersten Male gesungen das Lied: Durch Adams Fall ist ganz verderbt u. s. w. Auf einmal bemerkte man während des Singens, wie das Bild der Eva, welche neben dem Adam beim verbotenen Baume stehet, sich hin und her bewegte, worüber sich viele Leute erschraken. So oft nachher das besagte Lied dort gesungen, soll sich das Bild wieder beweget haben, bis man es zuletzt mit vielen Nägeln angenagelt, worauf der Spuk verschwunden.

Erläutertes Preußen Th. II. S. 63.

179. Der Rinau.

Der Galtgarbenberg, oder, wie sein Name eigentlich lautet, der Rinau, ist, wenn auch nicht der höchste Punkt in Preußen, doch, da er sich ziemlich vereinzelt über seine Umgebungen erhebt, einer der bemerkbarsten, wegen der herrlichen Fernsichten nach der Königstadt, dem Meere und dem Haffe aber, so wie wegen des dort zum Andenken an die Befreiungskriege errichteten Monuments der bekannteste Berg des Landes. Zur Heidenzeit soll auf seinem Gipfel ein Heiligthum des Ligo, des Gottes des Frühlings und der Freude, gestanden haben, bei dem eine immerwährende Flamme brannte, die von keuschen Jungfrauen bewacht und unterhalten ward. Zu diesem Dienste ward auch einst ein Mägdlein erkoren, das durch seine Schönheit das Herz eines Edlen Samlands entzündet hatte. Dieser, trotzend dem Spruche des Kriwen, schwur, die Erwählte dem Altare zu entreißen und als Gattin in seine Wohnung zu führen. Dreimal stürmte er das Heiligthum, dreimal

wurden seine Schaaren von den Wächtern zurückgeworfen; endlich dringt der Jüngling durch die Pforte, schon umfaßt sein Arm die Jungfrau, da erbraus't plötzlich eine wüthende Windsbraut, Blitze zucken, und zusammen stürzen die Mauern des Heiligthums und begraben die Frevler unter ihren Trümmern. Die heilige Flamme aber war auf ewig erloschen.

Seitdem hört man oft auf dem Gipfel des Berges Mitternachts ein wirres Getöse wie Schlachtendrang und Rasseln der Waffen, bis auf ein Mal ein flammendes Licht aus dem Boden heraufflammt. Dann verstummt plötzlich das Toben.

Rhesa Prutena S. 147 — 149.

180. Die Schätze des Rinau.

Eine andere Sage berichtet, daß auf dem Rinau einst die Nachkommen des Samo, die Herren über Samland, gewohnt hätten. Deshalb und wegen der vielen mächtigen Eichen, mit denen er bedeckt war, wurde der Berg für heilig gehalten, und das Bild des Curcho und des Wurskaitis auf seinem Gipfel aufgestellt. In seiner Tiefe barg man die Urnen, in denen sich die Asche der verbrannten Leichen der Gebieter mit ihren schönsten Kleinodien, vielen Geldmünzen und anderen kostbaren Dingen befand. Von den Brüdern des deutschen Ordens wurde nach der Eroberung Samlands das Heiligthum zerstört. Die Schätze aber blieben in der Tiefe.

Da traf es sich im Jahre 1524, daß in Königsberg mehrere zur evangelischen Kirche übergegangene Mönche sich befanden, die, ihres bisherigen Unterhaltes aus den Klöstern beraubt, nicht wußten, wovon ferner leben, und deshalb den Entschluß faßten, Schätze zu suchen. Als sie nun zu vierzehn zu diesem Zwecke auszogen, kamen sie an den

Rinau, damals der Cuhmenensche Berg genannt, und weil sie dort ein altes Gemäuer sahn, von dem ein heftiger Regen die Erde, die es sonst bedeckt, fortgespült, man ihnen auch berichtete, daß dort vor Zeiten ein reicher Fürst gewohnt, so beschlossen sie, hier ihren ersten Versuch zu machen, und öffneten das Gemäuer. Alsbald stieg aber aus der Tiefe ein so giftiger Brodem hervor, daß fünf auf der Stelle todt niederstürzten und von den andern noch drei am folgenden Tage starben. Die, welche übrig blieben, erzählten nachher, sie hätten große Töpfe gesehen und auf jedem derselben einen schwarzen Hund, aus deren Maule der tödtliche Dampf gekommen wäre.

Nach einigen Tagen gingen sie von neuem zum Berge, trugen mit sich Bilder, die mit dem geweihten Oele bestrichen waren, lasen die Messe, sangen die Litanei, nahmen das Allerheiligste, und beschworen, solches vor die Grube haltend, die Geister. Da verlor sich der giftige Brodem, und sie kamen in die Grube ohne Schaden, fanden sieben große Töpfe, nahmen sie heraus und führten sie mit Frohlocken nach Königsberg. Als man diese nun aber in Gegenwart des Bischofs und Hauscomthurs öffnete, da hatte der Teufel das Geld, welches darinnen gewesen und das er den Mönchen nicht gönnte, verwandelt, so daß man nichts denn kleine Kohlen, Menschenknochen und Asche fand.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XXII.

181. Das Dorf Germau.

Der Name des Dorfes Germau stammt her von dem alten preußischen Worte gerimas, welches so viel heißt als Trinker; denn die Einwohner des Dorfes haben von jeher den Trunk geliebt, und man findet noch jetzt Weiber allda, deren zehn eine Tonne Bier anzapfen, und nicht eher

von einander gehen, als wenn sie dieselbe bis auf den Grund ausgetrunken.

182. Die Neue Sorge.

Die jetzt so genannte Königsstraße in Königsberg hieß zuerst die Neue Sorge. Dieser Name aber hatte folgenden Ursprung: denn als man diesen Theil der Stadt erbauet hatte, schickte man zu dem damaligen Statthalter des Markgrafen, dem Fürsten Radziwil, und fragte diesen, wie die Straße heißen sollte? der war ein gar bequemer Herr, und gab zur Antwort: Abermals eine neue Sorge! und es wurde darauf die Straße benannt: Neue Sorge.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 547.

183. Die Vierbrüder-Säule.

In der Capornischen Haide unweit von Königsberg steht mitten auf dem Wege eine Säule, die man die Vierbrüder-Säule nennt. Dieselbe ist von Holz und 24 Fuß, auch noch wohl etwas mehr hoch. Auf derselben Höhe sind auf vier herausragenden Armen so viele ausgeschnitzte bärtige Manneskopfe mit Helmen aufgesetzet. Die Säule stehet schon seit undenklichen Zeiten, sie ist zum öftern umgefallen oder verletzet worden. Alsdann muß sie von dem Domainenamte zu Caporn wieder aufgerichtet und ausgebessert worden. In frühern Zeiten waren hiermit allerlei Ceremonien verbunden, die hat man aber jetzt vergessen, und es ist nur noch die Eine übrig geblieben, daß der Zimmermann, so sie wieder setzet oder die Arme wieder anmacht, sich vor ihr verneiget und mit lauter Stimme ihr seinen Wunsch zum langen Stehen abstattet. Wie diese Säule entstanden, darüber hat man mancherlei Erzählungen und Muthmaßungen. Einige sagen, es seien an der Stelle vier Brüder geviertheilt, welche große Mörder ge-

wesen. Andere behaupten, daß daselbsten vier Brüder eine Reise durch die ganze Welt verabredet hätten und auseinander gegangen wären, nach vielen Jahren aber an dieser Stelle sich wieder zusammengefunden hätten. Wieder Andere meinen, es habe daselbsten früher eine alte vierzweigige Eiche gestanden, welche den Göttern der alten Preußen heilig gewesen. Noch Andere glauben, daß vor mehreren hundert Jahren daselbst vier hohe Häupter, nämlich der Markgraf Albrecht, der König von Polen, der König von Dänemark und der König von Böhmen, bei einem großen Jagen Brüderschaft getrunken hätten. Die wahrste aber ist die folgende Erzählung: Als die Ordensbrüder zum erstenmale gegen die Sudauer zu Felde zogen, nahmen sie nur wenig Volk mit. Derohalben wurden sie mit sammt dem Landmeister von den Sudauern geschlagen. Solches wollten vier starke Brüder des Ordens rächen, als Martin Golin, Conrad Entkin, Jacob Stobemel und Malachies Koblenz. Diese mit hundert Fußgängern fielen plötzlich in Sudauen ein, und fanden den Adel des Landes auf einem großen Bankett. Sie harreten deshalb im Walde auf die Nacht, und als nun die Sudauer lagen und schliefen, da machten sich die Brüder auf und erschlugen 93 Preußen von Adel, und kehrten mit großer Beute zurück. Zum Andenken an diese ruhmwürdige That wurde den vier Brüdern des Ordens in dem Walde die Säule gesetzet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 193 sqq. cf. Rohde Dissert. de celebri statua IV. fratrum h. v. d. berühmten Säule der 4 Brüder. Regiom. 1717.

Muthmaßung von der 4 Brüder-Säule in der Capornschen Haide. Erläut. Preuß. Th. I. S. 54 flg.

(Kowalewzki.) Eine neue Muthmaßung von dem wahren Ursprung der 4 Brüder-Säule s. a. e. l.

Voigt Gesch. Preuß. Th. IV. S. 589 — 593.

184. Das Archiv zu Tapiau.

In dem alten Schlosse zu Tapiau befand sich vor Zeiten das churfürstliche Archiv, worinnen auch die Privilegien des Landes Preußen waren. Die Schlüssel dazu lagen deshalben verwahrt bei dem Regierungs-Kanzler zu Königsberg, welcher allein sie in die Hände bekam. Da begab es sich eines Tages im Jahre 1619, daß der Hauptmann des Schlosses, Herr Martin von Wallenrodt, in dem Innern desselben spazieren ging, und er plötzlich die mit starken Riegeln versehene Thür des Archivs weit offen stehen sah. Er verwunderte sich darüber, dachte aber endlich, es seien Diebe eingebrochen, und er ging hinein, um danach zu sehen. Kaum war er aber hinein getreten, als die Thür wunderbarer Weise hinter ihm zuschlug, so daß er nicht wieder heraus konnte. Man mußte draußen an das Fenster große Leiten ansetzen und das Gegitter erweitern, um ihn zu befreien. Acht Tage darauf bekam der Hauptmann eine churfürstliche Bestallung, daß er sollte Regierungs-Kanzler werden, denn der alte Kanzler war zu derselbigen Zeit gestorben.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 103.

185. Die wandernden Steine bei Retteinen.

Bei dem Dorfe Retteinen, nicht weit von der Stadt Fischhausen, war vor Zeiten ein großer Teich. Dieser Teich wurde im Jahre 1655 abgelassen, und es fand sich, daß er vom Ufer ab, nach der Mitte hin, immer tiefer zulief. Ganz in der Mitte aber, wo es also am allertiefsten war, lagen zwei große Steine; der eine davon war so groß, daß ihn keine zehn Pferde hätten von der Stelle ziehen können. Der andere war halb so groß. Da begab

es sich, daß in der Nacht, nachdem der Teich ganz abgelassen war, die beiden Steine plötzlich ihre Stelle verließen, und der größere nach Nordosten, der andere aber nach Nordwesten hin bergan zum Ufer sich bewegten, ohne daß sie von irgend einer sichtbaren Kraft in Bewegung gesetzt wurden. Der große ging 72 Fuß weit voran, der andere nicht ganz so weit; in die Erde schnitten sie tiefe Spuren hinein. Darüber entsetzte sich alles Volk, und es gab viel Gesprächs in der Gegend, und man deutete es als eine böse Vorbedeutung. Die Regierung ließ daher durch das Stadtgericht in Fischhausen die Wahrheit der Sache untersuchen; allein der Richter fand, daß Alles wahr sei. Die Steine liegen noch an der Stelle, auf welche sie gewandert sind, und keine Gewalt kann sie davon fortbewegen.

Erläutertes Preuß. IV. 458. Preuß. Prov.-Blätter XI. 22.

186. Die Gründung von Gerdauen und Wartenburg.

Im Jahre 1325 wurde, um die Gränzen der Christenheit auszudehnen und einen neuen Schutz gegen die Heiden zu haben, im Bartenlande das Schloß Gerdauen und in Galindien Wartenburg gegründet. Als nun die Schlösser vollendet waren und feierlich durch eine heilige Messe eingeweiht wurden, da zeigte sich über dem von Wartenburg eine ganz weiße Haustaube, über dem von Gerdauen aber flogen zwei dergleichen. Die Preußen, welche beim Bau zugegen waren, versicherten: daß man in diesen weiten Wildnissen noch nie Haustauben gesehen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 353.

187. Der Bartel.

Neben der Stadt Bartenstein erhebt sich hart am Allefluß ein jäher Hügel, der zwischen Ueberresten einer

Burg einen kolossalen Granitblock auf seinem Scheitel trägt, welcher einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Figur zeigt. Die Sage berichtet, daß das Schloß versunken, das Felsstück aber der ehemalige Beherrscher des Landes, Barto, sei, der hier gehaust und beim Untergange seiner Burg in einen Stein verwandelt wäre. Noch jetzt nennt das Volk diesen Stein: den Bartel. Auch erzählt man von großen Schätzen, die im Berge liegen, und von einem Gange, der von dessen Spitze unter der Alle weg nach einem benachbarten Kirchlein führe.

188. Das versteinerte Mädchen.

In Bartenstein wird noch ein anderer großer Stein in menschenähnlicher Gestalt aufbewahrt, der früher in der Johanniskirche, dann auf dem Markte aufgestellt war, sich jetzt aber in dem Garten des Rectors der Schule befindet, und von dem erzählt wird, daß ein Mädchen, Guste Balde genannt, in ihn verwandelt worden sei. Diese beklagte sich einst, als sie zur Messe ging, gegen ihre Mutter: daß sie in so schlechten Kleidern erscheinen müsse, während anderer viel geringerer Leute Töchter weit geputzter einhergingen. Die Mutter, erzürnt hierüber, rief ihr zu: daß du möchtest zu Stein werden, du unverschämte Dirne! Und alsbald ging diese Verwünschung in Erfüllung.

Zu Reinswein im Ortelsburgischen wird auch ein Stein gezeigt, der einem Menschen gleicht und von dem eine ähnliche Sage geht.

Nach mündlicher Ueberlieferung vergl. Bock Naturgesch. v. Preuß. Th. II. S. 369.

189. Der Glommensche Kesselteich.

Etwa eine kleine Meile von Bartenstein, auf der Gränze der Güter Kissitten und Glommen, befindet sich ein Teich,

dadurch ausgezeichnet, daß er, übrigens flach, in der Mitte einen Kessel von solcher Tiefe hat, daß alle Versuche, ihn zu ergründen, vergeblich geblieben sind, woher er auch den Namen des Kesselteichs führt. Die Sage berichtet, daß hier einst ein Kirchlein versunken sei, und noch jetzt soll man oft in der Tiefe dessen Glocken hören. Auch erzählt man, daß von diesem Kirchlein aus ein unterirdischer Gang nach einem ziemlich entfernten Kloster geführt habe. Vier neben einander liegende, mit Gestein bedeckte Hügel zwischen Kissitten und Korolinenhaff werden als der Ort bezeichnet, wo das Kloster gestanden.

190. Die zwölf Ritter und die zwölf Nonnen zu Kreuzburg.

Als in der Stadt Kreuzburg noch der alte Markt und das uralte Rathhaus stand, hat sich an jedem Neumonde eine gar seltsame Erscheinung wiederholt. Sobald die zwölfte Stunde ertönt war, ist nämlich aus der nach den Trümmern des alten Ordenshauses auf den Schloßberg führenden Kirchenstraße ein Zug von vier Wagen gekommen, die besonderer Art und unverdeckt waren, so daß man die darin Sitzenden deutlich erkennen konnte. Jeder Wagen war mit vier Pferden, die beiden ersten mit Schimmeln, die beiden letzten mit Rappen bespannt. Jene schritten ruhig einher, die Rappen aber haben Funken aus Maul und Nüstern geschnoben. In den beiden ersten Wagen haben, je zu sechs, zwölf Nonnen gesessen, in weißem Ordenskleide mit Kreuz und Rosenkranz, aber ohne Haupt; in jedem der beiden letzten Wagen befanden sich sechs Ritter, die ihren Kopf mit dem Helme unter dem Arme hielten. Dreimal hat der Zug die Runde um den Ring des Marktes gemacht, doch ohne daß von dem Rollen der Räder etwas zu vernehmen gewesen wäre. Statt des

Kutschers hat auf dem Wagen der Nonnen ein weißes Lamm, auf dem der Ritter ein schwarzer Ziegenbock, gleich den von ihm gelenkten Rossen Funken sprühend, gesessen. Im alten Rathhause ist der Zug verschwunden, und man hat dann aus demselben eine gar wilde, lustige Musik mit abwechselnden rauhen Männerstimmen und feinem weiblichen Gesange gehört, zwischen denen es oft wie Orgeltöne und Choral geklungen. Mit dem Ende der Mitternachtsstunde ist der Zug der Wagen wieder aus dem Rathhause herausgekommen, hat von neuem dreimal die Runde um den Markt gemacht, ist aber nicht zur Kirchenstraße, sondern zur Hof- oder Schloßstraße hinausgefahren. Nun haben aber auf den geharnischten Leibern der Ritter die verschleierten Nonnenköpfe gesessen, während die Nonnen mit Helmbusch und geschlossenen Visieren angethan gewesen sind.

Also ist die Erscheinung von den Wächtern und den Marktbewohnern an jedem Neumonde gesehen worden, bis zum Pfingstfeste 1818, wo Markt und Rathhaus durch eine Feuersbrunst zerstört wurden. Nur ein einzelnes altes Gebäude war stehen geblieben. Am nächsten Neumonde nach dem Brande erschienen auch die Nonnen und Ritter wieder, nun aber nicht mit vertauschten, sondern mit ihren eigenen Köpfen, und zwar sogleich, als sie über Schutt und Trümmer aus der Kirchenstraße daher gerollt sind. Neunmal haben sie die Runde um den rauchenden Markt gemacht und sind dann in das stehengebliebene Haus eingefahren, in welchem sich der frühere Jubel wiederholt; doch sanfter hat die Musik geklungen und Orgelton und Chorgesang haben den wilden, lustigen Reigen niedergehalten, so daß er je länger je mehr verhallt ist.

Als nun auch jenes Haus in Trümmer zerfallen und abgetragen ist, sind die Ritter und Nonnen nicht mehr

erschienen; aber am ersten Neumonde nachdem der Markt frei gewesen, hat sich an der Stelle des alten Gebäudes eine gar liebliche sanfte Musik hören lassen, aus der man hat entnehmen wollen, daß die Ritter und Nonnen nun endlich zur ewigen Ruhe eingegangen wären.

191. Der Schloßberg bei Kreuzburg.

Am Rande eines anmuthigen Thales, das die klaren Wellen des Keisters durchziehn, durch eine Schlucht von der fortlaufenden Hügelreihe getrennt, erhebt sich der Berg, auf welchem einst die alte Kreuzburg stand; aus dem Fuße desselben ergießt sich durch eine hineingeschobene Röhre ein starker Strahl des schönsten Quellwassers, oben auf der Höhe aber steht noch ein gemauerter Bogen, ein Ueberbleibsel des Schlosses der Ordensbrüder, von dessen einstiger Festigkeit das noch sichtbare, tief in die Erde hineingelassene Fundament Kunde giebt.

Nachdem das Schloß zerstört war, zeigte sich um die Zeit des Vollmondes, sowohl um Mitternacht, als am hellen Mittage, eine weibliche Gestalt in weißem Gewande, entweder zwischen den Ruinen umherwandelnd, oder am Fuße des Berges bei der Quelle sitzend, mit dem Kämmen ihres langen goldenen Haars beschäftigt. Daß es keine irdische Erscheinung sei, erkannten Alle, die auf dem nebenhin führenden Fußsteige ihr vorüber gingen, und deshalb hatte lange Niemand es gewagt sie anzureden. Eines Tages kam aber, als die Jungfrau gerade wieder an der Quelle saß, ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Schnakinnen vorbei, der, da er sich gerade ein Räuschchen getrunken, Muth genug besaß, der Jungfrau einen „guten Tag" zu wünschen. Als sie aber diesen und einen wiederderholten Gruß nicht erwiederte, so eilte er fort, ihr verdrießlich zurufend: Nun, wenn du schöne Maid so unhöf-

lich bist, und mir auf meinen zweimaligen Gruß keinen Dank sagst, so werde ich mich nicht zum dritten Male bemühn. Da erhob die Erscheinung sich, und indem sie zu den Ruinen zurückkehrte, vernahm man eine klagende Stimme: Ach, warum nicht auch zum dritten Male? dann wäre ich erlös't gewesen; so nahe meiner Befreiung muß ich nun für immer zu den finstern Mächten zurückkehren! Noch um Mitternacht hörte man die Trauertöne, dann verstummten sie, und seit dieser Zeit hat man die weiße Schloßjungfrau nie wieder deutlich gesehen.

192. Die Schätze des Kreuzburger Schlosses.

Zwischen den Ruinen des Kreuzburger Schloßberges zeigte sich früher ein jetzt verschütteter Eingang zu einem Keller, der für das Schatzgewölbe der alten Burg gehalten ward. Bei diesem war ein armer Handwerksmann, der das Haus voll unerwachsener Kinder hatte und oft nicht wußte, wie er deren Hunger stillen möchte, wenn er Holz aus dem Walde holte, mit seinem Weibe häufig vorbeigekommen. Dann hatten sie wohl den Blick sehnsüchtig nach jenem Gewölbe gerichtet, und sich nur einen kleinen Theil der Schätze, die dort verwahrt sein sollten, gewünscht, um dem Kummer der Ihren ein Ziel setzen zu können. Da begab es sich eines Tages, daß zwei ihrer Buben im kindischen Spiele in der Mittagsstunde in jenes Gewölbe geriethen, und dort im innersten Raume ein gar anmuthiges Frauenbild, eine Jungfrau in blauem Gewande und mit glänzendem goldenen Haare, antrafen, welche die Erschreckten freundlich herangewinkt, jedem eine Handvoll Goldgulden in die Mütze geschüttet und sie bedeutet hat, mit der empfangenen Gabe sich nach Hause zu begeben, woselbst sie den freudig staunenden Eltern das Geschenk

treulich überliefert und so sich und den Ihren ein sorgenfreies Leben bereitet haben.

Die Kunde von dem unverhofften Glücke des ehrlichen Handwerksmannes ist nicht verschwiegen geblieben, und mancher arme Hausvater hat seine Kinder in den Schloßkeller geschickt; aber mit leeren Händen sind selbige stets zurückgekommen.

Es hat sich aber eine geraume Zeit hernach begeben, daß die Kreuzburger Schuhknechte eines Abends in ihrer Herberge gezecht haben, und beim Nahen der Mitternacht, als der Meth die Gemüther aufgeregt, und mancherlei abenteuerliche Geschichten zum Besten gegeben worden, zwei Schuhknechte eins geworden sind, aus dem alten Schloßkeller einen Theil der dort verwahrten Schätze zu holen. Sie sind denn auch wirklich in denselben eingedrungen, und haben zu ihrer Freude dort die Jungfrau in blauem Gewande und mit goldenem Haare angetroffen, sitzend vor einer mit funkelndem Golde gefüllten Braupfanne. Als die Schuhknechte ihr Begehr vorgetragen, hat die Jungfrau mit einer silbernen Kelle das goldene Gebräu geschöpft und in das Schurzfell, das jene aufgehalten, geschüttet. Diese sind froh heimgekehrt; je näher sie aber der Herberge gekommen, um so leichter ist ihre Last geworden, und als sie nun prahlend ihre Beute ausschütten wollen, sind die Goldgulden in lauter Frösche und andere Bewohner des am Schloßberge vorbeifließenden Keisters verwandelt gewesen.

Diese wunderbare Geschichte hat der jetzt zweiundachtzigjährige Bürger Michael Krause in Kreuzburg, zur Zeit als er die dortige Schule besucht, von einem damals neunzig Jahre alten Bürger Graumann vernommen.

193. Der unfruchtbare Eichwald.

Hinter dem Dorfe Krücken bei Kreuzburg stand vordem ein Eichwald, dessen Bäume niemals Früchte trugen. Damit hat es folgende Bewandniß gehabt: Als im Jahre 1249 das Ordensvolk von Elbing und Balga sich vor den heidnischen Preußen in dieses Dorf, das damals den Namen Pokarweis führte, geflüchtet, und, da die Feinde alle Wege verlegt, nicht fürder ziehn konnte, machte es eine Abkunft dahin, daß Bruder Heinrich Bozel, der Marschall, und einige Andere sich als Geißeln stellen, die Uebrigen aber freien Abzug haben sollten. Die Preußen hielten jedoch nicht Glauben, sondern erwürgten vierundfunfzig Ritter sammt allen Christen, die mit selbigen waren. Einem frommen Bruder schnitten sie den Nabel aus, nagelten solchen an einen Eichbaum und trieben ihn mit Martern und Schlägen herum, daß sich die Eingeweide herauswanden, bis er hinstürzte und unter gräßlichen Martern starb. Seit dieser Zeit hat der Eichwald keine Frucht mehr tragen wollen. Auch den Namen: Krücken, hat der Ort bei dieser Gelegenheit erhalten, und zwar weil ein Verräther bettlersweise auf Krücken zu dem Ordensvolk hineingekommen und alle Gelegenheit besichtigt hat, wodurch nachgehends dies genöthigt ward, sich zu ergeben.

Duisburg Chron. P. III. c. 65.
Henneberger Erklärung S. 244.

194. Die Ausländer aus Zinten.

Es hat sich einstmals begeben, daß einige Handwerksgesellen aus dem kleinen ostpreußischen Städtchen Zinten nach Domnau gewandert sind. Um sich dort ein Ansehen zu machen, hatten selbige sich vorgenommen, sich für Ausländer auszugeben, und da die Domnauer sonst eben nicht

wegen ihrer Klugheit gerühmt worden und deshalb sogar zum Sprichwort geworden sind, meinten sie, daß ihnen dies um so eher gelingen werde. Aber sie wurden dennoch erkannt und trugen nichts als Spott und Gelächter davon. Von diesem Vorfall her nennt man in Preußen denjenigen, der es den Ausländern in der Sprache oder dem Benehmen nachzuthun sich zwingt, einen Ausländer aus Zinten.

(Pisanski) Erläuterung einig. preuß. Sprichwörter. S. 3.

195. Die bluttriefende Hostie.

In der Kirche zu Bischofstein, gleich links vom Eingange, steht ein Altar, der zum heiligen Blute genannt wird. Die Entstehung dieses Namens ist folgende: Als Heinrich Sormbom, der Bischof von Ermeland, die neugegründete Kirche weihete, und an dem gedachten Altare die Messe hielt, da rannen von der Hostie, als er sie erheben wollte, einige Blutstropfen herab. Der Bischof verschied wenige Tage darauf; nachher haben sich aber bei dem Altare noch mancherlei Wunder zugetragen.

Leo histor. Pruss. p. 183.

196. Die Gründung der neuen Kirche zu Glottau.

Die Kirche zu Glottau im Ermelande ist weit und breit berühmt wegen der vielen Wunder, die dort der Leichnam des Gekreuzigten hervorgebracht, und tausende von Gläubigen strömen dort, sonderlich am Frohnleichnamsfeste, zusammen. Der Ursprung dessen ist folgender: Als einst Landleute der Gegend auf das Feld zogen, um zu ackern, blieben die Ochsen plötzlich an einem Hügel stehn, brüllten und scharrten mit den Hufen die Erde auf, bis sich unter derselben eine Hostie zeigte. Als dies den Priestern kund ward, brachten sie solche mit feierlicher Pro-

cession in die alte Kirche zu Glottau, dann in die zu Guttstadt. Aber am folgenden Morgen war die Hostie wieder an ihrer früheren Stelle. Als sich dies zu zweien Malen ereignet hatte, da erkannte man, daß der Herr selbst sich diesen Platz zu seiner sonderlichsten Verehrung erwählt habe, und erbaute die neue Kirche an dem Hügel, wo sie noch bis auf den heutigen Tag steht. Auch wird in dieser noch die Stelle gezeigt, wo die Hostie gefunden ist. Eine mit einem eisernen Flechtwerke bedeckte Vertiefung neben einem Altare an der gegen Mitternacht liegenden Wand der Kirche bezeichnet sie.

Leo hist. Pruss. p. 152.

197. Die Stadt Wormditt.

In dem Jahre 1325 ließ der Bischof Eberhard von Ermeland eine neue Stadt bauen, an einer Stelle, wo damals eine große Wüste war. Als man nun das Rathhaus gründen wollte, fand man beim Graben allda einen gräßlichen Wurm, der so groß war, daß zwei der stärksten Pferde ihn kaum von der Stelle schleppen konnten. Weil man nun noch keinen Namen für die Stadt hatte, so wurde sie danach Wormditt genannt, welches so viel heißt, als Volk des Wurms. Die Stadt führt auch zum Wahrzeichen einen großen Wurm in ihrem Wappen und Siegel.

Luc. David Th. V. S. 244.

198. Die Krügerfrau zu Eichmedien.

Eine Meile von der Stadt Rastenburg liegt ein Dorf, Eichmedien genannt. Daselbsten hat früher eine gottlose Krügerfrau gewohnt. Auch war dort ein Schmied mit Namen Albrecht, derselbe ist aber später von da fortgezogen nach Schwarzenstein. Da begiebt es sich nun, daß die Krügersche, wenn sie das Bier verschenket, eine solche

Gewohnheit an sich hat, daß sie stets zwei Stof Bier für eins angeschrieben. Wie es nun zur Zahlung kommt und die Bauern das Brettchen von ihr fordern, da befinden sie, daß sie allezeit zwei Stof für eins bezahlen sollen, und sie sprechen zu ihr: Wollt ihr zu Gott kommen, so müsset ihr recht thun. Andere aber sprachen wieder: sie hat zu Gott nicht Lust, sondern zum Teufel! Auf diese Reden der Bauern fänget die Krügersche an sich zu verfluchen, der Teufel solle sie mit Leib und Seele vor ihren Augen wegnehmen, wo sie ihnen auf ein einziges Stof Unrecht gethan hätte. In demselben Verschwören und Verfluchen hat sich auch der Teufel nicht verabsäumet, sondern ist stracks in die Stube gekommen, und hat sie vor Aller Augen angefasset. Es ist darauf ein erschreckliches Sausen und Brausen in der Stube geschehen, daß die Leute, die darinnen waren, vor großem Schrecken wie todt gewesen. Indem ist der Teufel mit der Frau davon geflogen, hat sie zum schwarzen Gaul gemacht, und ist denselbigen Abend auf ihr geritten nach Schwarzenstein vor die Schmiede. Es ist aber zur selbigen Zeit sehr glatt gewesen, daß man mit unbeschlagenen Pferden nicht hat können fortkommen. Da ist er vor das Fenster des Schmiede geritten und hat angefangen den Schmied zu rufen: Hufschmied, schläfst du? Stehe auf, und beschlage mir mein Pferd! Der Schmied aber, so im ersten Schlaf gewesen, hat sich nicht gleich ermuntern können; da hat der Teufel ihn zum andern Male gerufen, er solle aufstehen und sein Pferd beschlagen. Der Schmied aber hat geantwortet: ich habe schon das Feuer ausgelöscht, und muß mit meinem Gesinde ruhen! Der Teufel aber hat nicht abgelassen, sondern zum dritten Male gesprochen: Stehe auf, Schmied, ich werde es dir doppelt bezahlen; ich habe Briefe, die muß ich noch in der Nacht zur Stelle bringen; wenn du

aber nicht wirst aufstehen und meinen Klepper beschlagen, so verklage ich dich bei meinem gnädigsten Herrn! Als der Schmied solches gehöret, ist er mit seinem Gesellen aufgestanden und hat angefangen zu arbeiten. Der Teufel aber hat zum Schmied gesprochen: fördere dich nur, mein Schmied, ich will dir dreierlei Geld zum Lohne geben. Und so hat er immer angehalten, denn er müsse in der Nacht noch weit reiten. Als nun zwei Eisen fertig waren, hat der Teufel zum Schmied gesprochen, er solle hingehen und die Eisen dem Pferde aufmessen. Worauf der Schmied mit seinem Gesellen hingegangen. Als nun aber der Schmied dem Pferde die Eisen auf den Fuß geleget, da fing das Pferd an zu reden und sprach: sachte, sachte, mein Gevatter, ich bin die Krügersche von Eichmedien! Wie der Schmied solches gehöret, erschricket er, daß ihm die Zange mit sammt dem Eisen aus der Hand fällt, und er läuft mit seinem Gesellen in das Haus. Der Teufel aber hat immerfort angehalten, er solle sich fördern. Weil indeß der Schmied mit seinem Gesellen von großem Schrecken halb todt gewesen, so hat sich die Arbeit nirgends schicken wollen, bis die Hähne angefangen zum ersten Male zu krähen; da ist das Pferd wieder zum Menschen geworden: der Teufel aber ist sehr zornig geworden und hinausgegangen, und hat die Frau zu dreien Malen auf das Maul geschlagen, daß man alle Teufelsfinger und Klauen in den Backen gekannt, und diese sind geronnen gewesen von Theer, welches sie auch zum Wahrzeichen behalten; der Teufel aber ist indem verschwunden. Dieselbe Krügersche hat noch ein halbes Jahr lang gelebt, aber sie ist herumgelaufen wie ein unsinniges Mensch, und wenn man sie hat in ihr Haus gebracht, hat sie nicht können darin bleiben, und wenn man sie noch so fest angebunden, so hat sie sich doch losgerissen. Solches ist geschehen in

dem Jahre 1473. Der Schmied hat die beiden Eisen dem Pfarrer gegeben, welcher sie in der Kirche zu Schwarzenstein aufgehangen. Das eine davon haben im Jahre 1657 die Polen geraubet, das andere ist 1701 dem Könige Friedrich dem Ersten geschenkt, als er sich die Krone aufsetzte. An der Stelle derselben sind jetzt in der Kirche zu Schwarzenstein zwei Hufeisen von Holz verfertigt, welche den rechten ganz gleich sehen.

Henneberger Erklärung S. 429.
Prätorius Weltbeschreibung II. 362.
Francisci lustige Schaubühne Th. I. S. 801.
Erl. Preuß. Th. I. S. 195 und 858.

199. Die Männlein zu Allenstein.

In dem Städtlein Allenstein hausen seit uralten Zeiten kleine Männlein, welche oft von Haus zu Haus gehen; was sie aber eigentlich machen, hat noch Niemand gesehen. Einstmals lebte in Allenstein die Frau eines reichen Rathmannes, Namens Schellendorf. Diese saß eines Abends im Winter, während die Mägde das Vieh beschickten, in der Stube ganz allein, und auch ohne Licht. Auf einmal geht die Stubenthür weit auf, und es treten in die Stube eine Menge kleiner Männlein mit spitzigen Hüten, daran hatte jeder von ihnen eine Laterne mit einem blau brennenden Lichte. Jedes der Männlein führte eine kleine Frau oder Jungfrau, welche sehr wohl geschmückt waren. Die Männlein sahen zuerst die Frau an, welche die Hände vor die Augen hielt, aber durch die Finger dem Treiben zusah. Dann stellten sie sich alsbald in einen Kreis und fingen gar zierlich an zu tanzen. Plötzlich aber tritt Einer der Männlein auf die Frau zu, und sagt zu ihr: mach' deine Augen zu! Die Frau aber kehrte sich daran nicht; drauf sprach das Männlein zum andern Male: ich sage

dir, mache die Augen zu! die Frau aber kehrte sich wiederum nicht daran. Da sprach das Männlein zu Einem der andern: Mache die Fenster zu! Und alsbald trat dieses Männlein zu der Frau, und blies ihr in die Augen, davon wurde sie zur Stunde blind, daß sie Zeit ihres Lebens nicht wieder sehen konnte.

Luc. David Th. I. S. 130 ff.

200. Der große Krebs zu Mühlhausen.

Neben dem Städtlein Mühlhausen im Hockerlande ist ein Teich gelegen, in welchem ein großer Krebs befindlich gewesen sein soll, der den Bürgern lange Zeit die Mauern umfressen, dessen sie aber zuletzt mächtig geworden, und den sie dann in dem Teiche an eine Kette gelegt hatten. Alle jedoch, die nachgehends den Krebs haben besehen wollen, sind in das Wasser gestürzt.

Henneberger Erklärung S. 323.

201. Der Wurf mit dem Teufel.

Eine Viertelmeile von der Stadt Domnau liegt im Felde ein Stein von mittelmäßiger Größe; in demselben siehet man drei vierkantige Löcher, als wenn daselbst drei große Würfel gelegen. Diese sind aber daher entstanden: Es war vor Zeiten einesmals ein Zimmergesell in Domnau, der war sonst fromm und gottesfürchtig. Eines Tages aber hatte er sich wohlberauscht, und es kamen ihm böse Gedanken, in denen er den Teufel zum Würfelspiel einladete. Der Teufel fand sich auch alsbald ein, und sie gingen zusammen auf das Feld an diesen Stein. Dort würfelten sie um vieles Geld, welches der Teufel gegen die Seele des Zimmergesellen setzte. Der Teufel hatte den ersten Wurf, und warf sofort die höchsten Augen. Da

entsetzte sich der Gesell sehr, er wurde plötzlich nüchtern, und sahe ein, in welchen schlimmen Handel er sich eingelassen; und er seufzete zum Himmel und bat die Mutter der Gnaden um Beistand; dann warf er, und es geschah, daß einer der Würfel sich spaltete, und ihm so höhere Augen gab. Der Teufel verschwand darauf voll Zorns; von den drei Würfeln waren aber die drei Löcher in dem Stein zurückgeblieben, die darin annoch zu sehen.

Erl. Preuß. Th. III. S. 290.

202. Die Kapelle auf dem Tannenberger Wahlplatz.

Auf dem Tannenberger Wahlplatz, wo einst die Blüthe des deutschen Ordens gebrochen ward, wurde zum Andenken an diese unheilvolle Begebenheit eine Kapelle errichtet. Nachdem dieselbe schon verfallen, ist ihr Gemäuer von den Umwohnern noch lange für heilbringend gehalten. Am zweiten Pfingstfeiertage versammelt sich dort das Volk, und Kranke, Gebrechliche und Krüppel ziehen ihre Strümpfe und Schuhe aus und legen solche nebst ihren Krücken an und auf die Mauer gegen Osten, wo sonst der Altar gestanden, fügen auch ein Opfergeld nach ihrem Vermögen hinzu, und ziehen dann, baldiger Genesung gewiß, wieder heim.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 549.

203. Die Kirche zum Leichnam Jesu in Elbing.

Im Jahre 1400 brannte zu Elbing ab die Kirche zu St. Georgen, welche gar schön und zierlich von Holz erbauet und in Holz aufgemauert war. Als man nun den Schutt wegräumte, da fand man, daß Alles in der Kirche verbrannt war, ausgenommen das Büchslein, worin das heilige Altars-Sacrament verwahrt wurde. Dieses Büchs-

lein mit drei kleinen gewrihaten Hostien darin ward ganz und unversehrt gefunden. Das that man erheben mit großem Gepränge und Herrlichkeit. An der Stelle aber, wo es gefunden, baute Bruder Hellwig Schwarg mit Bewilligung des Hochmeisters eine neue Kirche zur Ehre des heiligen Leichnams Jesu, die noch stehet und den Namen hat. In dieser Kirche sind zum öftern viele Wunderwerke geschehen.

Johannes v. Riesenburg Jahrbücher S. 128.
Henneberger Erklärung S. 113.
Leo hist. Pruss. p. 182.

204. Die Teufelssteine.

Bei dem Dorfe Groß-Stoboy unweit Elbing liegen auf dem Felde zwei große Feldsteine tief in die Erde hinein, die Teufelssteine genannt. Es wird erzählt, daß, als einst die Pferdejungen des Nachts beim Hüten auf ihnen Karten gespielt, der Teufel sich in Gestalt eines Thieres zu ihnen gesellt, und am Spiele Theil genommen oder wenigstens demselben zugesehen habe, bis er beim ersten Geschrei des Hahnes zwar Abschied nahm, aber zum Zeichen, in wessen Gesellschaft sie gewesen, seinen Fuß in den einen Stein abdrückte. In demselben ist denn auch wirklich ein Eindruck, wie von einem hinteren Bärenfuße zu sehn.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 383.

205. Der Kartenstein.

Zwischen Neu-Schönwalde und Roggenhöfen im Elbingschen Gebiete liegt ein röthliches Felsstück, fünf Fuß drei Zoll lang und anderthalb Fuß hoch, mit einigen breiten, die Länge und Quere darüber hinlaufenden Adern, die demselben ein Ansehn geben, als wenn es mit Riemen

beschnürt wäre. Zwischen den Adern liegen, obwohl etwas unförmlich, Quadrate von weniger harter Masse und daher etwas ausgewittert, so daß sie viereckige Vertiefungen bilden. Nach der Sage haben einst die Pferdejungen des Sonntags unter der Predigt Karten gespielt, wobei sich der Teufel zu ihnen gesellt und eine Zeitlang mitgespielt. Als er aber ein Spiel nach dem andern verlor, schleuderte er zuletzt die Karten gegen den Stein, wovon die Abdrücke zurück blieben.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 384.

206. Die Blutseen.

Sehr verbreitet sind die Sagen von Teichen und Flüssen, die ihr Wasser in Blut verwandelt oder doch wenigstens eine blutrothe Farbe angenommen. So wird von dem Wichmann-See bei Nidau berichtet, daß er im Jahre 1712 acht Tage hindurch des Morgens eine so dunkel kirschbraune Farbe gehabt, daß, wenn man damit geschrieben, es wie braune Kuglakfarbe ausgesehn. Des Mittags sei aber der See immer wieder ganz klar und farblos gewesen. Eine fast gleiche Farbe, ähnlich dem Safte von rothen Rüben, nahm auch 1715 ein kleiner Teich in Bröske an. Wenn man aber damit schrieb, so verschoß die Farbe bald wieder und wurde wie blasse Tinte. Das Wasser des Teiches zwischen Königsberg und Karschau soll sich gleichfalls einst in Blut verwandelt haben.

Hartwich Beschreib. d. Werder S. 7. 517. 518.

Preußisch. Todestempel S. 153 flg. S. 155.

Joh. Pet. Schulz de aqua sanguinea Mariaeburg. Thor. 1716. Coll. Sanit. Relation wegen eines in Preußen, zwischen Königsberg und Karschau, gelegenen Dimpels, welcher sich in Blut soll verwandelt haben. 1712. cf. Erl. Preuß. Th. IV. § 527 flgg. Etwas zur Erklärung des Blutregens und Verwandlung des Wassers in Blut. Annal. des Königr. Preuß. v. Baczko. 1793. 2tes Quart. S. 1 flgg.

207. Der Seeteich bei Elbing.

Etwa eine halbe Meile von der Stadt Elbing liegt ein kleiner kesselrunder See, der den Namen des Seeteichs führt. Die Sage berichtet, daß hier einst eine der ersten christlichen Kirchen der Gegend gestanden. Die umwohnenden Heiden hätten sich jedoch versammelt, das Gotteshaus, als gerade darin Andacht gehalten ward, gestürmt und den Priester zu tödten versucht. Da sei aber ein Feuerball vom Himmel gekommen, der das Gebäude und die Gegend ringsum entzündet habe, während der Priester emporgehoben ward. Alles, was die Flammen berührten, versank zusammen mit den Frevlern in unermeßliche Tiefe, und an der Stelle zeigte sich die Fluth.

208. Ursprung der Stadt Danzig.

Unweit der Stelle, wo jetzt die berühmte Stadt Danzig gelegen, war vor Zeiten ein Flecken oder Dorf, die Wieke genannt. Dort war schon vor Alters allerlei Handlung und Ablager von Heringen, Aal und anderm trocknen und geräucherten Fischwerk, welches von da nach Pommern, Cassuben, Polen und Preußen weiter verfahren wurde.

Die Einwohner des Dorfes bestanden zwar größten Theils aus Fischern und Kriegern, und waren ein sehr wildes und mordsüchtiges Volk. Insbesondere hatten sie von Alters her den Gebrauch, an ihren Feiertagen in und außer dem Dorfe Freudenfeuer anzuzünden, wobei sie tapfer zechten mit Weib, Gesinde, Fremden und Gästen, und um das Feuer tanzten und sprangen. Bei solchem Wesen trug es sich zu, wie denn der Teufel insgemein beim Saufen und Tanzen seinen Höllenthron hat, daß Hader und Zank, und daraus zum öftern Mord und Todtschlag erfolgte.

Der Herr des Dorfes aber war ein sehr strenger und harter Mann. Derselbe hieß Hagel, und wohnte nicht weit von dem Dorfe Wieke, in einem hölzernen Schlosse, welches deshalb Hagelsberg hieß, wie noch jetzt die Stelle, wo es gestanden. Derselbe war zugleich ein vornehmer Fürst der Wenden. Dieser Fürst Hagel nun bestrafte nicht bloß auf das strengste dergleichen wildes und unziemliches Treiben der Einwohner von Wieke, sondern er hielt dieselben auch sonst sehr hart, verlangte von ihnen das Beste, was sie hatten; sie mußten seine Aecker mit ihren Unkosten und Arbeit pflügen und säen; sie durften keine Fische fangen und kein Holz fällen, sie hätten denn vorher von ihm mit vielem Gelde die Erlaubniß erkauft; ihre Weiber, Töchter und Mägde mußten ihm zu Willen leben. Solcher schnöden Tyrannei, nachdem sie zehn Jahre gedauert hatte, wurden die Unterthanen endlich überdrüßig; sie verschworen sich daher heimlich gegen den Fürsten Hagel, und berietchen unter einander, wie sie seiner durch List los werden möchten. Denn durch Gewalt ging dies nicht an, da man damals noch keine Geschütze hatte und daher sein hölzernes Schloß nicht zu erstürmen war, Hagel aber außerhalb seiner Burg sich nicht sehen ließ.

Nun hatten aber die Wieker eine Gewohnheit, daß sie alljährlich auf einen gewissen Tag Abends zu Ehren eines ihrer Abgötter ein großes Feuer anzündeten, um welches sie tanzten und sangen. Sodann gingen sie alle mit einander mit zusammengefaßten Händen tanzend auf den Hagelsberg hinauf, wo sie oben auf dem Platze vor der Burg drei Tänze machten zu Ehren des Herrn und seines Hofgesindes. Dagegen mußte ihnen Hagel dann ein Faß Bier herausgeben, welches sie nach altem Brauche auf seine Gesundheit vertranken. Diese Gelegenheit hatten die Wicker zur Ausführung ihres Vornehmens auserſehen.

Da nun die Zeit und der Tag herangekommen war, zogen sie ihrer Gewohnheit nach auf den Berg hinauf und fingen an zu tanzen. Da befahl Hagel, ihnen das Bier herauszubringen, wie gebräuchlich, und wie nun die festen Thore geöffnet wurden, um das Bier herauszulassen, da verließen die Wieker, welche bisher dem Anschein nach sorglos getanzt hatten, ihren Tanz, und sprangen neben der Tonne vorbei durch das Thor. Unter ihren Kleidern hatten sie kurze Schwerter und Beile verborgen, und wie sie in die Burg kamen, wo man an solchen Ueberfall nicht dachte, da würgten sie ohne Mühe Alles, was ihnen entgegenkam, Herrn Hagel mit allen den Seinigen, ausgenommen jedoch seine Tochter Pechta; diese erhielt derjenige zum Weibe, der den Anschlag zuerst erfunden hatte. Als die Reihe an Herrn Hagel kam, daß er sterben sollte, da rief er aus: o Tanz, o Tanz, wie hast du mich betrogen! Als nun nachmals die Burg Hagelsberg verbrannt, und dorten eine Stadt gebaut wurde, da gab man dieser zum Andenken an die That und an jene Worte Hagels, den Namen Tanz-wieke, daraus späterhin Danzig geworden. —

Nach einer andern Erzählung hatte Hagel, um sich mit den Wiekern auszusöhnen, dem Vornehmsten von ihnen seine Tochter Pechta oder Perchta zum Weibe versprochen. Nun war es aber dort der Brauch, daß der Bräutigam am Tage der Hochzeit mit seinen Freunden und Bekannten zu der Braut ging, und sie unter vielen Ceremonien und Festlichkeiten aus ihrer Eltern Hause auf den zur Trauung bestimmten Platz mitten im Dorfe führte. So sollte es aber diesmal nicht sein; denn Hagel, der den Wiekern nicht trauete, wollte den Bräutigam mit seinen Freunden, deren er eine große Anzahl mit sich hatte, nicht in die Burg lassen, sondern begehrte, daß statt ihrer des Bräutigams Mutter sammt etlichen Jungfrauen in die

Burg kommen und die Braut holen sollte. Die Wieker, welche bei dieser Gelegenheit den Hagel umbringen wollten, ließen sich dadurch nicht irre machen; es kleideten sich nämlich mehrere junge Gesellen in Weiber aus, verbargen ihre Waffen unter den Weiberröcken, und gingen nun als die Dienerinnen der Brautmuter, und deren Begleiterinnen mit in die Burg hinein. Herr Hagel, der sich solcher ver- verkleideten Gäste nicht besorget, läßt sie alle in die Burg hinein, bringet ihnen die Braut schön angekleidet entgegen, und nimmt nun die schönste der mitgekommenen Jungfrauen, und wie es die Sitte will, fanget er einen Tanz mit ihr an. Desgleichen thun auch seine Hofleute mit den übrigen Jungfrauen. Wie nun aber der Tanz am besten zu Gange, da springen die verkleideten Mägde mit blanken Waffen herbei, mitten zwischen die Tanzenden, ermorden Hagel und seine Hofleute, und führen die Braut hinweg; da soll Hagel in seinem letzten Augenblicke geschrieen haben, wie vorhin ist gesagt worden. —

Andere halten nun wieder alle diese Erzählungen für unwahr, und sagen, in dem Dorfe Wieke habe vor alten Zeiten ein vornehmer Däne gehauset; derselbe sei ein großer Seeräuber gewesen und habe dort seinen Raub verborgen, daher denn der Name Danske Wiek, Danzwieg, Danzig entstanden sei.

Wie nun aber die Stadt Danzig zuerst ist gebauet worden, das hat sich auf folgende Weise zugetragen: Als nämlich die Einwohner des Dorfes Wieke anfangen wollten, die Stadt zu bauen, da gingen sie zu dem Herrn des Landes, und begehrten von ihm, ihnen so viel Platz zu der neuen Stadt zu vergönnen, als sie mit ihren Armen umspannen könnten; der wußte nicht, was er aus dieser Bitte machen sollte, aber er gewährte ihnen dieselbe, und nun kamen alle Einwohner des Fleckens mit Weibern, Kindern,

Knechten und Mägden, nahmen einander bei den Händen, und begriffen also einen Raum, so weit sie reichen und sich ausbreiten konnten auf dem Platze, wo noch heutigen Tages die alte Stadt Danzig gelegen ist. (Vergl. hierüber die folgende Sage.)

Casp. Schütz hist. fol. 7. fol. 10.
Henneberger Beschreibung s. v. Danzig S. 61.

200. Erbauung der Stadt Danzig.

Subislaus, der erste Herzog von Pommerellen, welcher die Taufe empfing, war von König Waldemar von Dänemark mit Krieg überzogen, und hatte, da er in seinem Lande noch keine Stadt besaß, nirgends Widerstand leisten können. Damit er nun nicht wieder in gleiche Noth gerathen könne, beschloß er eine Stadt zu gründen, forderte die Bewohner des Fleckens Danzig vor sich und stellte ihnen vor, wie vielerlei Nutzen ihnen daraus erwachsen möchte, wenn sie mit Aufgabe ihrer bisherigen Wohnungen an einem gelegenen Orte eine Stadt errichteten; einen solchen möchten sie sich daher wählen; er wolle ihnen nicht nur die Baustelle und das Holz unentgeltlich hergeben, sondern auch Graben und Planken auf seine Kosten machen lassen. Die Danziger waren hiermit zufrieden, und erbaten sich zur neuen Stadt so viel Raum, als sie mit ihren Armen umfassen möchten. Obwohl der Fürst nun nicht einsah, wo es mit dieser Bitte hinauswolle, so verwilligte er selbige dennoch. Da kamen auf einen bestimmten Tag alle Bewohner des Fleckens mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden und was sonst an Menschen bei ihnen vorhanden war, nahmen einander bei den Händen und umfaßten also einen Kreis, so weit sie reichen und sich ausbreiten konnten, auf dem Platze, da noch heutiges Tages die Altstadt Danzig belegen ist. Der Fürst, obwohl er

nicht gemeint, daß ihm sein Anerbieten so theuer zu stehen kommen würde, glaubte doch, sein Wort halten zu müssen, und that das ganze umspannte Land aus.

Casp. Schütz Historia. fol. 10.

210. Der Marienbrunnen zu Danzig.

In dem Innern des Brigitten-Klosters zu Danzig befindet sich ein wunderthätiger Quell, der Marienbrunnen zu Ehren der Gebenedeiten genannt. Diese hätte nämlich selbst einigen frommen Jungfrauen die wunderthätige Kraft des Brunnens enthüllt und den Ort als eine geheiligte Stelle angewiesen. Es ward daher neben dem Quell zuerst eine Kapelle und ein kleines Kloster für Schwestern vom Orden der Marien-Magdalenen-Büßerinnen erbaut. Als aber im Jahre 1374 der Leichnam der heiligen Brigitta aus Rom über Danzig nach Schweden gebracht und einige Tage in jener Kapelle ausgestellt ward, ließ der Hochmeister Konrad von Jungingen eine große Kirche bauen, und weihte sie nebst dem gleichfalls erweiterten Kloster der genannten Heiligen, welche durch ihre, auf den deutschen Orden sich beziehenden Prophezeiungen in der preußischen Geschichte berühmt ist.

Löschin Danzig S. 102.

211. Das Crucifix in der Marienkirche zu Danzig.

Ueber der Hedwigskapelle in der Marienkirche zu Danzig befindet sich ein in Holz geschnitztes Bild des Gekreuzigten von so unübertrefflicher Schönheit, daß man es keinem geringeren Künstler, als dem großen Michel Angelo glaubte beilegen zu können. Die Darstellung des schmerzensvollen und doch so sanften Hinscheidens ist in der That so treu und wahr, daß sie nicht die Nachbildung eines Ideals, sondern der Natur selbst zu sein scheint. So wird

dem auch erzählt, daß der Künstler, nachdem er die Anfertigung übernommen und lange vergeblich nach einem ihm genügenden Vorbilde gesucht, endlich einen schönen Jüngling gefunden habe, der ihm in jeder Beziehung dazu geeignet schien. Diesen habe er, verblendet von der Leidenschaft, ein vollkommnes Kunstwerk zu schaffen, in seine Wohnung gelockt und dort lebendig ans Kreuz geschlagen, dann aber nicht Nacht nicht Tag geruht, bis er das Bild vollendet, und darauf sich selbst das Leben genommen.

Noch andere Merkwürdigkeiten bewahrt die Marienkirche, an welche sich wunderbare Sagen knüpfen; so eine äußerst kunstreiche Uhr, ein Meisterwerk des Nürnbergers Hans Düringer, den man nach der Vollendung, damit nicht auch andere Kirchen dergleichen Werke von ihm erhalten könnten, seiner Augen beraubt, worauf aus Rache das Haupttriebwerk von ihm zerstört sein soll; dann ein aus Thon geformtes Bild der Maria, von welchem berichtet wird, daß ein zum Tode verurtheilter Verbrecher es im Gefängnisse verfertigt, und zum Lohn Begnadigung erhalten habe.

Löschin Danzig S. 64 fgg. und mündliche Ueberlieferung.

212. Adam und Eva zu Danzig.

Zu Danzig in der Langgasse steht ein Haus, das von dem daran befindlichen Schnitzwerke den Namen Adam und Eva führt. Obwohl es nicht nur in dem schönsten und gesuchtesten Theile der Stadt gelegen, sondern auch ein herrliches Denkmal der Baukunst unserer Altvordern ist, so hat es doch lange Jahre hindurch unbewohnt und wüste gestanden, weil es in dem Hause umging. Früher hatte man es öfters zu beziehen versucht, doch zwangen die Geister, welche nicht Nacht nicht Tag Ruhe hielten, immer bald wieder, es zu verlassen. Also kam es, daß es ganz

verfallen war, als es in die Hand eines neuen Besitzers gerieth, der es nun wieder herstellen lassen wollte. Aber wenn das Werk beinahe zu Ende war, so ward plötzlich alle Arbeit wieder vernichtet gefunden, so daß der Aufbau nie zum Ziel gelangte und zuletzt ganz aufgegeben wurde. Erst in der neuesten Zeit ist es geglückt, ihn wirklich ganz zu vollführen und das Haus bewohnbar zu machen.

Noch wird erzählt, daß Jeder, der zur Zeit, als die Geister dort noch haus'ten, darin allein eine Nacht zu schlafen gewagt, Morgens an seinem Lager eine gefüllte Börse gefunden habe, mit der Weisung, das darin befindliche Geld, ohne es zu verschenken, bis auf den letzten Pfennig im Laufe des bevorstehenden Tages auszugeben, widrigenfalls ihm das Genick gebrochen werden würde. Die Meisten wurden dieser Freigebigkeit, die ihnen mehr Angst und Mühe als Vergnügen bereitete, selbst bald überdrüßig; Einige aber, die solche Quelle länger benutzen wollten, und sich ihrer bedienten, um den Lüsten zu fröhnen, wurden in ihrer Aufmerksamkeit auf die gedachte Bedingung bald lässig, was denn auch ihren jählichen Tod nach sich zog.

213. Der Brodstein zu Danzig.

Zu einer Zeit, als eine große Hungersnoth in Danzig war, lebte daselbst eine Frau, die ein schönes Kind hatte. Dieses liebte sie über alle Maaßen um seiner Schönheit willen. Als nun bei dieser Theuerung die Frau selbst ausgegangen war, und Semmelbrod für sich und ihr Kindlein geholt hatte, fand sie bei ihrer Rückkehr, daß das Kind sich unrein gemacht. In der Geschwindigkeit hatte sie kein Tuch bei der Hand, wollte auch das Kind nicht so liegen lassen, nahm derohalben die Krume aus der Semmel und reinigt mit dem Weichen das Kind. Aber zur Strafe

für eine solche Sünde bei der großen Hungersnoth, die in der Stadt war, verwandelte das Brod sich sofort in Stein, so daß die Frau, die solches nicht merkte, dem Kinde Haut und Fleisch weg wischte. Das Kind starb daran, die Frau aber verfiel in schrecklichen Wahnsinn. Der Stein wird noch jetzt zu Danzig in Unserer lieben Frauen Kirche gezeigt.

Simon Grunau Chronic. Tract. XIII. c. 11.
Luc. David Th. VII. S. 43.

214. Der Brodstein zu Oliva.

In der Kirche des berühmten Klosters Oliva bei Danzig wird noch heutiges Tages ein Stein gezeigt, welcher vormals Brod gewesen. Mit demselben hat es folgende Bewandniß: Als nämlich unter dem Hochmeister Conrad Zölner ein Schuhknecht, welcher von Welau gebürtig, in diesem Kloster Almosen bat und ein Brod bekam, steckte er dasselbe in seinen Busen und ging damit nach Danzig. Unterwegs trifft ihn ein armes Weib an mit zwei Kindern, deren eins sie auf dem Arme trägt, das andere an der Hand führet. Die bittet den Gesellen um ein Stücklein Brod, damit sie den Hunger der weinenden Kindlein stillen könne. Er aber saget, er hätte kein Brod. Die Frau aber sah das Brod, und sagte ihm, er hätte ja Brod im Busen, wie man es sehen könnte. Da schwor der Geselle, das sei nur ein Stein, um sich der Hunde zu erwehren. Als er nun aber hernach das Brod hervorlangen will, da ist dasselbe zu Stein geworden, und er gehet in sich, kehret zurück zum Kloster, bekennet was er gethan, und hängt zum Gedächtniß den Stein in des Klosters Kirche. Andere berichten dies nicht von einem Schuhknecht, sondern von einem Jacobs-Bruder, der im Kloster ein Brod empfangen. Eine andere Sage berichtet, daß, als bei der Plünderung des

Klosters im Jahre 1617 einige lutherische Soldaten vom Heere Gustav Adolphs ihre Hände an das heilige Brod legen und solches hatten verzehren wollen, selbiges vor ihren Augen in Stein verwandelt sei, wie denn auch die Spuren des Daumens, mit dem die Soldaten in das Brod gegriffen, in demselben noch kenntlich waren.

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 435.
Leo hist. Pr. p. 174.
Henneberger Erkl. S. 339.
Mart. Zeiler Handbuch von allerlei nützlichen Sachen und Denkwürdigkeiten. 1655. S. 25.
Bock Naturgesch. Preuß. Th. II. S. 372.
Lucas David Th. VII. S. 44.

215. Der Grundstein der St. Marienburg.

Als die Kreuzesbrüder Jerusalem verlassen mußten und nach Deutschland heimkehrten, führten sie Trümmer der Burg, die sie dort gehabt, und die eben das Haus einst gewesen, in welchem der Herr das letzte Nachtmahl mit seinen Jüngern gehalten, mit sich übers Meer. Diese wurden anfangs zu Marburg aufbewahrt, als der Bau des Haupthauses zu Marienburg begann, aber dorthin geweiht und dem Fundamente einverleibt. Darum ist der Bau auch so herrlich geworden, daß er als das schönste Denkmal der Vorzeit des Landes dasteht, und so fest, daß er nun schon so viele Jahrhunderte dem Zahne der Zeit und der Unbill frecher Menschenhände getrotzt hat.

(Bergenroth) Die St. Marienburg. S. 254.

216. Das Gnadenbild zu Marienburg.

An der Schloßkirche zu Marienburg steht in einem blinden Fenster ein großes, schönes Marienbild mit dem Christuskindlein auf dem Arme; es ist zwölf Ellen lang, von schöner musivischer Arbeit und im Feuer vergüldet.

Der Hochmeister Conrad von Jungingen hat es dahin setzen lassen. Das Bild hat verfertigt ein frommer, schlichter Mann; der hatte viele Jahre daran gearbeitet und war alt darüber geworden und hatte greise Haare bekommen. Wie er es nun aber fertig hatte, da that es ihm sehr leid, daß er von dem lieben Bilde solle scheiden. Und in der Mitternacht vorher, als es an der Kirche sollte aufgerichtet werden, begab er sich noch einmal in seine Werkstatt, zu dem Bilde. Er zündet viele geweihte Kerzen an und kniet nieder und weinet bitterlich, daß er zum letzten Male dabei weilen soll. Da winket die Mutter der Gnaden ihm mit der Hand und siehet ihn freundlich an, und die Seele des Greises wird froh, er beugt in Demuth und Freude sich nieder, und so stirbt er auf einmal eines sanften Todes in der Nähe seines heiligen Bildes.

Auch nachher war das Bild zum öftern wunderthätig: Einstmals nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg, hatten die Ordensbrüder sich in das Schloß zu Marienburg zurückziehen müssen, wo sie hart von den Polen belagert wurden. Da trat ein Fürst der Polen auf und sprach zu den Seinen: Lasset uns das Bild höhnen! und er befahl einem von seinen Söhnen, die Armbrust zu nehmen und nach dem Bilde zu schießen. Der Sohn gehorchet dem Vater, allein so wie er den Bogen abdrücken will, erblindet er plötzlich. Darüber ergrimmt der Fürst, und er nimmt selber den Bogen und zielet und drücket los; doch der Bolzen fliegt rückwärts und trifft seinen eigenen Herrn, daß dieser todt zur Erde stürzet. Noch viele andere Wunder hat das Gnadenbild verrichtet.

Johannes Lindenblatt Jahrbücher S. 228.
Henneberger Erklärung S. 113.
Leo hist. Pruss. p. 182.
(Bergenroth) Die St. Marienburg.

217. Die versteinerten Liebenden.

Auf dem Schlosse zu Marienburg zeigte man sonst zwei Steine, von denen erzählt ward, daß zwei Liebende in solche verwandelt worden, und daß sie aus Betrübniß nach der Verwandlung noch häufig salzige Thränen vergossen.

Fischer disput. de lapidib. in agro pruss. sine praejudicio contempland.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 368.

218. Der Teufelsstein.

In der Nähe der Stadt Marienburg befindet sich ein Stein, von welchem die Sage geht, daß auf ihm der Teufel mit einem Bauern aus dem Werder um dessen Seele gespielt habe. Der Bauer war aber klüger als sein Widersacher, und gewann das Spiel. Drob ward der Böse zornig, und schlug mit der Hand in seiner Wuth so heftig auf den Stein, daß der Eindruck seiner Faust noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

219. Der unterirdische Gang im Schlosse zu Marienwerder.

In dem alten Schlosse zu Marienwerder, einst Residenz der Pomesanischen Bischöfe, befindet sich auf der, dem unter dem Namen des Danziger bekannten Bogengange entgegengesetzten Seite ein unterirdischer Gang, von dem man nicht wußte, wo er hinführe. Es ist in früherer Zeit von Vielen versucht worden, hineinzudringen; wenn sie aber noch nicht eben tief hinabgekommen waren, erschienen ihnen Geister, vor denen sie sich so entsetzten, daß sie eiligst zurückkehrten. Es ist daher auch niemals gelungen, das Ende des Ganges zu erforschen. Gegenwärtig ist dessen Eingang verschüttet.

Aehnliches wird auch von unterirdischen Gängen bei andern Schlössern, ferner von einer unterirdischen Höhle in dem bei Salfeld belegenen Burgberge berichtet.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 541. und mündliche Ueberlieferung.

220. Der Todtenberg bei Marienwerder.

Neben der Stadt Marienwerder gegen Mitternacht liegt eine Anhöhe, welche den Namen des Todtenberges führt, und zwar deshalb, weil sie durch die Leichen der in einem, im polnisch-schwedischen Kriege hier vorgefallenen Gefechte Gebliebenen entstanden sein soll. Nach der Sage gestatten die Geister der Begrabenen nicht, daß hier ein Haus gebaut werde, und als jemand vor einiger Zeit dennoch ein solches errichtet und bezogen hatte, sollen ihm dieselben erschienen sein und ihn aufgefordert haben, das Haus sofort wieder zu räumen, weil ihm solches sonst über dem Kopfe zusammenstürzen werde.

221. Der Irrgarten bei Riesenburg.

Die Brüder und Kreuzherren des deutschen Ordens hatten durch ihre Ordensregel sich eidlich verpflichtet, Jerusalem, die heilige Stadt, gegen die Feinde des christlichen Namens zu vertheidigen, und wenn es verloren gegangen sei, wiederum einzunehmen. Um sich nun von solchem Eide los zu machen, und einigermaßen ihr Gewissen zu beruhigen, ließen die Ritter in Preußen fast bei allen Schlössern im Felde die Erde aufgraben, und ein Festungswerk mit vielen Gängen und Laufgräben aufwerfen, welches einem Labyrinth oder Irrgarten sehr ähnlich sah und von ihnen Jerusalem genannt wurde. Anfangs hatten sie hierbei ihre gottseligen Gedanken gehabt; hernach trieben sie aber bloß ihr Gespötte damit, denn wenn sie bei ihren

Schmausereien recht lustig sein wollten, dann mußten die Knechte sich in dieses After-Jerusalem begeben, und die Ritter jagten sie wieder heraus, bei sich nun wähnend, Jerusalem befreit zu haben. Für solche Frechheit ist aber auch die Strafe nicht ausgeblieben. Es ist namentlich ein dergleichen Irrgarten im Felde bei Riesenburg gewesen, er war 55 Fuß lang und 60 Fuß breit, darin befand sich ein Kreuz im Felde gegraben, welches 54 Fuß lang und breit war. In diesem Kreuze war es geruhig, aber in dem Irrgarten selbst war öfters des Nachts ein gewaltiges Treiben und Rumoren. Man sahe dort feurige Gestalten mit glühenden Schwertern, welche in den Gräben auf und nieder liefen. Die Ritter mußten zu ihrer großen Qual das Spiel treiben, welches sie früher so übermüthig im Leben gespielt hatten. Nur wurden die Rollen umgekehrt, denn die Ritter wurden von den Knechten gejaget, und diese wieder von dem Teufel und seinem Anhange.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 121 fgg. Th. IV. S. 363.

222. Die Pfarrkirche zu Culm.

Als die Pfarrkirche zu Culm, noch jetzt eins der ehrwürdigsten Denkmale altdeutscher Baukunst in Preußen, gegründet ward, war es der Plan des Baumeisters, dieselbe mit zwei hohen Thürmen zu versehen. Es hatte sich der Meister aber verpflichtet, zu einem bestimmten Tage das Werk zu vollenden. Schon nahte dieser, und noch war der Thurm kaum bis zur Hälfte fertig. Da ließ der Meister ohne Unterlaß arbeiten und setzte selbst nicht Sonn- nicht Festtags aus. So gelang es ihm, den Tag einzuhalten, und schon war die Menge zur Einweihung versammelt, als sich ein furchtbares Brausen in der Luft vernehmen ließ, und man einen Engel herabeilen sah, der mit einem flammenden Schwerte den Thurm, an welchem des

Sonntags gearbeitet war, entzündete, so daß dieser bis auf den Grund niederbrannte, ohne daß jedoch der übrige Bau versehrt wäre. Noch einmal versuchte man, den Thurm aufzuführen, aber auch diesmal ward er, kaum beendigt, durch einen Blitzstrahl zerstört. So ist der Bau denn bis auf heute unvollendet geblieben.

223. Das vermauerte Thor.

In den Mauern der Stadt Culm, auf der Seite nach Thorn, erblickt man noch deutlich an einer Stelle die Spuren eines vermauerten Thors. Einst, so berichtet die Sage, hatten sich ein Mönch und eine Nonne aus dem benachbarten Benediktinerinnenkloster liebgewonnen; nach mancherlei vergeblichen Bemühungen glückte es ihnen endlich, zu entfliehen; durch jenes Thor nahmen sie ihren Weg. Da ward es zum Gedächtnisse dieser Begebenheit vermauert.

224. Das flüchtende Marienbild.

Auf dem Walle der Stadt Culm, nach dem Weichselstrome zu, steht ein lebensgroßes Bild der Mutter Gottes in einer Nische. Es wird erzählt, daß es einst bei einer Belagerung der Stadt seinen gewöhnlichen Standort, da es an selbigem den Kugeln des feindlichen Geschützes sehr ausgesetzt war, von selbst verlassen und sich in eine andere Nische, wo es sich mehr im Schutze befand, begeben habe, und dort auch bis nach Aufhebung der Belagerung verblieben sei, wo es wiederum von selbst an den früheren Ort zurückkehrte. Auch von den steinernen Kugeln, welche man damals von Schwetz aus auf die Stadt Culm mit Wurfmaschinen geschleudert, und die etwa einen Fuß im Durchmesser halten, sind noch acht, zum Andenken dieser Begebenheit in die Stadtmauer eingefügt, vorhanden.

225. Der Schwedenstein.

In dem letzten Kriege, den die Schweden unter Karl Gustav gegen die Polen führten, mußte auch die Stadt Culm eine harte Belagerung ausstehn. Der Feind, der dieselbe nicht mit Gewalt nehmen konnte, beschloß sie auszuhungern. Und schon hatte die Noth in der Stadt den höchsten Grad erreicht, da kam man auf den Einfall, zu versuchen, ob nicht die Schweden durch eine List zum Abzuge vermocht werden könnten. Man nahm alles noch vorhandene Mehl, backte zwölf große Brodte davon, und schleuderte diese nebst dem geräucherten Fleische, was man noch übrig behalten hatte, in das feindliche Lager. Der König, der langwierigen Belagerung schon müde, glaubte die Stadt, da man noch so viel fortwerfen konnte, mit allem hinlänglich versehen und zog ab. Ein großer Stein, der einsam auf unbebautem Felde, an der Stelle, wo des Königs Zelt gestanden, liegt, und auf welchem dieser seine Mahlzeiten gehalten, erinnert noch jetzt durch seinen Namen: der Schwedenstein, und durch die Gabel, Messer und Teller, die auf ihm eingehauen sind, an jene Begebenheit.

226. Der heilbringende Quell.

Auf der steilen Terrasse, die sich von der Stadt Culm auf der Graudenzer Seite hinabzieht, befindet sich eine Grotte, auf der ein kleines Thürmchen steht, das ein Muttergottesbild in sich schließt. Nur bei hohem Ablaß wird die Thüre des Thürmchens geöffnet, so daß das Volk sich an dem Anblicke der Gebenedeiten erlaben mag. Zwischen den Steinen der Grotte quillt unaufhörlich ein Wasser hindurch, das von den Gläubigen der Umgegend aufgefan-

gen wird und schon vielfach seine heilbringende Kraft, namentlich bei Augenübeln, bewährt haben soll. Vor der Grotte stehn vier schattige Linden. Die Sage erzählt, daß, als einst ein Hirt in der Nähe derselben im Schlafe gelegen, die Mutter Gottes ihm in der Spitze der einen Linde erschienen sei und ihm verkündet habe, daß der Quell, der auf ihr Geheiß hervorbreche, heilbringend sein werde. Als er erwachte, rieselte ihm zur Seite wirklich eine Quelle aus dem Berge hervor. Da richtete man die Grotte ein und setzte das Bild darauf.

227. Das englische Packhaus zu Culm.

In der Stadt Culm wird ein altes Gebäude gezeigt, das zur Zeit, als dieser Ort sich noch im Besitze eines blühenden Seehandels befand, den englischen Kaufleuten zur Waarenniederlage gedient haben soll. Von diesem Gebäude aus geht ein Gang tief unter der Erde fort; wie man behauptet, soll er sich eine Stunde weit bis nach dem Dorfe Grubno erstrecken. Wenigstens befindet sich in dem letzteren die Oeffnung eines andern unterirdischen Ganges, der in der dem ersteren entgegengesetzten Richtung streicht. Häufig hat man es schon versucht, von dem einen Ende zum andern zu dringen, aber immer vergeblich, da, wenn man tiefer hinabkam, stets die Kerzen verlöschten. Auch wurden die, welche sich hinabwagten, durch gespenstische Erscheinungen in Schrecken versetzt. Bei einer Eroberung Culms durch die Polen nämlich soll ein Engländer, Bewohner des Kaufhauses, um seine Geliebte vor dem Andrange eines feindlichen Hauptmanns zu retten, mit ihr durch jenen Gang zu entfliehen versucht haben, aber nicht wieder an das Tageslicht gelangt sein. Die Sage berichtet, daß, als es ihm nicht gelingen wollte, den Ausgang zu gewinnen, er erst seine Geliebte, dann sich

selbst ermordet habe, und daß Beider Geister es nun sind, die sich warnend zeigen.

228. Die Wanderung des Marienbildes.

Vor vielen Jahren ward einst ein schönes Bild der Mutter Gottes mit großen Kosten für die Pfarrkirche in Culm angekauft und in derselben feierlich aufgestellt. Am folgenden Morgen war es aber entschwunden, und erst nach langem Suchen fand man es auf der Stadtmauer wieder. Im Wahne, daß eine frevelhafte Hand das Bild habe entfremden wollen, brachte man es in die Kirche zurück. Aber am nächsten Morgen ward es wieder an derselben Stelle der Stadtmauer gefunden. Auch diesmal brachte man es, und zwar in feierlicher Procession, da man ein Wunder ahnte, in die Kirche zurück, und während der kommenden Nacht wachten einige Geistliche in derselben. Da sahen sie, wie sich um Mitternacht das Bild von selbst erhob, von seinem Postamente hinabstieg, durch die sich selbst öffnenden Pforten hinausschritt und sich wieder auf jene Stelle der Stadtmauer begab. Da erkannte man: daß die Gebenedeite sich selbst diesen Platz erkoren, und erbaute dort eine Kapelle, in der das Bild aufgestellt ward. Beide sind noch vorhanden.

229. Ursprung der Stadt Thorn.

Wenn gleich die Meisten erzählen, daß die Stadt Thorn erst von den Kreuzrittern gegründet sei, so giebt es doch auch eine Sage, die ihr einen weit älteren Ursprung beilegt, und solchen folgender Art berichtet:

Der treffliche Kriegsfürst und edle Römer Thorandus, als er durch große Kriegsmacht die Preußen bezwungen, hoffend sie ganz unter römische Botmäßigkeit zu bringen, erbaute gleich beim Eintritt des Landes eine Stadt, die er nach seinem Namen Thorn nannte, und wo er sein fürst-

liches Hoflager aufstellte, auch seiner Abgöttin Venus, die er Barthenia genannt, zu Ehren und schuldiger Dankbarkeit einen herrlichen Tempel baute, der auch über fünfhundert Jahre stehen geblieben. In diesem Tempel, der rings von Gold und Edelsteinen glänzte, ward der Göttin täglich große Ehre bezeugt. In der Mitte desselben stand ihr Bild in Gestalt einer Jungfrau mit holdseligen Augen, schneeweißem Leibe, zu Feld geschlagenen Haaren bis ans Knie. Auf dem Haupte trug sie einen Myrtenkranz, der mit rothen Rosen umwunden war, in ihrem lächelnden Munde eine geschlossene Rose; brennende Strahlen gingen von ihrem Herzen aus, das, da die Seite offen war, deutlich zu Tage lag. In der linken Hand hielt sie in Gestalt einer Kugel die ganze Welt, so in Himmel, Meer und Erdreich abgetheilt war, in der rechten drei goldne Aepfel. Sie stand auf einem goldenen Wagen, welchen zwei weiße Tauben und zwei Schwäne zogen. Bei ihr standen drei, mit den Armen in einander geschränkte Jungfrauen, deren jegliche den andern zweien einen goldenen Apfel reichte.

Andere erzählen, daß die Stadt Thorn von dem nordischen Heidengotte Thor den Namen habe, der dort unter einer alten Eiche, um die eine Feste befindlich, verehrt worden. Diese Feste habe der deutsche Orden erobert und den Namen beibehalten. (Vergleiche hierüber die Sage 30.)

Hofmannus Historisch. Bericht vom Ursprung, Anfang und Herkommen deß wunderschönen — Tempels — Veneris, welchen der — Römer — Thorandus — in Thorn in Preußen hat — bauen — lassen. Budissin 1616.

Preuß. Todestempel I. S. 42 fgg.

230. Die feindlichen Brüder.

Im Culmerlande befinden sich die Ruinen von zwei alten Ritterburgen, welche von beiden Seiten eines großen

Sees liegen. Papovo heißt die eine und Lippinken die andere. In beiden siehet man noch unterirdische Gänge, welche nach dem See zu streichen. Sie sollen bis ganz unter den See gehen und dort zusammen treffen, so daß man unter dem See her von einer Burg in die andere kommen kann. Schon seit vielen Jahren aber sind sie unter dem See verschüttet. Diese Gänge sind auf folgende Weise entstanden: Auf den beiden Burgen wohnten vor Zeiten zwei Brüder, die hatten einer den andern sehr lieb. Einstmals aber erzürnten sie sich, und da thaten sie beide den Schwur: daß sie auf Erden einander nicht mehr ansehen wollten. Sie hielten lange den Eid, als sie aber alt wurden, da kehrte auch die alte Bruderliebe in ihre Herzen zurück, und der eine sehnte sich, den andern zu sehen. Sie ließen also unter dem See her von ihren Burgen diesen Gang bauen, und sahen sich nun unter der Erde, da sie sich auf derselben nicht sehen durften.

231. Die schwarze Jungfrau.

Zwischen den Dörfern Warlubien, Plochozyn und Bankau im Schwetzer Kreise ist ein kleiner aber so tiefer See, daß es nicht möglich gewesen ist, seinen Grund zu finden. Aus diesem kommt täglich mit Sonnenuntergang eine schwarz gekleidete Jungfrau heraus, und wandelt, von einem gleichfalls schwarzen Hunde begleitet, bis Sonnenaufgang um den See herum. Traurigen Blicks schreitet sie einher, aber, angeredet, beantwortet sie freundlich die an sie gerichteten Fragen, während das Hündlein den Fragenden umhüpft und ihn einladen zu wollen scheint, ihm zu folgen. Einst stand hier ein mächtiges Schloß, das den Eltern der Jungfrau zugehörte, aber wegen deren Gottlosigkeit mit den Bewohnern versank. Die Jungfrau, die fromm war, kommt nun heraus, um Jemand zu finden,

der es unternimmt, die Ihren von dem Fluche zu erlösen. Doch vermag dies nur ein Mann, der gleich fromm und tapfer ist, und es nicht scheut, der Jungfrau in die Tiefe zu folgen. Geschieht dies einst, so wird das Schloß mit den Bewohnern aus der Tiefe wieder emporsteigen.

232. Die umgehenden Feldmesser.

Als in einem, links der Weichsel unfern Graudenz belegenen Dorfe vor einigen Jahren die Gemeinheitstheilung zur Ausführung gebracht wurde, sollen die Conducteure, von einigen Betheiligten bestochen, partheiisch die Ländereien vermessen haben. Zur Strafe dafür müssen sie nun allnächtlich auf schwarzen, aus den Nüstern und dem Munde Flammen schnaubenden Rossen und mit einer glühenden Meßkette in den Händen, die Flur umreiten. So wollen viele von den Bewohnern sie mit eigenen Augen gesehen haben.

233. Ursprung des Namens Conitz.

In Westpreußen auf der großen Straße von Berlin nach Königsberg, liegt eine anmuthige Stadt, Conitz geheißen. Sie ist erbauet im Jahre 1137 von den Wenden, welche zu jener Zeit in das Land einfielen, um sich gesundere Wohnplätze zu suchen. Als nun damals ein Theil dieser Völker dorthin kamen, wo jetzt diese Stadt liegt, da fanden sie dort eine Kuh mit einem Kalbe im Neste liegen, und weil hier eine schöne gesunde Gegend war, so beschlossen sie, allda eine Stadt zu bauen, die sie Kuhnest oder Kohnest nannten, aus welchem Namen mit der Zeit Conitz geworden ist. Die Stadt führt auch noch einen Kuhkopf in ihrem Wappen.

Mart. Behm Constantia Chronic. §. 2.
Gödtke Gesch. der Stadt Conitz S. 7.

234. Die eingesperrte Pest.

Als im Jahre 1709 die Pest in Preußen so äußerst heftig wüthete, kam sie auch nach der Stadt Conitz und raffte dort viele Menschen dahin. Wie man schon gänzlich verzagte und besorgte, der ganze Ort werde aussterben, da kam ein fremder Mann, der sich erbot, die Pest zu bannen. Sein Erbieten ward angenommen, und er ließ in einer großen Linde, die auf dem evanglischen Kirchhofe stand, ein Loch einschneiden und einen Pflock bereit halten, der gerade in dasselbe hineinpaßte. Dann zog er mit feierlicher Procession auf den Kirchhof, bannte die Pest in den Baum und schlug, wie sie drin war, schnell den Pflock ein, verbot auch, denselben je herauszunehmen, damit die Pest nicht wieder aus ihrem Verließe entweichen könne. Seitdem hat sie sich denn auch nicht mehr in Preußen gezeigt. Der Baum aber steht mit dem Pflock noch bis auf den heutigen Tag.

235. Die Hülfe.

Im Westen von Conitz zieht sich eine halbe Meile breit und fast zwei Meilen lang der Lockmannsee hin. Meist umgeben ihn waldbedeckte Höhen, die sich jäh in die klare Fluth hinabstürzen. Föhren und uralte Buchen beschatten sie. Vom westlichen Ufer zieht sich unfern des Vorwerks Hülfe ein runder Hügel in den See hinein; nur durch eine schmale Zunge hängt er mit dem festen Lande zusammen. Zur Zeit des Ordens stand hier ein Sattelhof; obwohl von den Buchen überwachsen, ist doch noch deutlich die Lage der einstigen Werke zu erkennen. Noch jetzt führt der Hügel den Namen Burgwall. Nördlich von ihm in geringer Entfernung befindet sich ein kleines Eiland, der

Lämmerwerder genannt. Von beiden berichtet die Sage Folgendes:

Als die Burg noch stand, befand sich auf dem Werder eine, dem heiligen Georg geweihete Kapelle und eine Hütte, in der ein greiser Schildknappe wohnte, der zu Ehren des Heiligen eine ewige Lampe unterhielt. Allgemein bekannt durch die Weisheit seiner Aussprüche, wurde von fern und nah der Rath des Alten eingeholt, und selbst von dem Haupthause sollen Sendboten gekommen sein, um in wichtigen Dingen des Landes und des Ordens seine Meinung zu erfragen. Neidisch auf das Ansehn des Knappen, beschlossen einst drei Ritter, deren Ruchlosigkeit er oft bitter getadelt, seinen Tod. Auf einem Nachen setzten sie von der Burg nach dem Eilande über und überfielen hinterwärts den Wehrlosen. Aber vor seinem Blicke sanken machtlos ihre Schwerter nieder. Sie wollten zur Burg zurückfliehen, doch der Kahn schlägt um; vergeblich tönt ihr Hülfsgeschrei; der See verschlingt sie. Der Greis aber schleudert im Zorn die Lampe des Heiligen über den See hinüber in die Burg, daß diese von den Flammen verzehrt wird. Sie ward nicht wieder erbaut. Noch oft hört man aber seitdem es in den Fluthen: Hülfe, Hülfe! wimmern, und zum Andenken an diese Begebenheit ward dem später erbauten Vorwerke der Name: Hülfe gegeben.

Eine andere Sage erzählt, daß, wenn man in der Nähe einer steinernen Treppe, von der man auf dem Burgwalle noch jetzt einige Stufen siehet: Cäsum, Cäsum, thue dich auf! ausspricht, der unterste Stein sich in die Höhe hebt, und man unter demselben verborgene Schätze erblicke.

236. Der Bauer aus Konarzyn.

Ein Bauer aus dem Dorfe Konarzyn pflegte sonntäglich die Kirche in Conitz zu besuchen. Sein Zweck war aber eigentlich, dem Kartenspiele zu fröhnen, und oft blieb er, in diese Beschäftigung vertieft, bis zum Mittwoch von Hause. Vergeblich hatte seine Ehefrau gewarnt, daß ihn noch einmal der Teufel bei dieser Entheiligung des Sonntags holen werde. Einst ging ihr Wort in Erfüllung. Der Teufel führte den Bauer über den Lockmannsee, dann über die Wälder, die zwischen diesem und Konarzyn liegen, flog aber so niedrig, daß der Bauer dort in das Wasser tauchte, und hier von den Aesten der Bäume gestreift wurde. Da hörten ihn die Bewohner laut schreien und den Teufel bitten, er möge ihn etwas höher führen.

237. Der Schwedenbrunnen.

Unfern von Conitz, auf dem Wege von Hennigsdorf nach Zoldan, befindet sich auf einer kleinen Erhöhung im Walde ein Brunnen, der Schwedenbrunnen benannt, werth den Bewohnern der Umgegend wegen seines silberklaren Wassers, und weil er weit in der Runde der einzige ist. Im ersten Schwedenkriege soll hier ein schwedisches Lager gestanden haben. Der Mangel an trinkbarem Wasser zwang, den Brunnen zu graben. Lange war die Arbeit vergeblich. Plötzlich sprudelte aus der Tiefe ein Quell hervor, der schnell die ganze Grube füllte. Oben aber schimmerte ein weißes Gewand, und empor tauchte eine Jungfrau von überirdischer Schönheit und verkündete prophetische Worte. Was sie aber gesprochen, hat die Sage nicht aufbewahrt. Wie sie gekommen, entschwand sie wieder.

In späterer Zeit versuchte man es einst, um den Quell ungetrübt zu erhalten, den Brunnen auszumauern. Aber nachdem das Werk vollendet war, stürzte es plötzlich mit furchtbarem Getöse zusammen. Fortan war die Quelle versiegt. Erst als man die Steine wieder hinausgeschafft, fand er sich von neuem in früherer Schönheit und Fülle.

238. Der Schloßsee bei Keusau.

Unfern von Tuchel bei dem Dorfe Keusau liegt ein See, der den Namen des Schloßsees führt. Die Sage erzählt, daß da, wo jetzt Wasser ist, einst ein Schloß gestanden und von diesem der See den Namen erhalten habe. Der Herr des Schlosses war ein harter und wüster Mann, der seine Unterthanen, wie er nur konnte und mochte, plagte, und das Erpreßte dann in üppigen Gelagen mit seinen Gesellen vergeudete. Einst waren diese wieder beisammen und es kreiste munter der Humpen, als sich plötzlich ein so furchtbares Unwetter erhob, daß das Schloß in seinen Grundfesten erbebte. Blaß verstummten die Gäste, aber der Burgherr mahnte sie mit vielen gottlosen Worten, sich nicht stören zu lassen, und hohnlachte der Wuth des Himmels. Da öffnete sich der Schooß der Erde und die Burg sank langsam in die Tiefe hinab. Vergeblich versuchten die Bewohner sich zu retten, denn schon war alles von den Fluthen umgeben. Aber noch jetzt will man oft die Worte: Bete und rette! aus der Tiefe hören.

Noch sonst finden sich manche Seen, von denen die Sage berichtet, daß an ihrer Stelle einst Orte oder Gebäude gestanden haben, durch deren Versinken sie gebildet worden, in Preußen, so unter andern bei dem Dorfe Müskendorf unfern von dem Wege nach Conitz. Das Dorf, das an der Stelle des jetzigen Bruches gestanden, soll wegen

der Gottlosigkeit seiner Bewohner von einem Engel vertilgt sein. Etwas Ähnliches wird auch von dem Pezyarczsee im Conitzer Kreise berichtet. Hier sind aber die Trümmer des von den Fluthen überdeckten Schlosses noch jetzt deutlich unter dem Wasserspiegel zu erkennen.

239. Das Gespenst in der Tuchelschen Haide.

In den Waldgegenden, die zwischen den Flüssen Brahe und Schwarzwasser liegen, und die gewöhnlich den Namen der Tuchelschen Haide führen, zeigt sich häufig um Mitternacht ein Gespenst. Es sitzt auf einem Wagen, welcher etwa die Form eines römischen Triumphwagens hat, und der von zwei schwarzen Pferden mit feurigen Augen gezogen wird. Das Gespenst selbst ist in weiße Gewänder gehüllt und gleicht einem Carmelitermönche. Das Wunderbarste dabei ist, daß der Wagen, selbst wenn er über leichten Sand oder Schnee hinfährt, eben so rasselt, als wenn er in vollster Schnelligkeit über Steinpflaster rollte, und es sich dabei wie heftiges Kettengeklirre vernehmen läßt.

Vor einiger Zeit fuhr ein Landmann in der Nacht von Tuchel nach seinem in der Haide belegenen Gute. Plötzlich beginnt das vor den Schlitten gespannte Pferd zu keuchen, und nur mit der äußersten Anstrengung kann der Besitzer Herr desselben bleiben. Als er in einen Hohlweg gelangt ist, so enge, daß sonst kaum ein Wagen hindurch kann, fährt mit einem Male das Gespenst, wie es vorstehend beschrieben, in vollem Gallopp und zwar ohne seinen Schlitten im mindesten zu berühren an ihm vorbei. Gleich darauf steht das Pferd des Landmanns still; alle Bemühungen es fortzutreiben sind fruchtlos; als jener nun näher hinsieht, erblickt er die beiden Rappen mit den feurigen Augen seinem Pferde gegenüber. Als er aber durch einen derben Fluch seinem Herzen Luft gemacht hatte, saust

der Wagen, wie er gekommen, wieder zurück an ihm vorüber. Keuchend und von Schweiß triefend, gelangt das Pferd nach Hause, zittert an allen Gliedern und berührt lange Zeit kein Futter. Erst nach mehreren Tagen beruhigt es sich allmählig wieder.

240. Die Görzdorfer Glocke.

In dem Dorfe Görzdorf, eine Meile von Conitz, bemerkte einst der Dorfshirt, daß eine Sau der Heerde ungewöhnlich tief und heftig in dem Boden wühle, und daß sich unter der aufgeworfenen Erde etwas Schimmerndes zeige. Als er herzu trat, sah er eine große glänzende Glocke, die von dem Thiere beinahe schon ganz herausgewühlt war. Man grub sie vollends aus, hing sie in dem Dorfe auf und bediente sich ihrer, um die Stunden der Arbeit kund zu thun. Aber der Ton derselben war so unmelodisch, daß niemand ihn hören mochte, denn er klang wie die Worte: Song woillt us (Sau wühlt aus). Als die Gemeinde sich nun einst berieth, welches Mittel man wohl anwenden könne, um der Glocke einen bessern Klang zu verleihen, da trat ein Fremder in ihre Mitte und hieß sie an der Stelle, wo die Glocke gefunden, eine Kirche bauen und sie in derselben anbringen. Also geschah es. Und von Stund' an hatte die Glocke einen reinen schönen Klang.

241. Das Glockenbruch.

Etwa auf dem halben Wege zwischen den Dörfern Schlagentin und Abrau im Conitzschen Kreise befindet sich ein Moor, das Glockenbruch genannt. Einst stand hier ein schönes Dorf, das sich zuletzt in dem Besitze einer Wittwe befand. Bei ihrem Tode vermachte sie selbiges ihren Nachbarn. Aber diese, die bisher friedlich mit ein-

ander gelebt, konnten sich über die Theilung nicht einigen und verfielen bald in bittern Hader. Theils um sie hierfür zu strafen, theils um den Gegenstand des Zwistes fortzunehmen, ließ der Himmel das ganze Gut plötzlich versinken, so daß man eines Morgens an der Stelle, wo dasselbe gelegen, jenen Moor fand. Da erkannten die Erben ihr Unrecht und versöhnten sich wieder. In der Tiefe des Bruches aber will man noch jetzt häufig ein Glockengeläute hören, woher ihm dann jener Name ward.

242. Die lederne Brücke.

Etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe Osterwiek im Conitzschen Kreise liegt mitten in einem See eine freundliche Insel. Jetzt unbebaut, soll sie die erste Niederlassung der Christen in jener Gegend gewesen sein. Damals befand sich eine Kirche mit mehreren Hütten darauf. Das Wasser des Sees aber war zu jener Zeit von so wunderbarer Leichtigkeit, daß jedes Fahrzeug, mit dem man es zu befahren versuchte, untersank. Um nun die Verbindung mit dem festen Lande sich offen zu halten und doch gegen einen plötzlichen Ueberfall der Heiden gesichert zu sein, verfertigten die Bewohner eine lederne Brücke, welche einige Fuß unter dem Spiegel des Wassers lag, so daß sie von den Unkundigen nicht gefunden werden konnte, und doch dem Kundigen einen sicheren Pfad bot. Bald kamen auch die Heiden, um die Christen zu vertilgen und ihr Heiligthum zu zerstören. Schon hatten sie lange vergeblich an den Ufern des Sees gelegen, da alle Bemühungen, die Brücke zu finden, erfolglos geblieben waren, und jeder, der um sie aufzusuchen in die Fluth sich gewagt, darin seinen Tod gefunden hatte, als die Belagerer eines Tages sahen, wie eine Kuh von der Insel aus nach dem festen Lande ohne Gefährde hinüberlief. So entdeckten sie die Brücke, eilten

hinüber, erschlugen die Bewohner, zerstörten die Gebäude und warfen alles, was zur Kirche verwendet war, mit den Glocken in den See hinab, dessen Wasser von Stund' an allen anderen Gewässern gleich ward. Die Glocken aber will man noch jetzt zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten in der Tiefe des Grundes läuten hören.

243. Das Marienbild zu Jacobsdorf.

In der Kirche des Minoritenklosters zu Jacobsdorf wird noch jetzt ein kleines, aus Holz geschnitztes Marienbild, von der Größe eines Daumens, aufbewahrt, das zur Gründung des Klosters Veranlassung gegeben haben soll.

Dies Bild fand nämlich der Dorfhirt unfern der Stelle, wo jetzt das Kloster steht, auf dem Felde, nahm es mit nach Hause und gab es seinen Kindern zum Spielwerk. Nach wenigen Tagen war es aber entschwunden. Bald nachher fanden es die Jacobsdorfer Ackersleute an derselben Stelle, wo es zuerst angetroffen war, wieder, und der Hirt, welcher gerade herzu kam, erkannte es alsbald, und erzählte, wie es mit dem Bilde ergangen. Als der Vorfall zu Ohren des damaligen Grundherrn, Potulicki, gelangte, ließ dieser es in das Augustinerkloster nach Conitz bringen, wo es auf dem Hochaltare aufgestellt ward. Aber von dort entschwand es nach kurzer Frist, und zum dritten Male fand man es an jener Stelle auf einem, unfern der Jacobsdorfer Kirche stehenden Weidenbaum, ein hellglänzendes Licht ringsumher ausstrahlend. Da ward es dem Pfarrer zu Görzdorf, zu dessen Sprengel Jacobsdorf gehörte, übergeben, welcher verhieß, einen silbernen Schrein zu dessen Aufbewahrung anfertigen zu lassen. Andere Geschäfte ließen ihn jedoch dieses Versprechens eine Zeitlang vergessen. Da traf es sich, daß er selbst und alle seine Hausgenossen von schwerer Krankheit ergriffen wurden. Als er

nun nachdachte, um welcher Sünde willen er eine solche Heimsuchung verdient haben möge, fiel ihm sein Gelübde wieder bei, und kaum hatte er dies ins Werk gesetzt, als er selbst und sein ganzes Haus auch sofort volle Gesundheit zurückerhielten. Darin, daß das Bild stets an jene Stelle zurückgekehrt war, glaubte man einen Wink des Himmels zu erkennen, und erbaute an derselben durch mildthätige Spenden das Kloster, in dessen Kirche solches demnächst aufgestellt wurde.

Bald nachher ereignete es sich aber, daß Räuber in diese einbrachen, und nebst manchem anderen Silbergeräthe auch das Kästlein, in welchem das Muttergottesbild befindlich war, mit sich nahmen. Wie sie jedoch nun mit dem Raube entfliehen wollten, da vermochten sie es trotz aller Anstrengung nicht, sich aus der Nähe des Klosters zu entfernen, und nachdem sie die ganze Nacht und einen halben Tag umhergeirrt waren, fanden sie sich an der Stelle wieder, wo zuerst das Bild getroffen war. Als sie nun dort alles Silber in Stücke zerbrachen und unter einem Steinhaufen verbargen, stießen sie auch auf das Bildlein und erkannten, daß dies es gewesen sei, was ihr Entkommen gehindert. Da warfen sie es denn gleichfalls unter einen Steinhaufen, und nun war es ihnen möglich zu entfliehen.

Als der Frevel kundbar ward, machte sich Casimir Wollschläger, der Schlochausche Grodschreiber, auf, um die Räuber zu verfolgen. Den Krug zu Jeziorken fand er voll munterer Zecher. Einer von diesen, als er zuerst an die Thür pochen hörte, war so erschreckt, daß er den Becher fallen ließ; als ihm die übrigen zusprachen: weshalb er sich so entsetze, da der Eintritt in den Krug ja männiglich zustehe? beruhigte er sich zwar in etwas; als nun Wollschläger aber in das Zimmer trat, sprach sich in jenes Mannes Mienen so deutlich Furcht und der Wunsch

zu fliehen aus, daß Wollschläger in ihm sofort einen der Räuber erkannte und ihn verhaftete. Derselbe gestand denn auch seine Theilnahme und versprach, ihn an die Stelle zu führen, wo das Silber verscharrt sei. Als er nun aber am Orte angelangt, den rechten Steinhaufen unter mehreren nicht gleich herausfinden konnte, und auf einen falschen zuschritt, so wollte Wollschlägers Roß, so sehr es der Reiter antrieb, dorthin durchaus nicht folgen; eben so wenig war es dazu zu bringen, einem zweiten zu nahen. Als der Reiter es nun sich selbst überließ, ging es auf einen andern Steinhaufen zu, unter dem man denn auch alles Silber fand. Allein das Bild fehlte. Wie man nun noch näher suchte, zeigte sich unfern ein ganz begrünter Platz, obgleich es schon im Spätherbst und sonst alles mit fahlem Laube bedeckt war. Hier lag das Bild auch wirklich wieder, und zwar ganz trocken, obwohl es die Zeit vorher fortwährend geregnet. Es wurde darauf in die Kirche zurückgebracht, und hat dort noch viele Wunder verrichtet.

Chronic. Monaster. Jacobsdorf. MS.

244. Die Glocken zu Jacobsdorf.

Nachdem die reformirte Kirche in Zoldan verfallen war, wollte der Besitzer dieses Gutes, der Schlochausche Grodschreiber, Casimir Wollschläger, ein rechtgläubiger Katholik, deren zwei Glocken der katholischen Pfarrkirche in Conitz, wohin Zoldan eingepfarrt ist, schenken. Als dieselben aber auf den Wagen gelegt waren, konnten solchen die Pferde bei aller Anstrengung nicht von der Stelle bewegen. Eben so vergeblich waren die Versuche, die Glocken nach den benachbarten Kirchen von Lichnau und Mosnitz zu schaffen. Da erkannte Wollschläger den Wink des Himmels, und schenkte sie dem Kloster Jacobsdorf, wohin die Pferde dieselben mit solcher Leichtigkeit zogen,

als wenn sie gar keine Last führten. Eine jener Glocken ist noch in der ursprünglichen Gestalt; die andere, da sie beschädigt war, umgegossen vorhanden.

Chronic. Monaster. Jacobsdorf. MS.

245. Das Gespenst auf dem Ostrowittschen See.

Auf dem Klein-Ostrowittschen See im Conitzschen Kreise zeigt sich von Zeit zu Zeit ein Ungethüm, schneeweiß, etwa in der Größe eines Kalbes, bald auf der Fluth umherschwimmend, bald sich im Rohre, das den Rand umgiebt, verbergend, um das am Ufer weidende Vieh zu erhaschen. Die Anwohner erzählen, vor etwa hundert Jahren sei dort der Besitzer durch Umschlagen des Kahns ertrunken. Da er nun im Leben ein böser Mensch gewesen, der Andre vielfach um das Ihre gebracht, und sein Tod ohne Absolution erfolgt sei, so habe er keine Ruhe, und dies bedeute jener Spuk, der erst, wenn es jemand glücke, die Seele des Ertrunkenen zu erlösen, verschwinden werde.

246. Die versteinerten Tänzer.

Etwa eine halbe Meile von Bergelau im Flathower Kreise in Westpreußen sieht man mitten im Walde einen Kreis von 40 großen Steinen. Sie sind schon tief in die Erde gesunken, aber sie ragen doch vier Fuß hoch aus derselben hervor, sie sind zwei bis vier Fuß breit, und stehen in einem großen Kreise, ein jeder zehn Fuß von dem andern. In der Mitte des Kreises sind zwei Steine, die noch größer sind als die andern, denn sie sind an zehn Fuß hoch und fünf Fuß breit. Vor Zeiten wohnte in dieser Gegend ein wildes Riesenvolk, das zuletzt selbst seine Götter verhöhnte. Denn obgleich diese ihnen verboten hatten, am Sonnabend zu tanzen, so achteten sie doch nicht

hierauf. So geschah es denn an einem Sonnabend, als sich vierzig solcher Riesen zum Tanze in den Kreis gestellt hatten, und als die Spielleute, welche in der Mitte standen, anfangen wollten aufzuspielen, daß die Götter plötzlich erzürnten, und Alle, sowohl die Tänzer als die Spielleute, in die Steine verwandelten, die man noch jetzt sieht.

Dritter Jahres-Bericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, S. 84 fgg.

247. Das Schmochbaal.

Unfern von dem, im Flatowschen Kreise belegenen Dorfe Krummenfließ befindet sich eine Kette von Sandhügeln, die ganz nahe beim Dorfe mit einem, über die anderen hervorragenden Berge endigt, der den Namen Schmauch- oder Schmoch-Baal führt. Es erzählt die Sage, daß einst ein der Hexerei beschuldigtes Weib, obwohl sie fortwährend standhaft ihre Unschuld betheuerte, lebendig habe verbrannt werden sollen. Als sie schon auf dem Holzstoß stand, hörte man durch die lodernde Flamme hindurch, wie sie Gott mit lauter Stimme anrief, daß er ein Wahrzeichen ihrer Unschuld möge ergehen lassen. Und kaum war der Holzstoß ausgebrannt, so wuchs an derselben Stelle eine sonst nie gesehene Pflanze, weder Baum noch Staude, nie sich vergrößernd und abnehmend, die nun schon seit Jahrhunderten dem Zahne der Zeit und den Menschenhänden trotzt. An diese Begebenheit soll jener Name erinnern, dessen erster Theil, wendischen Ursprungs, eine Brandstätte, die letztere aber Abgott bedeutet.

248. Die Schlangenberge.

In mehreren Gegenden Preußens findet sich die Sage, daß dort einst gewaltige Schlangen gehauset hätten. So wird von dem Schloßberg bei Ragnit erzählt, daß sich auf

ihm plötzlich so viele Schlangen gezeigt, daß die Schloßleute hätten weichen und das Schloß verlassen müssen. Aehnliches wird von den Pugelauschen Schlangenbergen in der Nähe von Conitz berichtet. Auch in der nördlichen Gegend des Schlochauschen Kreises sollen sich einst Schlangen, vom Volke Schlappe genannt, befunden haben. Sie waren so groß, daß sie gewöhnlich sechs Ellen maßen, und so giftig, daß, wo sie hinzogen, das Gras verdorrte. Allmählig wurden ihrer aber immer weniger und zuletzt blieben nur zwei, die sich auf den sogenannten spitzen Bergen beim Dorfe Stegers aufhielten. Um sich endlich von dieser Landplage ganz zu befreien, versammelten sich einst die Umwohner, umzäunten das ihnen bekannte Nest der Einen, während sie sich darin befand, in einiger Entfernung mit leicht brennbaren Stoffen und zündeten solche dann an. Als die Hitze die Schlange nun selbst ergreift und sie nirgends einen Ausweg sieht, da erhebt sie ein schreckliches Gezisch. Die andre, welche in der Nähe weilte, eilt herbei und stürzt sich, um die Schwester zu befrein, in die Gluth hinein. So kommen beide um, indem sie mit furchtbarem Krachen aus einander bersten.

Nach mündlicher Ueberlieferung vergl. mit Henneberger Erklärung S. 380.

249. Ursprung der Stadt Baldenburg.

Da wo jetzt die Stadt Baldenburg unfern den Gränzen von Pommern liegt, beherrschte die Gegend weit und breit einst ein schönes Fräulein, Hulda genannt. Diese hatte eine solche Leidenschaft für das Ballspiel, und eine solche Kunstfertigkeit darin erworben, daß sie nur dem angehören wollte, der sie hierin übertreffe. Nachdem schon Viele vergeblich ihr Heil versucht, gelang es endlich einem Ritter, die Fürstin zu überwinden und so diese selbst und ihr Land

zu gewinnen. Zum Angedenken baute er eine Stadt, die er Val de Hulde (Wall der Hulda) nannte, woraus eine spätere Zeit Waldenburg machte. Das umwohnende Landvolk aber nennt den Ort noch jetzt: de Wall. Um seine Entstehung zu verewigen, führt er bis auf den heutigen Tag in seinem Wappen ein Frauenbild, das in den Händen Blumen hält.

250. Die goldene Wiege.

Zu den schönsten Denkmälern der Vorzeit, welche Preußen aufweis't, gehört die alte Ordensburg zu Schlochau. Einst, nach dem Haupthause, das bedeutendste Schloß der deutschen Ritter, und der Hauptsitz Pommerellens, eine Vormauer zugleich gegen Polen und Pommern, zeugen die mächtigen Trümmer noch jetzt von der sonstigen Herrlichkeit und Stärke. Im lieblichsten Contrast schließt sich an sie ein freundlicher Lusthain, die Kujawe, nun die Luisenhöhe genannt, so daß diese Stelle, wie durch geschichtliche Erinnerung, so durch malerische Schönheit, eine der interessantesten Westpreußens ist.

Während der Polenherrschaft war das Schloß der Sitz eines Starosten. Zur Zeit als die Starostei dem fürstlichen Hause Radziwill übergeben war, ward einst in der Nähe desselben ein Baum gefällt, der inwendig ganz hohl befunden wurde, und in dessen Mitte ein Pergament lag. Der Schloßverwalter, als er davon Kunde erhielt, nahm das Pergament, ohne sonst jemandem Nachricht zu ertheilen, und nach vieler Mühe glückte es ihm, die darauf befindliche fast verblichene Schrift zu entziffern. Sie lautete:

Kommst du zur ersten Bruck, so sollst du gehen rechts.
Kommst du zur zweiten Bruck, so sollst du gehen links.
Und wo drei Steine aufrecht stahn,
Da liegt der Schatz begraben.

Er verfolgte den angedeuteten Weg und fand auch wirklich eine Stelle in der Mauer, wo drei Steine statt wagerecht lothrecht eingemauert waren. Als er nun die Mauer hier fortbrach, kam er in ein Gewölbe, wo er einen mächtigen Schatz an Gold, Edelsteinen und Perlen und unter demselben eine Wiege ganz von gediegenem Golde und mit kunstreichen Verzierungen bedeckt fand. Da er, hätte er sein Glück kund gethan, den Schatz seinem Herrn hätte herausgeben müssen, so verschwieg er den Fund, und es ward auch lange nichts davon bekannt. Als nun aber der Fürst einstmals das Wiegenfest eines Neugebornen beging, da machte sich der Verwalter mit zwei Reisigen auf nach dem Fürstensitze und überbrachte die Wiege als ein Angebinde, indem er so am besten in der Gunst seines Herrn sich festzusetzen vermeinte. Aber gerade dies erweckte den Verdacht eines gefundenen Schatzes. Der Fürst ließ sofort den Verwalter in Haft nehmen, und sendete Leute ab, die im Schlosse zu Schlochau eine sorgfältige Nachforschung anstellen sollten. Dem Verwalter glückte es jedoch, einen seiner Begleiter zu benachrichtigen. Dieser ritt Tag und Nacht, so daß er den Abgesandten des Fürsten zuvorkam, und ehe diese noch anlangten, war bereits der ganze Schatz in den Schloßsee versenkt. Dort ruht er noch. Der Verwalter aber mußte das ungenossene Glück mit dem Leben bezahlen.

251. Der See Sbonkowo.

Bei dem Dorfe Sadke, unfern der Gränzen Westpreußens, befindet sich ein See, Sbonkowo genannt. Einst soll hier ein Dorf gestanden haben, über dessen Untergang eine alte Sage Folgendes berichtet:

Die Bewohner dieses Dorfes waren übermüthige Menschen, die gern der Armuth, statt sich ihrer zu erbarmen,

spotteten. Einst kam ein altes krankes Weib dorthin und flehte um ein Almosen. Aber obwohl sie fast vor Hunger verschmachtete, ward sie doch überall mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. Da verfluchte sie das Dorf und seine Bewohner, daß die Erde sie verschlingen möge. Alsobald sank der Ort in die Tiefe, und ein großer See breitete sich da aus, wo jener gestanden. Bei klarem Wasser will man noch jetzt auf dem Grunde die Kirche und die Häuser erkennen, ja sogar die Bewohner, die, ihren Geistlichen in der Mitte, in Procession um die Kirche ziehn, um Gott wegen ihrer Hartherzigkeit auszusöhnen.

252. Der See bei Luczmin.

Bei dem Dorfe Luczmin, an der Gränze von Westpreußen und Posen, liegt ein See, an dessen Stelle früher eine Stadt gestanden, die aber wegen des gottlosen Wandels der Bewohner versunken sein soll. Noch jetzt will man in der Tiefe häufig läuten hören. Ein Fischer gab an, einst einen Stein ins Wasser geschleudert und deutlich gehört zu haben, wie dieser auf ein Dach gefallen und auf letzterem hinabgerollt wäre. Bei stürmischem Wetter wird oft Holzwerk von den Gebäuden ans Ufer geworfen. Die Sage berichtet, daß die Bewohner in Krebse verwandelt worden, weshalb man denn auch aus Furcht, mit Geistern in Berührung zu kommen, auf dem See, so viel und schöne Krebse er enthält, nicht krebst. Wenn einst die Sünden der Bewohner abgebüßt sind, werden sie wieder menschliche Gestalt annehmen, und die Stadt wird aus der Tiefe von Neuem emporsteigen.

Mit jenem See hängt ein kleinerer, auf einem nicht fernen runden Berge gelegener, unter der Erde zusammen; denn ein Fisch, der in diesem, sammt dem Speer mit dem er verwundet worden, dem Fischer entschlüpfte, kam gleich

darauf in jenem wieder zum Vorschein. Auch er soll ein versunkenes Schloß bergen. Seine Tiefe ist so groß, daß sie mit einem vierzig Klafter langen Seile, an dem ein Stein hing, nicht hat ergründet werden können. Ein Mann, der vor mehreren Jahren hinabtauchte, berichtete, die Ufer des Sees seien ausgemauert; den Boden habe er aber nicht erreichen können.

253. Die Gründung des Klosters Polnisch Krone.

Das um das Jahr 1200 gegründete Cistercienser-Kloster zu Polnisch Krone ist ein Denkmal der Vorzeit, das noch jetzt durch die Schönheit und Erhabenheit seines Baus Bewunderung erregt. Seine Gründung berichtet die Sage folgendermaßen:

Ein wenig bemittelter Mann, Bogumil geheißen, fühlte sich zu einer Zeit, wo noch kaum das Licht des Christenthums über diesen Gegenden aufgedämmert war, gedrungen, zur Ehre Gottes ein Kloster zu erbauen. Aber schon war alles Seinige verthan, und das Werk noch weit von der Vollendung entfernt; fromme Spenden zur Förderung gingen nur kärglich ein; bereits murrten die Bauleute, die schon lange keinen Lohn empfangen. Da wandte sich Bogumil in brünstigem Gebete an den Himmel, bittend, dieser möge selbst ihm die Mittel anzeigen, wie er den Bau vollenden könne. Und ein Engel erschien ihm und kündete, was er zu thun habe. Alsobald stieg Bogumil in den vorüberfließenden Brahefluß. Da kamen sogleich die Fische so zahm an ihn heran, daß er sie mit den Händen greifen konnte, und in solcher Menge, daß er nicht nur davon den Arbeitern Lebensunterhalt gewähren, sondern sich auch das zum Fortbau nöthige Geld durch den Verkauf verschaffen konnte. Und so oft es an diesem wie-

der zu gebrechen begann, wandte er jenes Mittel von neuem an, bis endlich das Kloster vollendet war.

Noch jetzt zeigt man in demselben über der Thüre, welche nach der Sakristei führt, ein Gemälde, worauf diese Begebenheit dargestellt ist.

254. Der Loossee.

In der Nähe von Schönlanke befindet sich ein fast zirkelrunder See, der Loossee genannt, durch sein dunkles, fast stets bewegtes Wasser ausgezeichnet; selbst beim klaren Himmel und völliger Windstille verursacht er ein dumpfes, dem Rollen eines fernen Donners ähnliches Getöse. Fast ringsum wird er von dunklem Laube beschattet. Die Entstehung des Namens wird folgendermaßen berichtet:

Zur Zeit des Heidenthums ward auf der Stelle, wo jetzt das Gewässer des Sees ist, von frommen Mönchen ein Kloster erbaut. Die Umwohner, Wenden, staunten über die Erhabenheit des Gebäudes, und fühlten sich angezogen durch das helle Glockengeläute; bald kamen Viele herbei und hörten andächtig die Worte des Friedens, welche ihnen von den frommen Vätern verkündigt wurden. Um so größer ward der Zulauf, da diese auch mancherlei Künste lehrten, deren Nutzen bald einleuchtete. Darüber ergrimmten die heidnischen Priester, welche sahen, wie ihre Gewalt über die Gemüther des Volks immer mehr abnahm, und der oberste Priester versammelte eines Tages die Bewohner der Umgegend, erzählte, wie ihm in der Nacht sämmtliche Götter erschienen wären, gebietend das Kreuz zu vernichten, und verkündete allen denen, welche noch ferner des Umgangs mit den fremden, den angestammten Göttern feindlichen Männern pflegen würden, Verderben. Listig wußte er deren Bekehrungsversuche mit einer alten Prophezeiung, nach welcher die Wenden einst von den Wil-

zen unterjocht werden sollten, in Verbindung zu setzen. So glückte es ihm, das Volk zu entflammen; selbst die, welche schon angefangen den Samen des Christenthums in ihr Herz aufzunehmen, fielen wieder ab. Alle verschworen sich zur Zerstörung des Klosters und Ermordung der Bewohner desselben. Der folgende Tag, es war der des heiligen Johannes, ward zur Ausführung angesetzt. Die Klosterglocke, wenn sie zur Mette läute, sollte die Loosung geben. Von allen Seiten wollte man mit den Feuerbränden hervorstürzen. Und also geschah's. Als aber nun das Kloster in Flammen stand und die Mönche in ihrem Blute lagen, da zog ein furchtbares Gewitter am Himmel empor; rings entzündeten die Blitze den Boden, so daß keiner der Mörder mehr zu entkommen vermochte. Mit den Trümmern des Klosters sanken sie in die Tiefe hinab. Der See, welcher an der Stelle entstand, ward zur Erinnerung an die Glocken, welche man noch jetzt am Johannistage in der Tiefe läuten hören will, und die das Loosungszeichen gegeben, der Loossee genannt.

255. Der Pfaffensee.

In der Nähe von Ehrbardorf, unfern der westpreußischen Gränze, befindet sich ein kleiner, fast kreisrunder See, den dunkles Laub beschattet, und den ein stets klares, fast nie bewegtes Gewässer auszeichnet, der Pfaffensee genannt. Einst stand hier das Dorf Zitko, dessen alte Urkunden noch als mit Ehrbardorf gränzend erwähnen. Die Bewohner waren überaus gottesfürchtig und versäumten nie den Gottesdienst. Einst hatten sie sich zum Johannisfeste so zahlreich versammelt, daß die Kirche die Erschienenen nicht alle zu fassen vermochte und viele vor den Thüren bleiben mußten. Da versank, als eben der Priester den Segen gesprochen, die Kirche mit allen Anwesenden

und an ihrer Stelle entstand der See. Die Hütten, der Bewohner beraubt, verfielen bald. An jedem Johannistage um die Mittagsstunde aber hört man noch deutlich aus der Tiefe den Klang der Glocken, und sieht auf der Mitte des Sees den Kasten schwimmen, in dem die heiligen Geräthe aufbewahrt sind; ja man will selbst einzelne Stimmen vernommen haben. Der See wird deshalb auch mit scheuer Ehrfurcht von den Umwohnern betrachtet, und Niemand unterfängt es sich, die Fische desselben zu fangen. Einstmals hatte aber doch ein Bauer aus Ehrbardorf gewagt, einen Fisch zu angeln, und froh über den schönen Fang, will er nach Hause eilen, als er plötzlich aus der Tiefe eine Stimme vernimmt, die mit kläglichem Gewimmer ihr Kind zurückfordert, so daß der Fischer erschrocken den Fisch wieder in die Fluth wirft.

256. Die Entstehung des Namens Pelplin.

Als Sambor I., Herzog von Pommern Danziger Linie, zuerst und noch bei Lebzeiten seines Vaters Subislaus, des Gründers von Oliva, den Bau des Klosters Pelplin begann, soll Letzterer, als er die neue Anlage besichtigte und mit der Einrichtung nicht zufrieden war, gesagt haben: **Moy synie, wzis ty wypelnil?** was zu deutsch heißt: Mein Sohn, was hast du doch da verbruddelt? Sambor nahm hiervon Veranlassung, seiner Stiftung den Namen Pelplin beizulegen.

257. Das Grab des Riesenweibes.

Der Höhenzug, der sich an der Gränze von Westpreußen und Pommern hinzieht, zeichnet sich besonders durch die vielen, zwischen seinen Abhängen belegenen Seen aus; schroffe, mit dunklen Föhren bedeckte Höhen umkränzen sie, und verleihen ihnen zwar etwas Wildes und Schauer-

liches, geben der Gegend aber auch ein höchst eigenthümliches Gepräge. An einem dieser Seen, welcher unfern des schwarzen Berges, eines der höchsten Punkte der Kette, liegt, befinden sich mehrere Steinhügel, von denen erzählt wird, daß einst ein schwangeres Riesenweib vom jenseitigen Ufer aus hinüber geschwommen sei, um den Teig, den sie auf ihren Schultern mit sich führte, in dem Ofen der Nachbarin zu backen. Erschöpft jedoch von der übermäßigen Anstrengung, ward sie, kaum an das Ufer gelangt, entbunden, gab aber auch sofort ihren Geist auf. Unter jenem Steinhügel ward sie begraben.

Nach mündlicher Ueberlieferung. Vergl. Dritter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde S. 84 fgg.

258. Die Bekehrung der Oxhöfter.

Zu Oxhöft an dem Strande der Ostsee herrschte einst zur Heidenzeit ein Fürst, dessen Gebiet sich über den jetzigen Neustädter und Karthäuser Kreis erstreckte. Er war ein harter Mann, der seine Unterthanen mit schweren Lasten drückte, so daß diese endlich durch lautes Murren ihren Unwillen kund thaten. Da kam von Süden her ein heiliger Mann, Jatzk genannt, und verkündete die Lehren des Christenthums. Schnell fiel ihm das Volk zu und strömte herbei, um die Weihung der Taufe zu empfangen. Aber der Fürst wollte dies nicht gestatten, und verlangte, daß der Fremde erst durch ein Wunder die Wahrheit seiner Lehre kund thue. Nun ist die Höhe, auf welcher Oxhöft belegen ist, eigentlich eine Insel, denn auf der einen Seite wird sie vom Meere begränzt, auf der andern aber durch den Kielau, die Rahmel und den Stremming von dem übrigen Lande geschieden. Jetzt sind dies unbedeutende Flüßchen, damals aber war die ganze Niederung,

durch welche sie fließen, mit Wasser angefüllt. Das Erste nun, was der Fürst verlangte, war, daß der heilige Mann, ohne sich eines Fahrzeuges zu bedienen, trockenen Fußes zu ihm nach Oxhöft hinüberkäme. Und also geschah es; als Jatzk sich den Fluthen näherte, theilten sich dieselben, so daß er auf einem trocknen Pfade zur Insel gelangte. Hierauf forderte der Fürst das zweite Zeichen, daß nämlich das Wasser, welches die Insel von dem Festlande trennte, sich ganz zurückziehe, damit sein Gebiet völlig zusammenhängend sei, da dessen bisherige Zerstückelung ihm mancherlei Beschwerden verursachte. Auch dies vollbrachte der Heilige. Auf sein Gebot zog sich die Fluth in das Meer zurück und üppige Matten grünten an deren Stelle empor. Da erkannte der Fürst die Wahrheit der neuverkündeten Lehre, ließ sich mit allen seinen Unterthanen taufen und war diesen fortan ein milder Herr.

259. Der Starost von Seekath.

Neben dem Dorfe Seekath im Stargardter Kreise liegt ein großer See, auf dem sich drei Inseln befinden. Die größte von diesen zeigt noch Trümmer eines Schlosses, das im letzten Schwedenkriege zerstört sein soll; auch sieht man noch die Pfähle einer Brücke, welche sie sonst mit dem festen Lande verband. Auf diesem Schlosse wohnte einst ein Starost, der ein eben so kluger als milder Mann und der Vater und Rathgeber der ganzen Gegend war. Auch nach seinem Tode hat er sie nicht ganz verlassen mögen. Deshalb stellt er sich in jeder Johannisnacht ein. Dann findet man ihn auf den Trümmern sitzend und in einer Urkunde oder einem großen Buche lesend. Die, welche wagen, sich an ihn zu wenden, entläßt er nie ohne guten Rath.

260. Der wilde Jäger auf dem Bullerberge.

In dem zur Wyrthischen Forst gehörigen, im Stargardter Kreise gelegenen Walde Skrzynka befindet sich ein hoher Berg, der Bullerberg genannt. Auf diesem treibt in der Bartholomäusnacht der wilde Jäger sein Wesen. Schon viele Menschen haben es vernommen, wie er dann mit furchtbarem Getöse durch den Wald fährt. Einst kam der Oberförster des Reviers in jener Nacht durch den Forst und hörte den Lärm. In dem Wahn, Wilddiebe zu vernehmen, eilt er nach, und, als es ihm aller Anstrengung ungeachtet nicht glückte, die Jagenden einzuholen, bricht er in einen gottlosen Fluch aus. Da erhebt sich über seinem Haupte ein furchtbares Gesause, und mit den Worten: „da hast du auch etwas von unserer Jagd" wird ihm der Schenkel eines Menschen in den Wagen geschleudert.

261. Die Jungfrauen in dem Braheflusse.

In der Tiefe des Braheflusses haben Wasserjungfrauen ihre Wohnung, welche sich zuweilen, insbesondere zur Zeit des Vollmondes zeigen, und gerne guten und frommen Menschen wohlthun. Vor allen andern nehmen sie sich willig unglücklich Liebender an, weshalb solche sich denn auch nicht selten von ihnen Rath und Hülfe erbitten.

In einer, auf dem Brahefluß belegenen Mühle wohnte einst vor vielen Jahren ein Müller, der ein überaus schönes und holdseliges Töchterlein besaß. Dieses hatte der Sohn eines benachbarten Ritters liebgewonnen und die Maid war ihm wieder zugethan; aber der Vater des Jünglings, der nicht seinen edlen Stamm durch eine Schnur aus geringem Stande verunehren wollte, weigerte seine Einwilligung. Da wandten sich die Liebenden an die Bra-

hejungfrauen. Diese erschienen auch dem Ritter und verkündeten ihm Heil und Segen, wenn er in die Verbindung willige, aber Verderben, falls er länger widerstrebe. Doch auch dies vermochte nicht, ihn zu bewegen. Da führten die Brahejungfrauen das Mägdlein und den Jüngling mit sich hinab in die Tiefe, wo sie nun mit ihnen in ihrem Krystallpallaste wohnen und sich häufig noch jetzt auf dem Spiegel des Wassers zeigen, durch einen lieblichen Gesang sich kund gebend. Der Ritter aber, seines Kindes beraubt, ward von zu später Reue ergriffen und starb bald, nachdem ihn das Schicksal noch mannigfach verfolgt, in Armuth und Verzweiflung als der Letzte seines Stammes.

262. Der Bau der evangelischen Kirche zu Schöneck.

Nachdem die Kirchenverbesserung in Preußen Eingang gefunden, traten auch einige Bürger des Städtleins Schöneck zur neuen Lehre über. Anfangs hatten sie sich ein Gemach in einem Privathause zum Betsaal eingerichtet, bald aber nahm die Zahl so zu, daß dies nicht mehr genügte, und so gingen sie den Starosten um die Erlaubniß an, eine eigne Kirche zu bauen. Es war damals aber Starost über Schöneck ein Herr von Flemming, ein harter und grausamer Mann, der ihr Begehr mit schnöden Worten zurückwies. Da wandten sich die Evangelischen an ihren Oberherrn, den König Sigismund von Polen; doch auch hier konnten sie die gewünschte Erlaubniß nur unter der Bedingung erlangen, daß die Kirche in vierundzwanzig Stunden aufgebaut werde. So suchten die Rathgeber des Königs eine abschlägliche Antwort zu verhüllen, da sie es für unmöglich hielten, in so kurzer Zeit ein solches Werk zu vollführen. Aber die Schönecker gaben deshalb ihren Plan nicht auf. In den benachbarten, zur neuen Lehre

übergetretenen Städten, sonderlich in Danzig, ließen sie alles Erforderliche vollständig zurichten, so daß es nur zusammengefügt zu werden brauchte. An dem festgesetzten Tage kamen nun alle Evangelischen von fern und nah, viele tausend Menschen, besonders Maurer und Zimmerleute herbei, und nachdem die Steine und das Holzwerk aus den andern Städten herangefahren, begann man die Aufrichtung. Schon war alles bis auf den Thurm vollendet, als ein Mönch einen Riegel, der zur Verfestigung unentbehrlich war, entwendete und unter seiner Kutte verbarg, um so die gänzliche Beendigung zu verhindern. Als er nun aber mit seinem Raube forteilen will, stürzt ein Stein vom Dache hinab und schlägt auf sein Haupt nieder, so daß er augenblicklich todt zu Boden sinkt. Bei Fortschaffung des Leichnams fand man den Riegel, und bevor noch die vierundzwanzig Stunden verlaufen waren, stand das Gotteshaus fertig da.

Der Starost aber erhielt bald den Lohn seiner Grausamkeit; er mußte flüchtig werden, und starb in großer Dürftigkeit im Auslande. An der Stelle des Schlosses, worin er gewohnt, steht jetzt der Salzspeicher. In dessen Gemäuer sind drei runde Steine von ziemlich beträchtlicher Größe eingemauert. Es wird erzählt: sie hätten das Maß vorgestellt, was nach seinem Befehle das Brod haben mußte.

263. Ursprung der Stadt Berend.

In der Gegend, wo jetzt die Stadt Berend liegt, zeigte sich einst vor grauen Jahren ein Bär von ungeheurer Größe und Stärke, der rings alles verwüstete, Menschen und Vieh anfiel und der Schrecken der ganzen Gegend war. Endlich entschlossen sich zwei beherzte Männer, Vater und Sohn, das Land von dieser Plage zu be-

freien. Sie erspähten die Höhle des Bären, drangen in dieselbe ein, als er sich gerade drin befand, und tödteten ihn nach einem mörderischen Kampfe. Durch diese Heldenthat erwarben sich beide so viel Ansehn, daß alle benachbarten Gaue sie zu Führern wählten. Sie bauten sich darauf einen Hauptort und nannten ihn zum Andenken an die Begebenheit, der sie ihre Herrschaft verdankten, Bär-End (Berend). Der jetzige Markt der Stadt ist die Stelle, wo die That geschah.

264. Das Berendsche Wappen.

Bei der Stadt Berend befinden sich zwei Seen, welche früher mit einander verbunden gewesen sind; gegenwärtig trennt sie eine Wiese. Letztere hat das Eigenthümliche, daß in ihrer Mitte Binsen stehn, welche durch ihren Abstand gegen die umgebenden Gräser genau die Gestalt des Wappens der Stadt, und zwar mit einer solchen Genauigkeit, bilden, daß selbst die Sterne, welche das Schild desselben verzieren, deutlich zu erkennen sind. So oft auch die Wiese sammt den Binsen gehauen werden mag, so zeigt doch in jedem neuen Jahre der Platz, den die letzteren einnehmen, dieselbe Gestalt. Einen Ursprung oder Grund dieser Erscheinung verkündet die Sage nicht; von den beiden Seen aber berichtet sie, daß an der Stelle, wo sich der kleinere jetzt befindet, eine Kapelle, wo der größere, das Schloß von Berend gestanden habe, wie denn letzterer auch noch den Namen des Schloßsees führt. Ersterer hat das Eigenthümliche, daß er, trotz seines nicht bedeutenden Umfanges, doch von unergründlicher Tiefe ist. An Stelle der versunkenen ward eine andere Kapelle auf einer Höhe am Ufer erbaut, wo sie noch steht. Das Schloß soll wegen der Schändlichkeit des Starosten, der auf ihm saß, untergegangen sein.

265. Der König im Lauenburger Berge.

In einem, nahe bei dem Städtlein Lauenburg in Cassuben belegenen Berge fand man im Jahre 1596 eine ungeheure Kluft. Es waren damals gerade zwei Missethäter zum Tode verurtheilt; solchen schenkte der Rath unter der Bedingung das Leben, daß sie diesen Abgrund bestiegen und untersuchten. Hinabgefahren, erblickten sie auf dem Grunde einen schönen Garten, drin ein Baum mit lieblich weißen Blüthen stand, doch durften sie nicht daran rühren. Ein Kind, das im Garten war, führte sie über eine weite Matte zu einem Schlosse, aus dem mancherlei Saitenspiel ertönte. In demselben aber saß ein König auf einem silbernen Sessel, mit einem goldenen Scepter in einer, einem Briefe in der anderen Hand, welchen letzteren das Kind der beiden Missethätern überreichen mußte.

Valvassor Ehre von Krain I. 247.
Seyfried's Medulla pag. 482.

266. Der Schloßberg bei Bütow.

Etwa eine halbe Stunde Wegs von Bütow gen Mittag befindet sich ein, ungefähr dreißig Fuß hoher Hügel, der sich durch seine wunderbare Gestalt auszeichnet, indem er, ganz vierseitig, die Form eines abgeplatteten Daches hat. Augenscheinlich ist er kein Werk der Menschenhand. Der Sage nach hat dort einst ein Schloß gestanden, das nun überschüttet ist. Die Seiten sind sehr steil und meist mit Gestrüpp überdeckt; auf der obern Platte aber wird geackert. Dort war früher eine etwa mannsdicke Oeffnung von unergründlicher Tiefe, die erst vor wenigen Jahren der besseren Beackerung wegen verschüttet ist. Es soll dies der Rauchfang des Schlosses gewesen sein. Man erzählt, daß zwischen dieser Oeffnung und dem noch jetzt vorhan-

denen Schlosse in Bütow selbst eine unterirdische Verbindung stattfinde; ein Hund, einst in ein, in einem Keller des letzteren befindliches Loch hinabgeworfen, soll durch jene Oeffnung wieder herausgekommen sein.

Noch sonst manches Wunderbare wird von dem Berge erzählt.

So träumte einem in Bütow stehenden Husaren: daß er auf einer, ihm wohlbekannten Stelle des Hügels sich befinde, neben ihm ein Haufen Gold. Ein Kamerad, dem er den Traum am anderen Morgen erzählt, schilt ihn, daß er so wenig sein Glück zu benutzen wisse; aber erst, als er zum dritten Male hintereinander denselben Traum gehabt, entschließt er sich, auf den Berg zu gehen. Da er aber erst seinen Futtersack hervorsucht, so verspätet er sich, und es graut bereits der Tag, als er auf dem Berge anlangt. Schon sieht er vor sich den Haufen, als er aber hinantritt, findet er statt Gold — Dünger. Aergerlich über die Täuschung, stößt er mit dem Fuße daran, da verschwindet der Haufen plötzlich.

Ein Hirtenknabe verlor einst auf dem Berge zwei Ochsen. Im Suchen an die Oeffnung gelangt, findet er neben derselben einen gedeckten Tisch, auf dem ein Bund Schlüssel und ein Teller mit drei Butterschnitten sich befinden. Obwohl ihn der Hunger die letzteren zu verzehren reizt, steht er doch an, geht zu seinem, nicht entfernt wohnenden Brodherrn und erzählt, was ihm begegnet. Dieser sagt ihm, daß, wenn er sich der Schlüssel und Butterschnitte bemächtigt, er reich und glücklich geworden wäre, und kehrt gleich mit ihm zurück. Aber schon war alles verschwunden. Noch einmal fand jener Knabe den Tisch mit den Butterschnitten dort, doch wiederum wagte er nicht sie zu berühren. Die Schlüssel fehlten diesmal. Seitdem ward nichts wieder gesehen.

267. Die Jungfernmühle.

Aus dem Bütower Schloßberge sprudelt ein, durch krystallgleiches Wasser ausgezeichneter Quell hervor, und mit solcher Mächtigkeit, daß er schon wenig unterhalb eine Mühle, die Jungfernmühle genannt, treibt. Mit letzterem Namen wird folgende Sage in Verbindung gebracht.

Ein Bauer, der an jenem Bache ackerte, sah oftmals zu demselben eine Jungfrau kommen, die mit einem goldenen Eimer Wasser schöpfte und sich wusch. Er faßte sich endlich ein Herz und fragte sie, weshalb sie solches thue. Da erzählte sie, wie sie eine Prinzessin und die Herrin des Schlosses, das auf jenem Hügel gestanden, gewesen, aber mit diesem verwünscht wäre, weshalb denn dasselbe auch in die Erde versunken sei. Sie könne aber erlöset werden, wenn jemand, ohne anzuhalten und ohne sich umzusehn, sie auf den wendischen Kirchhof in Bütow trage und dort mit voller Gewalt zu Boden werfe.

Sie fordert hierauf den Ackersmann unter Verheißung von Glück und Reichthum auf, ihre Erlösung zu vollbringen, und dieser unterwindet sich dessen. So mannigfache Hindernisse sich auch entgegenstellen, ist er doch schon mit ihr auf den Kirchhof gelangt; bevor er sie aber noch von seinen Schultern abgeworfen, greift ihm hinten etwas in den Schopf. Darüber erschrickt er dermaßen, daß er sich umsieht und seine Last fallen läßt. Da fährt die Jungfrau zu den Lüften auf, wirft ihm jammernd seinen Mangel an Standhaftigkeit vor, und klagt, daß sie nun noch viel härtere Qual erdulden müsse und erst nach hundert Jahren von Einem, der standhafter als er das Werk vollführe, erlös't werden könne. So verschwindet sie und ist seitdem noch nicht wieder gesehen.

268. Der Hexensee.

Zwischen Krämersbruch und Trzebiatowo, hart an der Gränze von Westpreußen, liegt ein kleiner See, der Hexensee genannt. Von ihm wird berichtet, daß die, welche sich in ihm baden, Zauberkraft empfangen. Etwas Eigenthümliches hat der See allerdings, denn trotz seiner hohen und schroffen Ufer ist er rings von Morästen umgeben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden dieses Sees wegen, da mehrere Weiber beschuldigt wurden, in ihm sich gebadet zu haben und Zauberei zu treiben, so unruhige Auftritte, daß die Behörden einzuschreiten sich genöthigt sahen.

269. Das versteinerte Ehepaar.

Bei Damsdorf, eine Meile von Bütow, befinden sich zwei Steine, fast ganz gleich, von Mannes Höhe und etwa zwei Gewende von einander entfernt. Sie haben fast ganz menschliche Gestalt, Kopf und Schultern zeichnen sich kennbar ab. Es wird berichtet, daß dies zwei Eheleute aus der Gegend waren, die im Hader mit einander sich gegenseitig zu Steinen verwünscht hätten, und deren Verwünschung sofort in Erfüllung gegangen sei. Die Farbe der Steine ist grau, aber wenn man sie mit einem scharfen Werkzeuge ritzt, erscheinen sie blutroth.

270. Die versunkenen Jäger.

In der Nähe von Bernsdorf im Bütower Gebiete befinden sich zwei Seen, die durch eine, unter einem Moore hinfließende Strömung zusammenhängen. Etwa in der Mitte desselben ist ein kleines kesselförmiges Loch, welches nie austrocknet, und dessen Ränder, obwohl rings von den

üppigsten Gräsern umgeben, nie bewachsen. Die Sage berichtet, daß einst einige Weidmänner, die sich am Sonntage mit der Jagd vergnügt, an dieser Stelle, als sie gerastet, plötzlich versunken wären. Noch jetzt will man Nachts ihre Gestalten dort sehen und das Bellen der Hunde vernehmen.

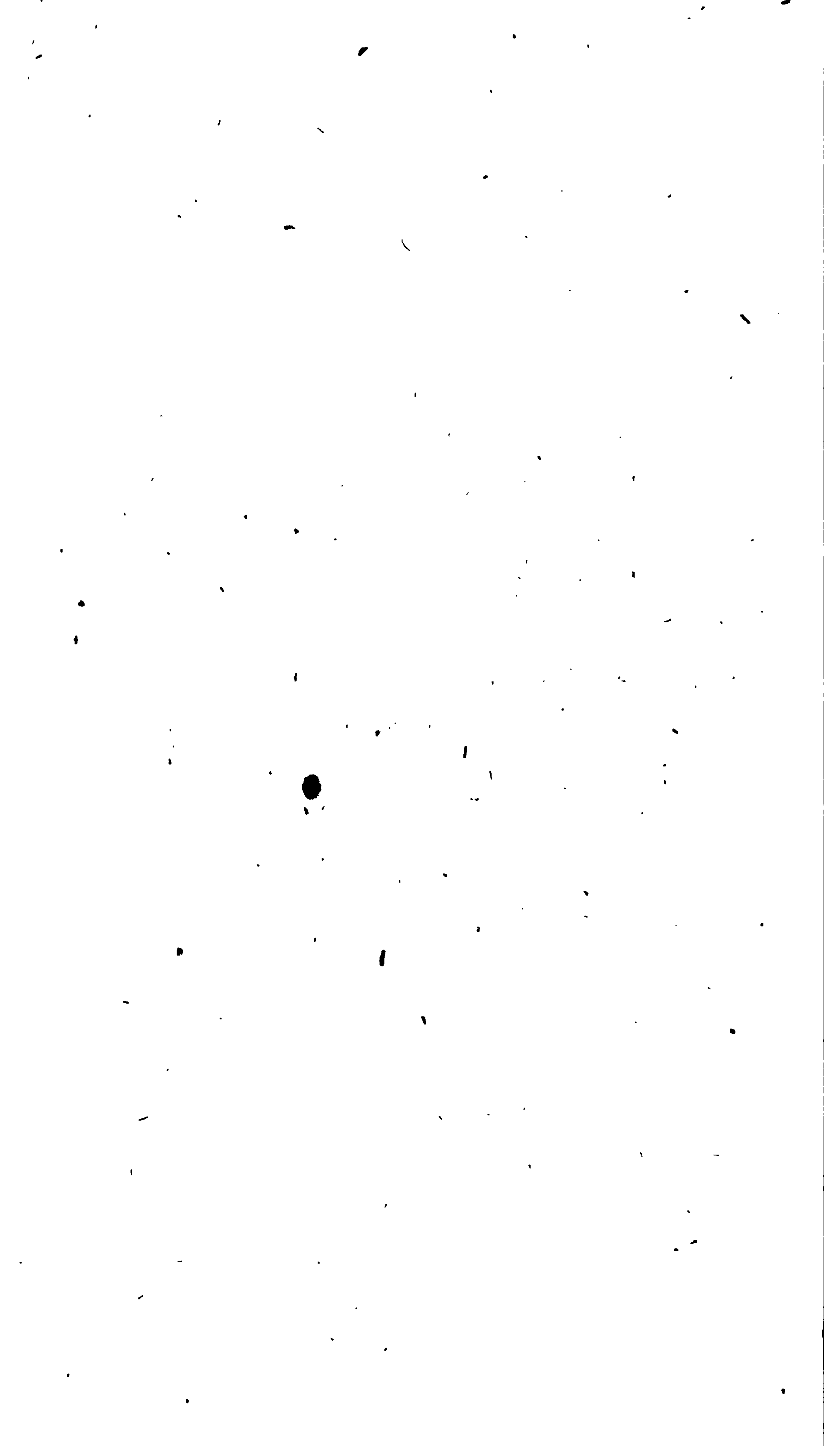
271. Die versunkene Orgel.

Noch ein anderer kleiner, anscheinend grundloser See, aus dessen Tiefe man zu Zeiten Orgeltöne vernimmt, liegt in der Nähe von Bernsdorf. Als nämlich die Kirche an dem letzteren Orte gebaut ward, ist an dieser Stelle die Orgel bei der Hinfahrt plötzlich versunken, und so der See entstanden. So lange nun der Gesang in der Kirche währt, so lange lassen sich die Orgeltöne vernehmen.

Anhang

zu den preußischen Sagen.

Abergläubische Meinungen und Gebräuche verschiedener Art enthaltend.



1. Litthauische Hochzeitsgebräuche.

Die Hochzeit wird nach der Trauung, welche in der Kirche geschieht, im Hause des Bräutigams gefeiert. Bevor die Braut dahin geführt wird, ladet sie alle ihre Anverwandten zu einem Gastmahle ein. Nach dessen Beendigung bittet sie dieselben, mit ihr ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Sie setzen sich dann Alle zusammen, und die Braut fängt mit großer Wehmuth ein Klagelied an, welches immer folgenden Inhalts ist: O Hue, o Hue, o Hue! Wer wird von nun an meinem Vater und meiner Mutter das Bett machen? — wer wird nun ihre Füße waschen? Mein liebes Händchen, mein liebes Hühnchen, mein liebes Schweinchen, wer wird Euch nun zu essen geben?

Darauf wird sie von den Frauen zum Heerde geführt, dort fängt sie ihr Klagelied von neuem mit folgenden Worten an: O Hue, mein liebes heiliges Feuer, wer wird Dir nun Holz zutragen, daß der Vater und die Mutter sich bei Dir wärmen können? wer wird Dich nun hüten und bewahren? Darauf trösten die Frauen die Braut, und ermahnen sie, daß sie nicht allzusehr trauern solle.

Wenn nun der Tag gekommen ist, an dem die Braut aus ihres Vaters Hause ziehen soll, so schickt der Bräutigam ihr einen Wagen, worauf sie sich setzt. Sobald sie darauf an die Gränze des Orts kommt, wo der Bräuti-

gam wohnt, so kommt Einer gerannt, der in der einen Hand einen Feuerbrand, und in der andern eine Kanne mit Bier trägt. Der rennt dreimal um den Wagen, und sagt zu der Braut: Wie Du in Deines Vaters Hause das Feuer verwahrt hast, so wirst Du es auch hier thun. Darauf giebt er ihr zu trinken, und der Wagen fährt weiter bis vor das Haus des Bräutigams, wo die Hochzeitgäste versammelt sind. So wie diese den Wagen sehen, rufen sie Alle zusammen: Der Wagentreiber kommt! — Dieser aber springt nun rasch vom Wagen herunter, und in demselben Sprung auf einen an der Hausthür stehenden und mit einem Kissen und Handtuch bedeckten Stuhl. Erreicht er diesen Stuhl in dem einem Sprunge, so ist das Handtuch sein; wo nicht, so bekommt er Prügel, und wird zur andern Thür aus dem Hause geworfen. Hat der Fuhrmann den Stuhl erreicht, so bleibt er so lange darauf sitzen, bis die Braut von den Gästen herbeigeführt wird. Dann steht er auf, und die Braut setzt sich auf den Stuhl. Dort wird ihr ein Trunk Bier gereicht. Darauf wird sie in die Küche und um den Heerd geführt, dahin trägt der Fuhrmann ihr den Stuhl nach. Auf diesen setzt sie sich nun, und es werden ihr die Füße gewaschen. Mit dem Wasser, worin dies geschehen, werden sodann die Hochzeitgäste besprengt, so wie das Brautbett, das Vieh und das ganze Haus. Darauf werden der Braut die Augen verbunden, der Mund wird ihr mit Honig beschmiert, und so wird sie nun an die Thore des Hofes geführt, und der, welcher sie führt, spricht zu ihr: Stoß an, stoß an! Sie muß dann mit dem Fuße an jedes Thor stoßen. Zugleich begleitet sie Einer mit einem Sack, in dem allerlei Getreide ist, als Roggen, Weizen, Gerste, Erbsen u. s. w. Mit diesem Getreide beschüttet

er sie an jedem Thore, und spricht: wenn Du fleißig und treu bleibst, so wirst Du von Allem genug haben!

Darauf wird ihr die Binde von den Augen genommen, und man setzt sich zum Essen, nach dessen Ende getanzt wird bis spät in die Nacht. Wenn nun in der Nacht die Braut zu Bette geführt wird, so schneidet Einer ihrer nächsten männlichen Anverwandten ihr die Haare ab, und die Frauen setzen ihr einen breiten Kranz auf, der mit einem weißen Tuche benähet ist; diesen Kranz muß sie so lange tragen, bis sie einen Sohn zur Welt bringt, weshalb die Frauen bei dessen Aufsetzung zu ihr sagen: Die Mägdlein, die Du trägst, sind von Deinem Fleisch, bringst Du aber ein Knäblein zur Welt, so ist es mit Deiner Jungfrauschaft aus! — Darauf wird sie zu Bette gelegt, aber unter Prügeln von allen Seiten, so daß sie nur wohl durchgebläuet zu dem Bräutigam kommt. Wenn nun Braut und Bräutigam zu Bette sind, so werden ihnen Nieren von Böcken und Ochsen vorgesetzt, die sie verzehren müssen, damit die Ehe fruchtbar werde. Was hiervon übrig geblieben ist, muß am andern Morgen zu allererst von den jungen Eheleuten aufgegessen werden.

Hieron. Meletii wahrhaftige Beschreibung der Sudauer auf Samland sammt ihrem Bockheiligen. Erl. Preuß. Th. V. S. 713 — 716.

Hartknoch Alt- und Neu-Preuß. S. 179.

Act. Boruss. II. 405.

2. Das Speckopfer.

Ein mächtiger Gott der heidnischen Preußen war Perkunos. Es wurde ihm ein ewiges Feuer von Eichenholz gehalten. Er war der Gott des Donners und der Fruchtbarkeit. Daher wurde zu ihm gebetet im Regen und Sonnenschein, und bei Gewittern wurde ihm eine Seite Speck geopfert. Noch jetzt, wenn es donnert, nimmt

der Bauer in Preußen eine Seite Speck auf die Schulter, geht mit entblößtem Haupte zum Hause hinaus, trägt sie nach seinem Acker hin, und ruft: Du Gott schlage nicht in das Meinige, ich will dir diese Seite Speck schenken. Wenn aber das Gewitter vorbei ist, so holt er die Seite Speck wieder nach Hause und verzehret sie mit seinen Hausgenossen.

Joh. Laszikus Polonus de diis Samog. p. 300.
Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 160.

3. Die Barstukken.

(Vergleiche die Sage von der heiligen Linde.)

Die Barstukken sind kleine Erdmännchen, welche entweder viel Glück oder Schaden bringen, je nachdem sie bei guter oder böser Laune sind. Man sucht sehr, sie zu Freunden zu halten. Des Abends wird ihnen in der Scheune ein Tisch gesetzet, den bedeckt man sauber mit einem Tischtuche, und setzet darauf Brod, Käse, Butter und Bier; dann werden sie zur Mahlzeit gebeten. Wenn nun am andern Morgen auf dem Tisch nichts gefunden wird, dann freuet man sich sehr und hoffet auf großen Zuwachs im Hauswesen. Wenn aber im Gegentheile die Speisen über Nacht unberührt geblieben, dann bekümmert man sich, und vermeinet, die Barstukken seien davon gezogen und werden nun Schaden anrichten. Dieser Aberglaube ist besonders in Samland verbreitet.

Hartknoch Alt- u. N.-Preuß. S. 161.
Luc. Dav. Chron. I. S. 86. 127.
Voigt Gesch. Preuß. I. 594.
Act. Boruss. T. II. pag. 406. V. 112.

4. Die Schlangen.

Die Schlangen wurden von den Preußen früher für heilig gehalten; man verehrt sie noch jetzt an manchen

Orten, besonders wenn sie unter dem Ofen oder sonst an einem verborgenen Platze im Hause sich aufhalten. Man lockt sie dann mit besonderen Gebeten hervor, auf einen mit einem weißen Tuche gedeckten Tisch, wo ihnen der Wirth selbst allerlei Speise aufgesetzt hat. Wenn sie hiervon kosten, so bedeutet dies Glück. Unglück kommt aber über das Haus, wenn sie nicht hervorkommen, oder wenn sie wieder zurückkriechen, ohne von den Speisen etwas zu berühren.

Acta Boruss. T. II. p. 467.
Hartknoch A. u. N. P. S. 162.

5. Die Wachholderbäume.

Unter den Bäumen halten die Preußen noch jetzt in manchen Gegenden besonders den Wachholderbaum sehr in Ehren, indem sie glauben, daß in demselben gute oder böse Geister verborgen seien; so erzählt man sich Folgendes: In dem Sudermannischen Kirchspiel Osterhamingen bei dem Gute Wendel steht an einem lustigen, runden Ort ein Wachholderbaum, der seine Aeste schön ausbreitet, und mit vielem andern Gesträuch umgeben ist. Denselben wollte vor mehreren Jahren ein Knecht von dem Gute Wendel zu seines Hauses Nothdurft umhauen, aber so wie er die Axt angesetzt hatte, hörte er eine Stimme, welche rief: Ich sage dir, haue den Baum nicht um! Die Stimme kam aus dem Baume selbst. Der Knecht erschrak und ließ den Baum stehen, hieb aber die nebenstehenden Bäume ohne alles Hinderniß um.

Joh. Loccenius Antiquit. Suev. Goth. I. 3.
Hartknoch A. u. N. Preußen S. 164.

6. Die Entdeckung eines Diebes.

Wenn etwas gestohlen ist, so wird folgendes Verfahren beobachtet, um den Dieb zu entdecken. Man nimmt zwei

Schüsseln; in die eine legt derjenige, dem etwas gestohlen ist, zwei Pfennige, einen für sich und den andern für den Dieb. Dann wird Bier in die Schüssel gegossen, und ein Kreuz mit Kreide auf den Boden derselben gemacht; zuletzt wird die Schüssel geschüttelt. An welche Seite nun des Diebes Pfennig zu liegen kommt, nach derselben Seite ist der Dieb gelaufen, und dorthin wird der Dieb gesucht. Vorher wird noch die andere Schüssel voll Bier gegossen, und darüber ein Gebet gesprochen. Wenn sich nun während des Gebets eine Blase auf dem Biere zeigt, so ist dies ein gutes Zeichen, daß man den Dieb finden werde, zeigt sich aber keine Blase, so wird das Bier ausgetrunken und neues in die Schüssel gegossen, bis sich zuletzt eine Blase zeigt. Gewöhnlich sind in einem jeden Dorfe besondere Männer, welche Schaumseher genannt werden.

Erläut. Preußen Th. I. 134. V. 719.

7. Der Seelentisch.

Wenn ein Litthauer gestorben ist, so kommen vier Wochen nach seinem Begräbniß seine nächsten Verwandten zusammen; sie haben Bier gebrauet und Essen zugerichtet, und setzen sich, wenn das Essen aufgetragen ist, zu Tische. Die erste halbe Stunde sitzen sie ganz stille und sprechen kein Wort, essen auch nichts. Dann knieen sie Alle nieder und beten zu Gott, er wolle der Seele des Verstorbenen Ruhe geben, darauf setzen sie sich wieder an den Tisch und fangen an zu essen und zu trinken. Aber von allem, es sei Fleisch, Brod oder Fisch, werfen sie das erste Stück unter den Tisch für die Seele. Ebenso gießen sie das erste Stof Bier unter den Tisch für die Seele. Dies Mahl nennen sie den Seelentisch, und sie glauben, die Seele könne nicht ruhen, wenn sie ihr nicht diesen Tisch decken.

Erl. Preuß. Th. IV. S. 131. Th. V. S. 716.

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 188.
Acta Boruss. II. 409 sqq.

8. Das Bockheiligen.

Die Ceremonie des Bockheiligens soll noch jetzt hin und wieder in Preußen zur Verehrung und Versöhnung der alten Götter des Landes, obgleich sehr im Geheimen, fortbestehen. Es kommen nämlich aus mehreren Dörfern die Bauern in einer Scheune zusammen. Dort wählen sie unter sich einen alten Mann zum Waidelotten (so hießen die alten heidnischen Priester), dann machen sie in der Mitte der Scheune ein großes, langes Feuer, und nun bringen die Männer einen Bock herbei, die Weiber aber Weizenmehl, welches geknetet wird. Ist dieses fertig, so setzet sich der Waidelotte auf einen erhöheten Sitz, von welchem er an die Versammelten eine Rede hält, über die Urankunft des preußischen Volks und das Land, über dessen Heldenthaten und Tugenden, über die Gebote der Götter, und was sie von den Menschen fordern. Dann führt er den Bock in die Mitte der Versammlung, legt seine Hände auf ihn, und ruft alle die alten Götter nach der Reihe an, daß sie gnädig herabschauen wollen. Darauf fallen alle Anwesenden vor dem Waidelotten in die Kniee und beichten ihm mit lauter Stimme ihre Sünden, mit welchen sie vermeinen, die Götter zum Zorne gereizt zu haben. Darauf stimmen sie einen Lobgesang der Götter an; fassen nun alle den Bock an, heben ihn in die Höhe, und halten ihn so lange, bis der Lobgesang zu Ende ist. Ist dieses geschehen, so setzen sie den Bock auf die Erde, und der Waidelotte ermahnt nun das Volk, das Opfer mit tiefer Demuth zu verrichten, und so, wie es von ihren Vorfahren auf sie gekommen, es auch auf ihre Nachkommen zu bringen. Alsdann schlachtet er den Bock, fängt das Blut in

einer Schüssel auf, und besprengt die Herumstehenden damit, giebt auch Jedem etwas davon in ein Gefäß, um es nachher dem Vieh zu trinken zu geben, welches dadurch gegen Krankheit beschützt wird. Darauf wird der Bock in Stücke gehauen, welche auf Brettern über das Feuer gelegt werden, um zu braten. Während des Bratens fallen sie Alle wieder in die Kniee vor dem Waidelotten, der sie nun für die vorhin gebeichteten Sünden straft, indem er sie schlägt, an den Haaren reißt u. s. w. Doch bald kehrt sich dies um, und sie fallen jetzt über den Waidelotten her, den sie eben so reißen und schlagen. Wenn dieses geschehen, so machen die Weiber aus dem mitgebrachten Mehl Kuchen. Diese werden aber nicht in einem Backofen gebacken, sondern sie geben sie den Männern, welche sich zu beiden Seiten des Feuers stellen und die Kuchen einander durch das Feuer so lange zuwerfen, bis sie gar sind. Zuletzt geht dann das Essen und Trinken an, welches den ganzen Tag und die folgende Nacht dauert.

Was von dem Mahle übrig bleibt, wird sorgfältig vergraben.

Durch ein solches Opfer glauben sie die Götter sich besonders gnädig zu machen.

In Samland wird auf diese Weise eine Sau geheiligt oder geopfert, besonders um dadurch einen reichen Fischfang zu erwerben. Diese Opfer werden übrigens alle sehr heimlich betrieben; und als einstmals zufällig ein Fremder dazu gekommen, hat er nur mit vieler Noth sein Leben retten können.

Hieron. Meletii: Wahrhaftige Beschreibung der Sudawen sammt ihrem Bockheiligen. Erl. Preuß. Th. V. S. 701 fgg.

Hartknoch Alt- und Neu-Preuß. S. 171 fgg.

Leo hist. Pruss. p. 19.

9. Das Viehaustreiben.

Wenn zum Frühjahre das Vieh zum ersten Male ausgetrieben wird, so muß der Hirtenjunge im Dorfe von Haus zu Haus laufen, an die Fenster klopfen und rufen: Löscht das Feuer aus, spinnt und haspelt nicht, aber treibt das Vieh aus! Der Hirt hat unterdessen aus der Kirche Sand geholt, den er auf den Weg streuet, über den das Vieh aus dem Hofe gehen muß. In jeden Thorweg legt er zugleich eine Holzaxt mit der Schärfe nach dem Felde hin; darüber muß das Vieh gehen. Der Hirt gehet dann voran, spricht aber kein lautes Wort, bekümmert sich auch nicht um die Heerde, die nur von dem Hirtenjungen zusammengehalten wird, sondern macht allerlei Kreuze, segnet das Vieh und murmelt Gebete, bis er im Felde ist. Die Axt im Thorwege bedeutet: der Wolf solle vor der Heerde laufen, wie er vor der Schärfe der Axt läuft. Der Sand aus der Kirche bedeutet: das Vieh soll sich auf der Weide beisammen halten, wie die Menschen in der Kirche.

Preuß. Prov.-Bl. Th. VIII. S. 190.

10. Der Hexenglaube.

Sehr verbreitet und festgewurzelt ist in Preußen in früherer Zeit der Glaube an Zauberei und Hexerei gewesen. Eine große Anzahl von Hexenprocessen, von denen die Akten theilweise bis auf unsere Zeit gekommen sind, geben davon einen nur zu unwiderleglichen Beweis. Und auch bis jetzt haftet dieser Glaube wenigstens in einigen Gegenden beim Volke, wie dies schaudererregende Vorfälle der neuesten Zeit und so manche, diesem Glauben gefallene Opfer dargethan haben.

Die Hexen hielten auch in Preußen auf sogenannten Blocksbergen ihre nächtlichen Versammlungen; ein solcher

lag unter andern bei Pogdanzig im Schlochauer Kreise. Zweimal des Jahres, auf Volbrecht (Walpurgis) und Johannis, versammelten sich dort Männer und Weiber. Sie ritten meistens auf einer Gorstell, einem Werkzeuge, dessen man sich bedient, um das Brod in den Ofen zu schieben, oft auch auf einem schwarzen dreibeinigen Pferde dorthin, und zwar durch den Schornstein und mit den Worten: „auf und davon und nirgends an.“ Wenn alles zusammen war, ward gespeis't und dann auf einer gespannten Leine unrechts (linksherum) getanzt, wozu ein alter Mann auf einer Trommel und einem Schweinskopfe musicirte.

Zu der Fähigkeit zu hexen gelangte man hauptsächlich durch den Besitz eines Geistes. Diese Geister, welche meistens den Namen Lucifer, Nickel, Firley, Dribulte, Chim, Klaus u. s. w. führen, waren zuweilen als schwarze Katzen, als Mistkäfer, als schwarze Hündchen, sehr oft auch als Viferitzen (Eichhörnchen) gestaltet, bei der Ausfahrt auf den Blocksberg auch als Böcke; die der Männer waren weiblichen, die der Weiber waren männlichen Geschlechts, des Buhlens wegen. Erworben wurden sie bald durch Kauf, bald durch Schenkung; ja man gab sie den Töchtern als Ausstattung mit. Wer einmal einen solchen Geist besaß, konnte sich seiner nicht entledigen, er fand denn jemand, der ihn abnahm; warf er ihn sonst fort, so hatte er zu besorgen, daß der Geist ihn selbst beschädige. Manche besaßen auch zu gleicher Zeit mehrere Geister. Der Kaufpreis war meistens ein bis drei Gulden preußisch (10 Sgr. bis 1 Rthlr.). Die Ueberlieferung erfolgte gewöhnlich in einem „Dunk Hede“ eingewickelt in einem Kober.

Die Geister wurden nun theils dazu gebraucht, um die Gebieter mit Geld, Lebensmitteln rc. zu versorgen, theils um denselben an seinen Feinden zu rächen, auch um jenen zu hinterbringen, wie es anderswo hergehe. Auf Befehl

des Herrn tödteten sie Menschen und Vieh. Sollte jemand gelinde fortkommen, so flogen die Geister ihm an die Füße und machten ihn lahm. Dafür mußte der Gebieter sie füttern, gewöhnlich mit Milch und ähnlichen Speisen, zuweilen aber auch mit Hostien. Hin und wieder überwarfen sich die Geister mit ihren Besitzern selbst und flogen dann letzteren an die Füße, was dann die Folge hatte, daß diese von Stund' an hinkten, ohne daß sie davon hätten geheilt werden können.

Aber auch ohne den Besitz eines solchen Geistes gab es Mittel, vermöge welcher man zu hexen vermochte. Zu diesen gehörte namentlich, wenn man an einem Scheidewege, unter Hersagung von Beschwörungsformeln und Anrufung des Teufels, Erde grub, welche dann diente, um fremdes Vieh zu beschädigen, ihm die Milch zu nehmen u. s. w.; ferner wenn man einen Trank von bestimmten Kräutern einrührte und vor der Thüre dessen, welchem man schaden wollte, ausgoß. Eine Kette, vom Hochgerichte geholt, und unter der Schwelle des Hauses vergraben, brachte gute Nahrung; Zugnägel, aus den vom Galgen genommenen Kopfnägeln geschmiedet, dienten gegen die Ermüdung der Pferde; der abgeschnittene Finger des Gerichteten, in das Bierfaß gethan, brachte guten Bierstand; auch Oblaten, beim Genuß des heiligen Abendmahls wieder aus dem Munde genommen, in ein Stück Papier oder Leinwand gewickelt und so verwahrt, brachten Glück. So that man sie z. B. beim Säen in das Säelaken, damit das Korn um so besser gedeihe. Krankheiten hexte man seinen Feinden dadurch an, daß man ihnen bezauberte Haare nachwarf, oder solche vor eine Thüre hinstreute, durch welche der zu Beschädigende hindurch gehen mußte. Auch Kränze, in welche Schlangen und Kröten hineingeflochten waren, dienten zur Hexerei.

Vorzüglich geeignet zur Ausübung von allerhand Zauberei waren die Eckhäuser; über sie übte der Teufel eine besondere Gewalt aus.

Für Räuber und Diebe galten als ein Schutzmittel die Herzen ungeborner Kinder; diese wurden roh, wie sie dem Leibe der Mutter und dem Körper des Kindes entrissen waren, in so viel Stücke geschnitten, als Theilnehmer waren, und deren eins von jedem derselben genossen. Wer so von neun Herzen gegessen, konnte, welchen Diebstahl oder sonstiges Verbrechen er immer begehen mochte, dabei nicht ergriffen werden, und wenn er dennoch durch einen Zufall in die Gewalt seiner Gegner gerathen sollte, sich unsichtbar machen und so seinen Banden sich wieder entziehen. Die Kinder mußten aber männlichen Geschlechts sein; weibliche taugten dazu nicht. Die Bande des Räuberhauptmanns König Daniel, wie er von den Seinen, Kix Teufel aus der Hölle, wie er vom Volke genannt wurde, welche in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das Ermeland in Schrecken setzte, bekannte nach ihrer Ergreifung, daß sie bereits vierzehn schwangere Weiber zu jenem Zwecke getödtet, jedoch nur in den wenigsten männliche Kinder gefunden habe.

Ein anderes Mittel, dessen sich die Diebe bedienten, um unentdeckt zu bleiben, waren Lichter oder Lampen von Menschenfett. Denn diesen schrieb man die Kraft zu, daß, wenn man sich damit in Wohnungen begebe, die Schlafenden nicht aufwachten, und daß weder der Zugwind noch etwas Aehnliches sie auszulöschen vermöge. Nur mit Milch konnten sie ausgelöscht werden. War eine Uhr im Zimmer befindlich, so mußte diese gleich angehalten werden; auch dies schützte vor Entdeckung. Hatte der Dieb das Zimmer aber bereits wieder verlassen und dessen Thüre verschlossen, so mußte er durch deren Ritzen Wasser hin-

eingießen. Lief dies dann in die Stube, so war es ein unfehlbares Zeichen, daß er nicht werde entdeckt werden.

Aber es gab nicht nur Mittel, welche gegen die irdische Strafe sicherten, sondern selbst solche, die das Gewissen beruhigten. Denn wer einen Andern ermordet hatte, brauchte nur ein Stück aus dessen Leibe auszuschneiden, solches zu braten und zu verzehren, und er gedachte fürder seiner Uebelthat nie wieder.

Die für den Thäter selbst am wenigsten gefahrvolle Art, einen Feind aus dem Wege zu schaffen, war das Todtbeten. Dies bestand darin, daß man einen der Psalmen rückwärts las und hinter jedem Verse den Namen des Gegners nannte.

In Litthauen gab es eine Art Zauberer, die den Namen Szynys führten, und die, wenn sie von einem Menschen ein Hemde oder ein anderes Kleidungsstück bekommen konnten, machten, daß er vertrocknete oder aufschwoll oder Reißen in seinen Gliedern bekam, so daß er nicht bei Nacht nicht bei Tage Ruhe hatte, bis er hinstarb. Vermochten sie aber kein Kleidungsstück zu erhalten, so suchten sie auf dem Wege, wo der, dem sie schaden wollten, gegangen, die Spur seines Fußes auf, schnitten solche, sammt der sie umgebenden Erde aus, und begruben sie unter allerhand Beschwörungsformeln auf dem Kirchhofe, wodurch sie bewirkten, daß derselbe, bald nach längerer bald kürzerer Qual hinstarb.

Nach mündlichen Ueberlieferungen und ungedruckten Hexenproceßakten vergl. Preuß. Prov.-Blätt. Bd. II. S. 105 fgg. Bd. IV. S. 255. Zernecke Thornsch. Chron. S. 279. Erläut. Preuß. Th. IV. S. 50 — 70. Leo histor. Pruss. pag. 497. Henneberger Erklärung S. 441.

11. Das Beschwören.

So wie man nun meint, daß Hexen und Zauberer Anderen zu schaden vermögend wären, so glaubt man auch,

daß es eine Kunst giebt, welche durch Anwendung übernatürlicher Mittel eine Beschädigung, sei sie durch Behexung oder auf andere Weise herbeigeführt, aufheben könne. Vor allem traut man den katholischen Geistlichen dergleichen Kenntnisse zu. In vielen Gegenden Preußens, besonders in Litthauen, ist es üblich, das Vieh vom Geistlichen geweihte Kräuter fressen zu lassen. Der Litthauer wendet sich deshalb aber nicht an seinen Prediger, von dem er behauptet, daß er das Weihen nicht verstehe, sondern läßt sich zu diesem Zweck mit großen Kosten einen katholischen Priester von auswärts kommen. Auch das protestantische Landvolk in Westpreußen wendet sich, wenn es durch unmittelbare Vermittelung des Himmels etwas erreichen will, z. B. die Entdeckung eines Diebstahls, nicht an seinen eignen, sondern an einen katholischen Geistlichen. Ja sogar gegen ganze Landplagen wird des Letzteren Hülfe in Anspruch genommen, und es wurde, als sich vor wenigen Jahren in einer Gegend Westpreußens eine Zeitlang Heuschrecken in solcher Masse zeigten, daß sie alle Felder zu vernichten drohten, dann aber plötzlich wieder verschwanden, vom Landvolke allgemein behauptet, ein Geistlicher habe durch seine kräftigen Beschwörungsformeln das Ungeziefer sämmtlich in die benachbarten Seen getrieben, in welchen es umgekommen wäre. Es giebt selbst noch jetzt Leute in einigen Gegenden Preußens, die ein förmliches und sehr einträgliches Gewerbe daraus machen, behexte Leute und Vieh von dem, was ihnen angethan ist, zu befreien, ja Feuersbrünsten Einhalt zu thun. Sie bedienen sich hierzu gewisser feststehender Formeln, wie die nachstehenden es sind, welche aus einem alten, bei Gelegenheit einer kürzlich stattgefundenen Criminaluntersuchung in die Hände der Herausgeber gelangten, in polnischer Sprache abgefaßten Beschwörungsbuche entnommen worden.

Beschwörung behexten Viehes.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ich bestimme ꝛc. ꝛc. ꝛc. nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe und der heiligen Jungfrau Beistand. Es ging der Herr Jesus auf den Oelberg; es nahm der Herr Jesus ein weißes Stöckchen in seine allerheiligste Hand, da befielen ihn tolle Hunde, sie rissen dem Herrn Jesus die Kleider entzwei und dem heiligen Leibe geschah nichts. So wie diesem gerechten Herrn und dem heiligen Johannes nichts geschah, so wird auch diesem Vieh von der Raserei nichts geschehen, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

† Und die heilige Jungfrau bittet ihren Sohn, daß nichts geschehe. — Nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe. Der heilige Johannes hat den Herrn Jesum im Jordan getauft und die Maria Magdalena war bei der Taufe. Der Jordanfluß stand, und so wird auch diese Raserei aufhören, nicht mit meiner Macht, sondern mit der Hülfe des Herrn Jesu, der heiligen Dreieinigkeit, der allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen. — So fallen meine Worte auf dieses von Raserei Ergriffene, nicht aber mit meiner Macht, sondern des Herrn Jesu, der allerheiligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen Hülfe. † Schon habe ich jetzt geendigt bei diesem Brüllen, Wiehern ꝛc. ꝛc. mit Gott dem Vater, dem Sohne und heil. Geiste. Amen. † † †

Die sämmtlichen Heiligen sind barfuß erschienen, so wird auch diese Raserei erscheinen, nicht mit meiner Macht, sondern mit der Hülfe des Herrn Jesu, und so wie dieses Wasser fällt, so wird auch die Raserei von diesem Vieh

abfallen, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu und aller Heiligen Hülfe. Amen. †

Bei jedem Kreuze sind zu beten: ein Vater unser und ein englischer Gruß.

(Die ganze Formel wird hierauf mit geringer Abweichung noch zweimal wiederholt.)

Die nachstehenden Formeln, auf kleine Zettel geschrieben, und eingegeben oder zum Einreiben gebraucht, dienen gegen Krankheiten verschiedener Art, die erstere insbesondere gegen die Folgen des Bisses eines tollen Hundes.

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

Jran + Tiran + castan
+ cacasten + Eremiton
+ in + nomine + Patris
+ et + Filii et + spiri.
+ sanct. + Amen + .

A b r a c a d a b r a
a b r a c a d a b r
a b r a c a d a b
a b r a c a d a
a b r a c a d
a b r a c a
a b r a c
a b r a
a b r
a b
a.

---

aron + y aran +
syran + cyron +
ceraston + crisan
castan + Bastan +
syran + castan +
operam + catha +
eron + et stacyden +
tetragramatan + et ay +
ab onay + ostanum +
ab unos + avit + militia +
et + lingua + continab +
+ davin + et + verbum +
curo + factum + et ××××××
et habitavi + + et ×××××××

Aufhebung der Behexung eines Menschen.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ich bestimme die Aufhebung der Behexung nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe. So wahr als der Herr Jesus unter dem Kreuze gestanden, so wird auch diese Behexung aufhören; nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu und der allerheiligsten Jungfrau Maria Hülfe. Wie meine Worte fallen, so wird auch die Behexung fortfallen, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu und aller Heiligen Hülfe.

Dreimal Amen zu sagen.

Dreimal Ave Maria zu beten.

Beschwörung des Natterstichs.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Die Schlange hat gebissen; der Teufel hat der Schlange das eingegeben; der Herr Gott hat dich erschaffen, der Herr Gott hat dir die Macht nicht gegeben; du sollst dieses Gift schleppen über die Wiesen, Brücher, Felder, wo es nichts schaden wird, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

Dreimal Amen sagen und drei Ave Maria beten.

Blutstillen.

In nomine Patris et filii et spiritus sancti. Amen.

So wie der Ehebrecher in der Hölle erscheinen, so wie der Hexenmeister in der Hölle erscheinen wird, so wird auch das Blut aufhören, was ich bestimme nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

Ein Vater Unser und drei Ave Maria zu beten.

So weit das Beschwörungsbuch. Wenn nun auch der Aberglaube in der crassen Form, wie er hier erscheint,

in manchen Gegenden namentlich Ostpreußens jetzt keinen Anklang mehr finden würde, so ist doch der Glaube, daß es möglich sei, Krankheiten und körperliche Schäden durch Besprechen zu heilen, durch die ganze Provinz verbreitet, und er beschränkt sich nicht einmal immer auf die untersten Volksklassen. Vorzugsweise spielen hier alte Weiber eine bedeutende Rolle.

Eine ziemlich gewöhnliche Heilmethode der Art ist folgende: Der Besprecher steht mit dem Kranken vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang unter freiem Himmel mit entblößtem Haupte, legt ihm die Hände auf den Kopf, murmelt die Besprechungsformel, speit dreimal auf die Erde, und geht dann stumm davon.

Gegen das Behextwerden bedient man sich auch mancherlei Präservativmittel, so des Tragens von Amuleten, beim Vieh, wie bereits erwähnt ward, des Fressens geweihter Kräuter. Füllen schützt man dadurch gegen das Behextwerden, daß man sie ein rothes Band um den Hals tragen läßt.

12. Die Nachtwandler.

Sehr verbreitet ist in Preußen der Glaube, daß es Menschen gebe, welche dazu bestimmt sind, bei Lebzeiten Nachts ruhelos umherzuschweifen oder Qualen zu erdulden. Einige müssen hinaus auf das Feld, um dort mit bloßen Händen die Dornen abzureißen, andere durch große Gewässer schwimmen, noch andere sich in Flammen stürzen. Häufig gehen hierbei mit ihnen Verwandlungen vor, so öfters in Reifen, die meilenweit zu laufen haben, sehr häufig auch in Katzen. Erst wenn der Tag zu grauen beginnt, ist es ihnen gestattet, heimzukehren und die menschliche Gestalt wieder anzunehmen. Während sie ihre nächtlichen Qualen erdulden, pflegen sie geistliche Lieder zu singen,

So hörte einstmals auf einem Dorfe unfern Marienwerder eine Frau des Nachts vor ihrem Hause ein geistliches Lied mit heller Stimme singen; und als sie hinaustrat, um sich zu überzeugen, wer dort wäre, kamen die Töne von einem Tonnenreif, der mit unglaublicher Geschwindigkeit vor ihrer Thüre im Kreise umherlief. Sie eilte herbei, um ihn zu erhaschen; er lief aber so schnell fort, daß er ihr bald aus den Augen war. — Durch die Qualen und Anstrengungen, denen dergleichen Menschen unterliegen, werden sie so abgemattet, daß sie ein schwächliches Aussehen haben, stets siechen und früh dahinsterben. Doch ist auch zuweilen Heilung möglich.

So war in einem Dorfe unfern Riesenburg ein junges Mädchen, welches sich, ohne daß sie selbst etwas davon ahnte, nächtlich in eine schwarze Katze verwandelte. Nur war es ihr am Morgen immer gewesen, als wenn sie einen sehr bösen Traum gehabt; dabei fühlte sie sehr große Ermattung, und täglich schwand mehr die Farbe der Gesundheit von ihren Wangen. In jener Verwandlung aber mußte sie zu einem jungen Burschen, ihrem Verlobten, und diesen die ganze Nacht zerkratzen und sonst peinigen. Einst glückte es diesem aber, sie zu ergreifen, worauf er sie in einen Sack steckte und letzteren zuband. Aber wie groß war seine Ueberraschung, als er am Morgen in dem Sacke, statt der Katze, ein unbekleidetes Mädchen fand und in diesem seine Braut erkannte. Da wandte er sich an den Pfarrer des Orts, erzählte was sich zugetragen, und letzterem glückte es denn auch, die Nachtwandlerin von ihrem Uebel zu heilen.

Mit dem eben geschilderten Aberglauben ist der an das Alpdrücken nahe verwandt. Es ist der Mahr oder Alp der Geist eines alten Mannes oder Weibes ohne Haare, oft mit Fittigen, welcher des Nachts sowohl Menschen als

Vieh drückt, indem er sich auf sie hinhockt. Hiergegen kann man sich aber dadurch sichern, daß man beim Schlafengehen die Schuhe so stellt, daß sie mit den Spitzen nach dem Bette zu stehn, oder daß man einen Strauchbesen vor das Bette hinsetzt, auf welchen der Alp sich dann niederlegt. — In Preußen giebt es auch ein Sprichwort: Die schwarze Kuh hat ihn gedrückt, womit man Jemanden bezeichnet, der durch erlittenes Unglück muthlos geworden ist, und das wohl einem ähnlichen Glauben seine Entstehung verdankt.

13. Die Blutsauger.

Fast ganz allgemein ist noch bis auf den heutigen Tag unter dem Landvolke Preußens der Glaube an Blutsauger. Es sind dies Leute, die, nachdem sie begraben worden, nächtlich wieder auferstehn und ihren zurückgebliebenen Angehörigen das Blut aussaugen, so daß diese hinsterben müssen. Nicht eher haben sie Ruhe, als bis sämmtliche Mitglieder der Familie auf diese Weise ihnen ins Grab gefolgt sind. Das einzige Mittel dies zu verhindern ist, daß man entweder vor dem Begräbniß, denn man kann den Blutsauger daran erkennen, daß er nach dem Tode die rothe Gesichtsfarbe beibehält, oder, wenn jene Eigenschaft erst später bemerkt worden, nachdem die Leiche wieder ausgegraben worden ist, derselben den Kopf abschneidet und solchen zwischen die Beine legt. Fließt dann das Blut noch, so ist dies ein untrügliches Zeichen, daß der Verstorbene wirklich ein Blutsauger war. Dies Blut wird aufgefangen und sämmtliche Mitglieder der Familie müssen davon trinken. Hierdurch werden sie vollkommen gesichert.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts starb ein Mitglied der von Wollschlägerschen Familie in Westpreußen; mehrere seiner Verwandten folgten ihm ganz unver-

muthet, und ohne daß die Veranlassung ihres Todes klar war, in Kurzem nach. Man wollte sich auch erinnern: daß das Antlitz des Verstorbenen die rothe Farbe nicht verloren gehabt, und es entstand daher die Ueberzeugung, daß derselbe ein Blutsauger sei. Es ward ein Familienrath gehalten und darin beschlossen, daß der im Jahre 1820 als Landschaftsdirektor in hohem Alter verstorbene Joseph von Wollschläger, damals noch ein junger Mann, da er für den Beherztesten und Unerschrockensten galt, seinem verstorbenen Oheim den Kopf abhauen solle. Von einem Mönch des Bernhardinerklosters Jacobsdorf begleitet, begab er sich in die Gruft dieses Klosters, wo der Verstorbene beigesetzt war, jeder mit einer Kerze in der Hand. Der Sarg wird geöffnet und der Leichnam emporgezogen, um den Hals auf den Rand des Sarges zu legen. Die natürliche Bewegung, welche das in Folge dessen zurücksinkende Haupt macht, jagt dem Mönche solches Entsetzen ein, daß er die Leuchte fallen läßt und entflieht. Obwohl allein, verliert Wollschläger doch nicht die Besonnenheit; mit dem mitgebrachten Beile schlägt er den Kopf ab; aber ein mächtiger Strahl Bluts springt ihm entgegen und verlöscht auch die einzige noch übrige Kerze. Nur mit Mühe glückt es ihm in der fast gänzlichen Finsterniß, etwas Blut in einem Becher aufzufangen und mit diesem heimzukehren. Aber die That, welche die Seinen sichern sollte, hätte fast dem Vollbringer das Leben gekostet. Gleich nach der Rückkehr fiel er in eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn mehr denn ein halbes Jahr am Rande des Grabes hielt. Die Leiche mit dem Haupte zwischen den Füßen ist bis heutigen Tages in der Gruft des Klosters Jacobsdorf, und zwar in deren mittleren Kammer, wo sich das Erbgewölbe der Wollschläger befindet, zu sehen.

Als in der Gegend von Conitz in der neuesten Zeit die

Cholera zuerst auftrat, da zeigte sich von neuem, wie fest jene Sage im Volke gewurzelt sei. An mehreren Orten wollte man die zuerst von der Seuche Hingerafften wieder ausgraben, weil die ihnen bald nachgefolgten Hausgenossen glauben ließen, daß sie Blutsauger wären, und es bedurfte durchgreifender Maaßregeln von Seiten der Behörde, um die Ausführung jener Absicht zu verhindern.

An einigen Orten ist der Glaube, daß der Erste, welcher an einer Seuche stirbt, im Grabe aufrecht sitze und das Laken verzehre, und so lange er daran zu zehren habe, das Sterben nicht aufhöre, wenn man ihn nicht wieder ausgräbt und ihm mit dem Spaten den Hals absticht.

Nach mündlicher Ueberlieferung; vergl. Henneberger Erklärung S. 324.

14. Die bedeutungsvollen Tage.

Mit vielen Tagen des Jahres, namentlich Festtagen, verknüpft das Volk einen besonderen Aberglauben. Der wichtigste unter diesen ist der St. Johannistag. An dem Abende, der ihm vorhergeht, ist es noch an vielen Orten Preußens und Litthauens üblich, große Feuer, die Johannisfeuer, anzuzünden. Man sieht dergleichen dann auf allen Höhen, so weit das Auge reicht, flammen. Diese Feuer helfen nicht nur gegen Gewitter, Hagelschlag und Viehsterben, besonders wenn man am folgenden Morgen das Vieh über die Brandstelle auf die Weide treibt, sondern auch gegen allerlei Zauberei, namentlich Milchbenehmung. Darum gehen die jungen Burschen, welche das Feuer angezündet, am folgenden Morgen von Haus zu Haus und sammeln Milch ein. Auch steckt man an jenem Abende große Kletten und Beifuß über das Thor oder Hecke, durch welches das Vieh geht, denn solches ist gleichfalls gegen Hexerei gut. An der Samländischen Küste fahren die Schiffer an

dem Johannistage und an den nächstfolgenden Tagen nicht zur See, weil, wie sie behaupten, das Meer dann hohl geht und ein Opfer fordert. Aber eben so halten sie es auch für verderbenbringend, am Sonntage auf Fischfang auszuziehn.

Wenn man am Christabende Erbsen und Weizen zusammengemischt in die Ställe wirft, so gedeiht das Vieh gut; Gänse und Hühner, wenn man sie mit Weizen und Erbsen, die man während des Gottesdienstes am Weihnachtstage in der Tasche bei sich getragen, füttert.

Am heiligen Dreikönigsabend muß man an alle Ställe, auf die Eimer und die übrigen Gefäße, welche zur Fütterung dienen, mit Kreide das Zeichen des Kreuzes malen.

Am Ostermorgen, vor Sonnenaufgang, ohne daß man dabei spricht, aus einem fließenden Gewässer geschöpftes Wasser erhöht beim Waschen die Schönheit. An manchen Orten begießen sich an diesem Morgen Jünglinge und Mädchen gegenseitig mit Wasser, denn dies soll die Gesundheit erhalten.

Am Jacobitage muß alle Feldarbeit unterbleiben, widrigenfalls das Gewitter einschlägt. Eben so darf am Johannistage nicht gearbeitet werden. Auch wer an einem dritten Feiertage arbeitet, wird von Unglück heimgesucht.

Eine Arbeit, die am Frohnleichnamstage begonnen ist, geräth wohl.

Am Tage der Beschneidung des Herrn macht man, um zu erfahren, ob es einem entfernten Lieben wohlgeht, sein Bild von Teig und legt es in den Ofen. Geht es hoch auf, so ist es gut, geht es nicht auf, übel mit ihm bestellt, oder er wohl gar todt.

Am Sylvesterabende legt man sich drei aufgeschriebene Wünsche und eine Niete unter das Kopfkissen; was man von diesen am folgenden Morgen zuerst in die Hand

bekömmt, geht in Erfüllung. Sieht man an jenem Abende um Mitternacht in den Ofen, so erblickt man den oder die Zukünftige. Auch ist der Sylvesterabend besonders geeignet, noch auf andere Weise durch Glückgreifen, nachdem man allerlei symbolische Gegenstände aus Teig geformt, Werfen eines Schuhs oder Tuches über den Kopf, welches erstere, je nachdem die Spitze auswärts oder einwärts gekehrt ist, anzeigt, ob man im Laufe des bevorstehenden Jahres das Haus verlassen werde, oder nicht, letzteres aber durch die Gestalt, die es bildet, den Anfangsbuchstaben des Namens der Zukünftigen kund giebt, und durch Zinn- oder Wachsgießen sein zukünftiges Schicksal zu erfahren.

Vergl. Sim. Grunau's Chron. Tr. XIV. C. 2. Henneberger Erklärung S. 323. Erl. Preuß. Th. I. S. 137. Preuß. Provinz.-Blätt. Th. VIII. S. 258 fgg.

15. Vorbedeutungen und Anzeichen.

Aus der Farbe des Brustbeins der Gans kann man die Witterung des bevorstehenden Winters entnehmen; denn wenn es hell und klar ist, so wird es einen strengen Winter geben, wenn es dagegen grob und dunkel ist, so steht viel Schnee und laues Wetter bevor.

Kinder, die am Sonntage geboren sind, müssen an einem Werktage getauft werden, sonst sehen sie, erwachsen, Geister und selbst den Tod, wie er Menschen abholt.

Wenn ein Mädchen und ein Knabe zusammen getauft werden, so muß der Prediger an jener zuerst die Taufhandlung vollziehn, sonst bekömmt sie einen Bart und bleibt unverheirathet.

Wenn die Pathen während der Taufhandlung an Mondsucht oder ein ähnliches Uebel denken, so stößt dies späterhin dem Täuflinge zu.

Wenn ein Kranker auf die Frage nach seinem Befinden

antwortet, er sei sehr krank, so muß er in selbiger Krankheit sterben; antwortet er aber: es geht mir wie Gott mein Herr will, so wird er wieder gesund.

Wenn die, welche eine Wöchnerin besuchen, indem sie den Neugebornen besehen, sprechen: Ei, das ist ein schön Kind! so haben sie es berufen und das Kind muß jung sterben.

Wenn jemand, zum ersten Male in einen Ort oder ein Haus kommend, zuerst mit dem linken Fuß hineintritt, so wird es ihm darin übel, mit dem rechten aber, wohl ergehen.

Wenn der Uhu drei Nächte hinter einander auf einem Hause schreit, so giebt es darin eine Leiche.

Wer von den beiden jungen Eheleuten in der Nacht nach der Trauung zuerst einschläft, oder auf wessen Seite die Kerzen während der Trauhandlung minder hell brennen, stirbt zuerst.

Wenn jemand fährt oder reitet und ihm ein Fuchs oder Hase über den Weg läuft, so wird er Schaden leiden.

Schaafen begegnen, bringt Glück, Schweinen — Unglück.

Wenn man beim Ausgehen auf einen Gebrechlichen trifft, so muß man heimkehren und sich segnen, sonst bringt es Unglück. Begegnet man aber einem Gesunden, besonders zu Pferde, und wird man mit lauter, vernehmlicher Stimme begrüßt, so bedeutet dies Glück.

Blasen auf der Zunge bedeuten, daß man belogen ist, Klingen im rechten Ohre, daß Gutes, im linken, daß Böses von Einem gesprochen wird. Elstern, die an den Fenstern schrein, verkünden ungern gesehene Gäste, eine kakelnde Henne, oder Hunde, welche sich beißen, daß die Nachbarinnen sich zanken werden.

So wie das Wetter am Freitage ist, so wird es am nächstfolgenden Sonntage sein.

Wenn es am Siebenbrüdertage regnet, so wird es sieben Wochen, wenn auf Apostel Theilung, vierzehn Wochen hindurch regnen.

Während des Monats December darf man den Wolf nicht bei seinem eigentlichen Namen, sondern muß ihn das Gewürm nennen, sonst wird man von den Wehrwölfen zerrissen.

Sonnenschein zu Lichtmeß bedeutet einen langen Winter; darum sieht der Schäfer an diesem Tage lieber den Wolf, als die Sonne im Schaafstall.

Wenn der Hahn am Sonntagsmorgen kräht, so sagt er Gäste an.

Des Sonntags vor dem Frühstücke niesen, bedeutet, daß man angenehme Gesellschaft, des Montags, daß man ein Geschenk, Dienstags, daß man eine traurige Nachricht erhalten, Mittwochs, daß man sich verlieben, Donnerstags, daß man etwas Trauriges erleben, Freitags, daß man einen Brief empfangen oder ein Glück haben, Sonnabends, daß das, was man sich für den Sonntag vorgenommen, nicht in Erfüllung gehen werde. Ein alter Vers drückt dies folgendermaßen aus:

Sonntags — angenehme Gesellschaft
Montags — geschenkt
Dienstags — gekränkt
Mittwochs — verliebt.
Donnerstags — betrübt
Freitags — Glück
Sonnabends — gehen die Wünsche zurück.

Eine Frau, die mit ihrer Ausstattung nicht vor dem Hochzeitstage fertig geworden ist, wird auch nachher mit ihren Arbeiten nie zur rechten Zeit fertig.

Welcher von beiden Eheleuten die Suppe vorlegt oder den Braten schneidet, hat das Regiment im Hause; um dies zu erlangen, muß man während der Trauhandlung dem andern auf den Fuß treten, oder wenn dieselbe auf einem gewirkten Teppich erfolgt, die Braut auf etwas dessen Benennung männlichen Geschlecht ist, sei es Thier oder Blume, der Verlobte umgekehrt auf eine Sache weiblichen Geschlechts, sich stellen.

Drei in einem Zimmer brennende Lichte zeigen an, daß Einer der Anwesenden im Geheimen verlobt ist, oder daß es in Kurzem an dem Orte eine Bettlerhochzeit geben werde.

Wenn jemand, der im Todeskampfe liegt, durch heftiges Schreien ins Leben zurückgerufen wird, so stirbt er nach drei Tagen unfehlbar, wenn er sonst auch vielleicht durchgekommen sein würde.

Läßt man ein noch nicht jähriges Kind in den Spiegel sehn, so wird es krank; reicht man es durch das Fenster einem Andern zu, so verkümmert es im Wachsthum; nennt man es: Ding, so wächst es die nächsten neun Tage nicht.

Was man in der ersten Nacht, die man in einem Zimmer zubringt, träumt, geht in Erfüllung.

16. Sympathetische Mittel und Kuren.

Unzählig sind die sympathetischen Mittel gegen Krankheiten. Fast wider jede Art der letzteren existirt ein solches. So hilft es gegen das Fieber, wenn man die drei ersten Palmen (Weidenknospen) oder die Blüthe der drei ersten Aehren, die man im Frühlinge blühen sieht, abstreift und genießt; ferner, wenn man ein Butterbrod oder eine Semmel, auf welche die Zeichen: Ḣnz Ḧnz Ḧnz und darunter Vor- und Zuname des Kranken gesetzt sind, sobald das Fieber eintritt, aufißt. Wenn jemand, besonders wenn er

sich noch in den Kinderjahren befindet, von der fallenden Sucht den ersten oder zweiten Anfall hat, so muß man ihm das Hemde ausziehn, es entzwei reißen und es auf einen Kreuzweg werfen, ohne, so wenig beim Hin- wie beim Zurückgange bis zur Thürschwelle, ein Wort zu sprechen.

Warzen werden dadurch vertrieben, daß, wenn man zwei auf einem und demselben Pferde vorbeireiten sieht, man ihnen nachruft: nehmt den Dritten mit.

Vor Zahnschmerzen bewahrt das regelmäßige Nägelabschneiden am Freitage.

Die Königskerze ist eine Blume, die in mehrfacher Beziehung eine wunderbare Kraft hat. Wenn ein Angehöriger, selbst wenn ein Stück Vieh krank ist, knickt man nach dem Untergange der Sonne die Blume gegen Sonnenaufgang hin um, und bittet dabei, daß sie die verlorne Gesundheit wieder verleihen möge. Am Johannistage ziehen die Mägde die Blume aus und hängen sie übers Bette; die, der sie zuerst verwelkt, stirbt zuerst.

Kinder, welche noch nicht getauft sind, darf man nie allein lassen, denn man hat zu befürchten, daß sie mit Wechselbälgen vertauscht werden. Doch kann man sie hiergegen auch dadurch schützen, daß man vor dem Fortgehen über sie das Zeichen des Kreuzes macht.

Haarabschneiden muß beim zunehmenden Monde vorgenommen werden, denn dann wachsen die Haare besser.

Die Strafe des Meineides vermeidet man dadurch, daß man während des Schwörens die linke Hand in die Seite legt, oder auch, daß man einen Knochen von einem eigenen verstorbenen Kinde auf bloßer Haut trägt.

Kann man einen Dieb selbst nicht ergreifen, so muß man bei seiner Flucht wenigstens eins seiner Kleidungsstücke zu erhaschen suchen. Prügelt man dies dann, so

wird der Dieb krank. Dieser Glaube wurzelt so fest, daß in der Gegend von Berend vor Kurzem ein Mann, der beim Honigdiebstahl ertappt, sich mit Zurücklassung seines Rockes geflüchtet hatte, als er hörte, daß dieser von dem Bestohlnen schrecklich zerhauen sei, sich hinlegte und starb.

Böses Wetter glaubt man dadurch zu stillen, daß man mit der Axt in die Thürschwelle haut.

Ein vorzügliches Mittel, um zukünftige oder verborgene Dinge zu erfahren, ist ein Erbschlüssel, besonders wenn er in Verbindung mit einer Bibel gebraucht wird. Läßt man ihn an einem, in die letztere eingeklemmten Faden geknüpft in ein Glas hängen, so zeigt er z. B. durch die Zahl der Schläge an, wie viel Jahre man noch bis zur Hochzeit warten müsse, durch die Seite, an welche er anschlägt: wohinaus die Person, die etwas gestohlen hat, sich befinde u. s. w. Wenn man einen zum Fenster hinausgehängten Erbschlüssel hin und her schwanken läßt und dabei spricht: horch, horch, so hört man von der Gegend her, dahin man wird zu freien oder zu wohnen kommen, eine Stimme.

Bei der Belagerung von Danzig im Jahre 1734 spieen die alten Weiber jedesmal, wenn eine Bombe angeflogen kam, dreimal aus und riefen: Phy, phy, phy, da kömmt de Drack (Drache) getragen, in der Meinung sich dadurch zu sichern; auch glaubten sie, daß, wer etwas von einer Bombe oder Kugel im Hause habe, der werde sich von solchen mehr auf den Hals ziehn.

Um im Karten- oder Würfelspiele Glück zu haben, muß man während desselben eine Nadel, mit welcher der untere Theil der vorderen Hälfte eines Hemdes zugenäht ist, vor sich in die, nach dem Erdboden gekehrte Seite der Tischplatte stechen.

17. Die Todtenurnen.

Von den Urnen, welche in den heidnischen Begräbnißplätzen gefunden werden, glauben Einige, daß sie die Gefäße seien, deren sich die Unterirdischen (Barstucken) bedienen, und die sie entweder ihren Freunden mit ins Grab gesetzt, um sich deren in jener Welt zu bedienen, oder die, als sie ihre, in dem Hügel bisher innegehabte Wohnung verlassen, dort zurückgeblieben, Andere, daß die Erde selbst, wenn sie im Monat Mai gleichsam schwanger werde, sie geboren habe.

Wenn in dergleichen Urnen Milch aufgestellt wird, so giebt sie mehr Butter; wenn man die Hühner daraus saufen läßt, so nehmen sie nicht nur sehr zu, sondern werden auch nie von einer Krankheit ergriffen; wenn man das Saatkorn vor dem Aussäen in dergleichen Urnen schüttet, so giebt dies eine reichlichere Ernte.

Rensch de tumul. et urn. sepulcral. Regiomont. 1724. 4. c. 3. §. 2, 3; vergl. Erl. Preuß. Th. IV. S. 95.

18. Vermischtes.

Die Litthauer nehmen ihre sterbenden Angehörigen, wenn sie im Begriff stehen, zu verscheiden, aus dem Bette, legen sie auf ein wenig Stroh auf die Diele, und öffnen Thür und Fenster, um der Seele den freien Aus- und Aufflug zum Himmel zu bereiten.

Messer dürfen mit der Schärfe nicht nach oben gelegt werden, weil dorthin Gott ist und die Geister wohnen.

Einem Storch darf man nichts zu Leide thun, denn er ist anderwärts ein Mensch.

Die Cicaden werden von den Litthauern für heilig gehalten, weil sie glauben, daß dieselben unerbittlich die ihnen angethanen Beleidigungen ahndeten und mit der heftigsten Rache die Kleider zernagten.

Wenn am Sonnabend Nachmittage gewaschen wird, so darf die Wäsche unter freiem Himmel nicht mit dem Waschholze geschlagen werden, da sonst der Hagel die Feldfrüchte zerschlagen würde.

Am Donnerstage darf nur bis zum Abendessen gesponnen werden, da sonst der Wolf die Heerde fressen würde.

Nach dem Abendessen darf der Tisch nicht abgenommen werden, vielmehr müssen Tischtuch, Schüssel, Löffel und Brod darauf liegen bleiben; denn wenn über Nacht der Alp oder die Mahr kommt, und einen gedeckten Tisch findet, so drückt er die Menschen nicht im Bette und das Vieh nicht im Stalle.

Das Wasser, mit dem eine Leiche abgewaschen ist, muß vor der Hausthüre ins Kreuz ausgegossen werden, da sonst der Verstorbene keine Ruhe hat, sondern wiederkommen und spuken muß.

Preuß. Provinz.-Bl. Bd. VIII. S. 190 fgg.

Gedr. bei den Gebr. Unger.

Im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin sind nachfolgende empfehlenswerthe Schriften erschienen:

Deutsche Sagen.

Herausgegeben von den Brüdern Grimm.

2 Bände. Preis 3 Thlr. 20 Sgr.

Wie das Kind seine ihm eigene Welt der Mährchen hat, an die es glaubt und in deren Wunderkreis auch der Erwachsene mit Sehnsucht sich zurück denkt, so hat das Volk seine eigenthümliche Welt der Sagen, die ihm mit dem Zusammenleben in der Heimath gegeben ist und an der es mit inniger Liebe hängt. Diese ehrwürdigen und lieblichen Töne aus einem frühern ächt volksthümlichen Leben, reden wie freundliche Begleiter zu uns, wohin wir im deutschen Lande unsern Wanderstab setzen. In dieser von den Gebr. Grimm veranstalteten Sammlung ist ihre vereinzelte Menge zusammengestellt. Gegen 600 Sagen von Zwergen, Riesen, Berggeistern, Kobolden, Nixen, Hexen, Elfen, Prinzen, vom Drachen, vom Wärwolf, von versunkenen Schlössern 2c., sind hier aufs anmuthigste erzählt.

Dreierlei zeichnet diese Sammlung ganz besonders aus. Erstlich Treue und Wahrheit der Erzählung, wie sie in der Heimath erzählt wird, selbst in Ton und Wort. Zweitens größte Mannigfaltigkeit. Drittens genaue Angabe der Quellen, woher sie geflossen und der Orte, wo sie einheimisch sind. Kein anderes Buch kann so frisch und lebendig die Angst und Warnung vor dem Bösen, wie die innigste Freude an dem Guten und Schönen wecken und nähren, wie dieses; kein anderes kann zugleich so in das innerste Geheimniß des volksthümlichen Lebens und Webens einführen und Vielen mag dadurch das theure deutsche Land noch lieber werden.

Lyrisches Schatzkästlein der Deutschen.

Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von O. F. Gruppe.

Preis 1¼ Thlr., (auf Velinpapier 1½ Thlr.) gebunden.

„Der bekannte Herr Herausgeber, der sich namentlich als Kritiker auszeichnet, hat von diesem seinem kritischen Talent durch die Herausgabe dieses Buches einen tüchtigen Beweis abgelegt, denn die Aus-

wahl ist mit Geschmack getroffen, was keineswegs so leicht ist, wie es für den ersten Augenblick scheinen mag. Die Anordnung des Buches, worüber sich Herr Gruppe in dem Vorworte genügend ausspricht, ist zu loben. Das Buch ist allen Freunden der deutschen Lyrik bestens zu empfehlen. Die Ausstattung ist sehr elegant." (Recens. im Berliner Modenspiegel 1836.)

Nibelungen-Noth und Klage

nach ältester Gestalt in ungebundener Rede übersetzt von A. Zeune. Zweite verbesserte Auflage. Mit Karte und geschichtlichen und erdkundlichen Erläuterungen.

Velinpapier, sauber geheftet 1½ Thlr.

„Eine sehr brauchbare prosaische Uebertragung. Wir haben uns schon bei mehr als einer Gelegenheit zu Gunsten der bisher immer noch zu sehr mißkannten prosaischen Uebertragungen älterer und fremder Dichterwerke ausgesprochen. Die Prosa allein gestattet eine Treue, die Gedanken und Bild unverfälscht wiedergiebt, und auch die Wortstellung möglichst einhält; während metrische Uebersetzungen fast unaufhörlich, wenigstens in Kleinigkeiten, vom Original abweichen müssen, um das Versmaß oder den Reim zu erzwingen. Wir können daher das Zeune'sche Werk, das auch durch Anmerkungen sehr verdienstlich und überdies sehr anständig ausgestattet ist, den Freunden der vaterländischen Poesie bestens empfehlen." (Recens. in W. Menzels Literaturblatt 1836.)

Wineta, oder: die Seekönige der Jomsburg.

Gedicht von W. Doenniges.

Velinpapier, sauber geheftet 17½ Sgr.

„Wer kennt nicht die altberühmte Sage von der Wineta? Wer ergötzte sich nicht an den Kämpfen und Festgelagen der Helden der Jomsburg? Hier empfängt sie der kunstsinnige Leser in ein poetisches Gewand gekleidet, in einer Sprache geschrieben, die von dichterischer Begeisterung zeugt, von einem Dichter dargestellt, der stark genug ist, das in sich Aufgenommene klar und würdig wiederzugeben." (Recens. im Berliner Modenspiegel 1837.)

